

Patriarchat in der DDR

Ursula Schröter
Renate Ullrich
Rainer Ferchland



Nachträgliche Entdeckungen
in DFD-Dokumenten,
DEFA-Dokumentarfilmen und
soziologischen Befragungen

Rosa-Luxemburg-Stiftung
Texte 65

Rosa-Luxemburg-Stiftung

URSULA SCHRÖTER, RENATE ULLRICH,
RAINER FERCHLAND

Patriarchat in der DDR

Nachträgliche Entdeckungen
in DFD-Dokumenten, DEFA-Dokumentarfilmen
und soziologischen Befragungen

Karl Dietz Verlag Berlin

Ursula Schröter, Renate Ullrich, Rainer Ferchland

Patriarchat in der DDR

Nachträgliche Entdeckungen in DFD-Dokumenten, DEFA-Dokumentarfilmen
und soziologischen Befragungen

(Reihe: Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 65)

Berlin: Karl Dietz Verlag 2009

ISBN 978-3-320-02210-5

© Karl Dietz Verlag Berlin GmbH 2009

Satz: Elke Sadzinski

Umschlag: Heike Schmelter (unter Verwendung eines Fotos von Katja Worch)

Druck und Verarbeitung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Printed in Germany

Inhalt

| | |
|----------------|---|
| Vorwort | 7 |
|----------------|---|

Ursula Schröter

Die DDR-Frauenorganisation im Rückblick

| | |
|---|----|
| Zur Gründung des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands (DFD) | |
| Frauenausschüsse erster Art | 11 |
| Das Wirkungsfeld des DFD. Frauenausschüsse zweiter Art | 18 |
| DFD West. Exkurs zu Lilli Wächter | 31 |
| Die 60er Jahre. Frauenausschüsse dritter Art | 36 |
| Weltoffenheit in der DDR | 52 |
| Einige Gedanken zum Schluss | 58 |

Renate Ullrich

Frauen in DEFA-Dokumentarfilmen

| | |
|--|-----|
| Vorbemerkung | 64 |
| Wo sind die Frauen? | 66 |
| Frauen in DEFA-Dokumentarfilmen | 80 |
| Wäscherinnen, Köchinnen, Näherinnen und eine Trümmerfrau | 96 |
| Einige Gedanken zum Schluss | 114 |

Rainer Ferchland

Von der Endzeit- zur Umbruchsituation Gender-Aspekte 1987/88 und 1990 in der DDR

| | |
|--|-----|
| Vorbemerkungen | 120 |
| Schlaglicht 1981: Die Untersuchung P81 | 121 |
| Die Untersuchung SD87 | 128 |
| Die Untersuchung IU88 | 157 |
| Die Untersuchung UF90 | 170 |
| Einige Gedanken zum Schluss | 180 |
| Nachbetrachtungen | 185 |
| Autorinnen und Autoren | 186 |

Vorwort

Warum noch einmal sozialistisches Patriarchat?

Nachdem im Jahr 2005 unsere nachträglichen Entdeckungen in DDR-Forschungsergebnissen unter dem Titel »Patriarchat im Sozialismus?« erschienen waren, stellten wir sehr unterschiedliche Reaktionen fest. Innerhalb der kritischen Stimmen waren die Reaktionen zuweilen sogar gegensätzlich. So hörten wir zum einen die erstaunte, nicht selten auch unwillige Frage, überwiegend von Leserinnen, warum der Titel mit einem Fragezeichen versehen ist. Der patriarchale Charakter des DDR-Staates sei schließlich unumstritten und durch die vorgelegte Analyse ja auch auf spezifische Weise bestätigt. Zum anderen fand die Publikation offensichtlich auch Leserinnen und Leser, die sich durch den von vornherein postulierten Zusammenhang zwischen DDR-Sozialismus und Patriarchat betroffen oder gar verletzt fühlten, auch wenn der Zusammenhang als nachfragenswert eingestuft wird. Meist wurde in solchen Debatten auf die gegenwärtige deutsche Gesellschaft und deren frauenfeindliche Defekte verwiesen. Das Fragezeichen im Titel unserer Publikation empfanden demnach die einen als überflüssig, während es die anderen als wichtigste Botschaft lasen.

Daraus schließen wir: Der patriarchale Charakter des DDR-Staates ist bis heute sehr wohl umstritten, ist möglicherweise heute umstrittener, weil mehr im Bewusstsein als in den 40 DDR-Jahren. Wir hatten das auch reflektiert und die Frage nach dem Patriarchat mit »Ja, aber ...« beantwortet: Patriarchat ja, aber ein anderes als das kapitalistische (Schröter, Ullrich 2005: 141). Insofern ist die gegenwärtige deutsche Gesellschaft hier nicht unser Thema. Wir kommen nur dann auf sie zu sprechen, wenn der Vergleich zwischen sozialistischem und kapitalistischem Patriarchat zur Durchsichtigkeit dieses »Ja, aber ...« beitragen kann. In erster Linie geht es uns jedoch um Geschlecht als Kategorie sozialer Ungleichheit, so wie wir sie heute aus authentischen DDR-Dokumenten ableiten können. Es geht uns insofern um ausgewählte Aspekte der Geschlechterpolitik bzw. der Geschlechterverhältnisse unter DDR-Bedingungen.

Unser ungebrochenes Interesse am sozialistischen Patriarchat ist zumindest zweifach zu begründen. *Zum einen* sehen wir auf diese Weise eine Möglichkeit, uns in die *gegenwärtige Debatte* um den gelungenen oder weniger gelungenen Vereinigungsprozess in Deutschland einzufügen. In ihrem Bericht zum Stand der deutschen Einheit 2008 bekennt sich die Bundesregierung »weiterhin uneingeschränkt zur Überwindung der teilungsbedingten Unterschiede ... zwischen Ost und West«. Das halten wir zunächst für eine gute Nachricht. Werden doch auch 20 Jahre nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland in sozialwissenschaftlichen Studien und auch in regierungsamtlichen Sozialberichten noch

sehr stabile Ost-West-Unterschiede in Wertorientierungen, Verhaltensweisen und Lebensplänen identifiziert. Wenn beispielsweise im ersten Gender-Datenreport von 2005, vom Deutschen Jugendinstitut e. V. erarbeitet, die Ost-West-Differenz als eine der beiden großen Differenzierungslinien im gegenwärtigen Deutschland bezeichnet wird (Gender 2005: 15) oder wenn im Jahrbuch Gerechtigkeit (Kirchlicher 2007), von 31 kirchlichen Institutionen herausgegeben, auch noch für das Jahr 2007 ein deutlicher »Riss zwischen Ost und West« konstatiert wird, dann erweist sich ein gründlicher Blick zurück als unumgänglich. Unumgänglich und (wie wir hoffen) auch politisch ertragreich, weil aus unserer Sicht die nachweisbaren Ost-West-Unterschiede in den Einstellungen und Verhaltensweisen – gerade in den familiären Entscheidungen – nicht generell als östliche Defizite gegenüber der westlichen »Norm« zu werten sind, sondern partiell nach wie vor auch als Zukunftspotenziale für Deutschland (Hradil 1995). Wohlgemerkt, hier ist nur die Rede von den teilungsbedingten Unterschieden, von den Unterschieden, die den Blick auf die beiden Vergangenheiten rechtfertigen, nicht von den beitragsbedingten.

Damit ist die Hoffnung verbunden, dass es der etablierten Politik in Deutschland in den nächsten 20 Jahren besser als in den vergangenen gelingen möge, aktuelle gesellschaftliche Probleme auf ihre tatsächlichen Ursachen zurückzuführen. Offensichtlich erwies sich bisher die Frauen- und Familienpolitik der DDR als besonders geeignet für fragwürdige Kausalbeziehungen. So wurde in den 90er Jahren sehr oft und nicht nur in Talk-Shows die überdurchschnittlich hohe östliche Arbeitslosigkeit mit der »ungebrochenen Erwerbsneigung« ostdeutscher Frauen in Zusammenhang gebracht. Später galt die vermeintlich fehlende Freiheit in DDR-Kindergärten, z. B. der »Töpfchenzwang«, als eine der Ursachen für wachsenden Rechtsradikalismus. Und neuerdings wird in den Medien das erschreckend hohe Maß an Kindestötungen mit dem vergleichsweise großzügigen Abtreibungsrecht der DDR in Verbindung gebracht.

Zum anderen vermuten, hoffen wir, dass kommende Generationen sich sowohl für den Chancenreichtum als auch für die Grenzen der Geschlechterpolitik im ersten deutschen Sozialismusversuch interessieren werden. Insofern geht es uns auch darum, eine der *Ursachen für das Scheitern* dieses Versuches zu markieren.

Dabei können und wollen wir uns nicht in die gegenwärtige Geschichts-Debatte um Patriarchat und Matriarchat bzw. um geschlechtergerechte Gesellschaftsformen einmischen. Plausibel erscheint uns aber, dass »das Patriarchat als ein System sozialer Beziehungen ein Produkt der historischen Entwicklung ist und also auch durch historische Prozesse beendet werden kann« (Lerner 1991: 23). Wie es dazu kam, welche historischen Ereignisse und Prozesse zur sozialen Zweitrangigkeit von Frauen führten, ob es überhaupt richtig ist, von einer sozialen Zweitrangigkeit zu sprechen, ob nicht vielmehr weibliche Lebensprinzipien, die sich besonders deutlich in der Folge politischer Katastrophen zeigen, die letztlich dominierenden und umfassenden sind – solche Fragen überlassen wir den

HistorikerInnen, mehrheitlich Historikerinnen. Wenn im jüngsten Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung, das ausschließlich westliche Frauenerfahrungen und insofern ausschließlich das kapitalistische Patriarchat reflektiert, festgestellt wird, dass letztlich alle Definitionen von Patriarchat auf soziale Ungleichheit und asymmetrische Machtbeziehungen verweisen (Cyba 2004: 13), dann können wir allerdings eine solche grobe Charakterisierung auch für das sozialistische Patriarchat beanspruchen. Auch in der DDR wurde Frauenarbeit geringer gewertet, letztlich geringer bezahlt als Männerarbeit. Auch in der DDR waren Frauen materiell ärmer als Männer. Auch in der DDR waren die höchsten Leitungsfunktionen von Männern besetzt. Gleichzeitig waren auch in der DDR, mehr noch in der ersten Zeit nach ihrem Zusammenbruch, Persönlichkeitsdeformierungen und Selbstmorde überwiegend Männerprobleme.

Wir greifen also unser Thema »Patriarchat im Sozialismus?« erneut auf und versuchen – nun auf der Grundlage anderer Quellen – die bereits gefundenen Aussagen und Vermutungen weiter zu präzisieren. Welche Fakten sprechen für patriarchale und damit zukunftsuntaugliche gesellschaftliche Verhältnisse, welche Fakten mildern (für wen) diesen Befund? Damit verfolgen wir das Ziel, den empirischen Fundus anzureichern und so die theoretische Verallgemeinerung zu erleichtern.

Als empirische Grundlagen dieser neuerlichen Analyse haben wir – zum ersten DFD-Dokumente und damit verbundene offizielle DDR-Unterlagen, vor allem aus den ersten beiden DDR-Jahrzehnten (Ursula Schröter), – zum zweiten DEFA-Dokumentarfilme (Renate Ulrich), – zum dritten Befragungsergebnisse, überwiegend aus den 80er Jahren, (Rainer Ferchland) ausgewählt. Auf diese Weise bilden wir im Vergleich zur vergangenen Analyse mit anderen Quellen auch andere Zeiträume der DDR-Existenz ab. Im ersten Kapitel (Ursula Schröter) geht es sowohl um den langwierigen Definitionsprozess des DFD als gesamtdeutsche Frauenorganisation als auch um ausgewählte frauenpolitische Ereignisse der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts. Durchgängig liegt das Augenmerk der Autorin auf der konfliktreichen Beziehung zwischen Arbeiterbewegung und Frauenbewegung – in den Farben der DDR.

Im zweiten Kapitel (Renate Ullrich) wird anhand ausgewählter DEFA-Dokumentarfilme untersucht, wie DDR-Frauen ihre eigene Situation beschrieben, mit welchen Problemen sie trotz aller fortschrittlichen Gesetze zum Frauen-, Mutter- und Familienschutz und zur Gleichstellung zu kämpfen hatten. Anliegen der Autorin ist vor allem, herauszufinden, welche Frauen da ins Bild und zu Wort kamen, welche Frauenbilder von den hier betrachteten Filmen propagiert und mit-geprägt wurden.

Im dritten Kapitel (Rainer Ferchland) werden ausgewählte soziologische Befragungen aus den letzten Jahren der DDR bzw. aus der Umbruchzeit erneut ausgewertet. Der Autor analysiert soziale Lagen und deren Reflexionen mit dem Schwerpunkt der Geschlechterdifferenz, die im Vergleich zur Klassendifferenz

auch empirisch in der DDR eine zu geringe Rolle gespielt hat. (Schröter, Ullrich 2005: 163).

Jedes der drei Kapitel enthält als letzten Abschnitt »Einige Gedanken zum Schluss«. Hier werden die Analyseergebnisse – mit dem Wissen um eine Niederlage – resümierend betrachtet und um neue Forschungsfragen ergänzt.

Ursula Schröter
Projektleiterin

Die DDR-Frauenorganisation im Rückblick

Zur Gründung des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands (DFD). Frauenausschüsse erster Art

Die DDR sollte eine Antwort auf die Arbeiterfrage sein. Innerhalb der Menschenrechtsbewegungen der vorausgegangenen Jahrhunderte – Antikolonialismus, Antirassismus, Frauenbewegung, Arbeiterbewegung – orientierte der Sozialismus des 20. Jahrhunderts vor allem auf Gerechtigkeit durch Überwindung der Klassenschranken. Insofern kann es nicht verwundern, dass die Maßnahmen und die Institutionen, die in der DDR als die wichtigsten betrachtet wurden, auf dieses Ziel gerichtet waren: Die Partei als Avantgarde der Arbeiterklasse, die Gewerkschaft als Klassenorganisation, die Betriebe als Hochburgen der Arbeiterklasse und nicht zuletzt die »Diktatur des Proletariats«, die unmittelbar nach Kriegsende Ernst machte mit der Beantwortung der Arbeiterfrage und deshalb einflussreiche Kapitalisten und Großgrundbesitzer enteignete.

Die DDR sollte ausdrücklich nicht eine Antwort auf die Frauenfrage sein. Lotte Ulbricht kritisierte noch vor der Staatengründung, nämlich bereits auf der I. Parteikonferenz der SED im Dezember 1948 scharf, dass einige Genossinnen (gemeint war Elli Schmidt, die spätere DFD-Vorsitzende) offenbar die Absicht hätten, »auf eine ‚feministische Ebene‘ (zu rutschen), vor der Lenin seinerzeit schon die KPdSU (B) gewarnt« hätte, das heißt, »sie kommen in die Gefahr, die Frauenarbeit als etwas Selbständiges, Losgelöstes von der Partei zu betrachten« (Ulbricht 1968: 30, 31). Im Neuen Deutschland vom 2. Dezember 1948 stellt sie die rhetorische Frage »Seit wann gibt es in der Partei Männer- und Fraueninteressen? ... Wir wollen das Klassenbewusstsein der Arbeiterinnen und Angestellten entwickeln.« (ebenda: 25). Sie konnte sich in dieser Zeit auch noch auf Stalin berufen, der in seiner »Geschichte der KPdSU (B)« der Einfachheit halber davon ausging, dass die weibliche Hälfte der Bevölkerung (in der jungen Sowjetunion) nur aus Arbeiterinnen und Bäuerinnen besteht: »Die werktätigen Frauen, die Arbeiterinnen und Bäuerinnen, bilden eine ungemein große Reserve der Arbeiterklasse. Diese Reserve macht mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus. Ob diese Frauen Reserve für oder gegen die Arbeiterklasse sein wird – davon hängt das Schicksal der proletarischen Bewegung ab, ... der Sieg oder die Niederlage der proletarischen Staatsmacht« (Stalin 1950: 211).

Das heißt, das Geschlechterverhältnis war in der DDR-Politik von Anfang an und in Übereinstimmung mit den theoretischen Wurzeln kein selbständiges, los-

gelöstes – gar ebenbürtiges – Thema im Vergleich zum Klassenverhältnis. Und bei dieser »Ankettung« der Frauenfrage an die Klassenfrage bzw. an die Partei blieb es bis Ende der 80er Jahre. Als 1979 – es war die Zeit, in der der feministische Aufruhr im Westen schon wieder verebbte, in der aber weltweit sehr viel publiziert wurde über das Verhältnis von Rasse (im Sinne von race), Klasse und Geschlecht – in der DDR eine internationale wissenschaftliche Konferenz anlässlich der 100jährigen Existenz des Bebel-Buches »Die Frau und der Sozialismus« stattfand (Bebel 1954), wurde die Einordnung der Geschlechterfrage in die Klassenfrage erneut bekräftigt. Eine Einordnung, die letztlich als Unterordnung wirkte. In einem der zentralen Referate auf dieser Konferenz hieß es: »Es gibt keinen Klassenkampf gegen eine Männerklasse, aber es gibt den unerbittlichen Klassenkampf gegen die Herrschaft der Ausbeuterklasse, der die geeinte Kraft der arbeitenden Menschen verlangt, unabhängig von ihrem Geschlecht« (Lange 1987: 252). Heute wird in diesem Kontext von der »praktischen Leugnung« des Zusammenhangs zwischen Frauenbewegung und Arbeiterbewegung gesprochen. »Im tradierten Marxismus wird ein Hintereinander oder Auseinander der Befreiungsaktionen angenommen. Zuerst kommt die Hauptsache, also die ökonomische Revolution, die Befreiung von kapitalistischer Herrschaft über Lohnarbeit, und im Anschluss kommen die übrigen Veränderungen, z. B. der Abbau der Herrschaft zwischen Mann und Frau« (Haug 2008: 250). Was die Linken der Ex-Bundesrepublik mit der These vom Haupt- und Nebenwiderspruch umschrieben, war in der DDR Regierungspolitik. Dabei galten nicht nur die Geschlechterunterschiede, sondern auch die Generationenunterschiede, die ethnischen Unterschiede, die Unterschiede in der sexuellen Orientierung usw. als prinzipiell nachrangig im Vergleich zu den Klassenunterschieden.

Aus heutiger Sicht ist in diesem Zusammenhang besonders zu bedauern, dass auf diese Weise auch die feministischen bzw. weiblichen Überlegungen innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung eine Geringschätzung erfuhren. Von den Schwierigkeiten, die Clara Zetkin mit den Männern der deutschen Sozialdemokratie hatte, ist erst nach 1990 die Rede (Badia 1994). Die Debatten um Rosa Luxemburg, um ihre feministischen und/oder marxistischen Wurzeln (Neusüß 1985), um »die Dimensionen, die Luxemburg als Sozialistin in der Arbeiterbewegung schwer verdaulich machten« (Haug 2007: 54) beginnen erst jetzt. Und dass die Französin Flora Tristan, die bereits 1843 zur weltweiten Arbeitervereinigung aufgerufen hatte, von ihrem Zeitgenossen Karl Marx nicht ernst genommen wurde, wissen bisher nur speziell interessierte Historikerinnen (Tristan 1988).

Es blieb, solange es die DDR gab, offiziell unwidersprochen, dass die Differenz zwischen Männern und Frauen zu vernachlässigen ist im Vergleich zur Differenz zwischen Klassenfreund und Klassenfeind. Die Frauen waren gewissermaßen immer mit gemeint, sowohl in der DDR als auch bei vielen Linken der Ex-Bundesrepublik. Und in dieses Konzept passte genau genommen keine Frauenorganisation. Die für wichtig gehaltenen Aufgaben und Wirkungsfelder waren

anderen Organisationen zugeordnet. In den übrigen Ländern, die sich dem Sozialismus verschrieben hatten, gab es auch keine Frauenorganisation. In der Sowjetunion wurde lediglich das »Komitee der Sowjetfrauen« gegründet, das auf höchster Ebene arbeitete und das bei Bedarf die Frauen des Landes repräsentierte, das aber keinen Unterbau im ganzen Land hatte. Deshalb meine These: Den Demokratischen Frauenbund Deutschlands (DFD) hätte es – konzeptionell betrachtet – nicht geben müssen.

Es gab ihn aber. Und das hatte damit zu tun, dass die Differenz zwischen Männern und Frauen in der Realität des Nachkriegsdeutschlands eben doch nicht zu vernachlässigen war. Das betraf nicht nur den quantitativen Unterschied, den kriegsbedingten Männermangel, der Frauenüberschuss genannt wurde (und wird). Das betraf auch die spezifisch weiblichen Verhaltensweisen, die in der Matriarchatsforschung dissidente Verhaltensweisen heißen und die in der bisherigen Menschheitsgeschichte immer nach politischen Katastrophen dafür gesorgt haben, dass das Leben weiter geht. Es waren Frauen, und nicht nur Arbeiterfrauen, die unmittelbar nach Kriegsende mit lebensnotwendigen Arbeiten begannen. Die legendäre Trümmerfrau gehörte genauso dazu wie Frauen, die sich in Nähstuben trafen und aus Soldatenmänteln Kinderkleidung produzierten. Aber auch für Verwaltungsposten und für Gründungsinitiativen der Parteien und Gewerkschaften standen Frauen zur Verfügung (Genth 1996: 22). Um das gesellschaftliche Leben wieder in Gang zu bringen, existierte ein anderer Blick auf Politik. »Auf diese Situation, in der sich Überleben, Nahrung, Kleidung, Heizung als die entscheidenden politischen Fragen erwiesen, war das traditionelle Politikverständnis in keiner Weise vorbereitet« (Freier 1986: 46). Folgerichtig entstanden nicht-traditionelle politische Strukturen – Antifaschistische Frauenausschüsse – nur verbunden durch den sogenannten Friedenskonsens. »Die Antifaschistinnen und politischen Aktivistinnen sahen sich nach der Männerherrschaft des Nationalsozialismus als Frauen noch mehr moralisch rehabilitiert, den Männern die Politik nicht allein zu überlassen, sondern sich ... einzumischen.« (Schmidt-Harzbach, aus dem Nachlass, zitiert in Stoehr 1996: 230).

Frauenausschüsse entstanden nachweisbar in allen vier Besatzungszonen. Sie stellten sich unterschiedliche Aufgaben, die aber in jedem Fall mit dem alltäglichen Überlebenskampf zusammen hingen. Entsprechend einem Bericht von Maria Weiterer, damals Leiterin des Frauensekretariats der SED, vom 13. Dezember 1946 ging es im Westen wie im Osten um »Hauswirtschaft und Ernährung, Schule und Erziehung, Landwirtschaft und Siedlung, Arbeitseinsatz und Arbeitsrecht, Wohnungsfragen und Wohnungsbau, Gesundheit und Hygiene, Familie und Eherecht, Kulturfragen« (SAPMO NY 4036/731).

Es gab damals keine höhere öffentliche Instanz, die die Aufgaben der Frauenausschüsse definierte. Und es gab – abgesehen von den Militärregierungen – keine Instanz, die sie kontrollierte. Aber die »Einflussnahme der jeweiligen Besatzungsmacht, die meist nur für die sowjetische Zone behauptet wird, hat in allen

Zonen eine Rolle gespielt. Die Gründung eines Frauenausschusses konnte hier wie dort nur mit Zustimmung der Militärregierung erfolgen« (Henicz u. a. 1986: 98). Und um diese Zustimmung, die mitunter bereitwillig, mitunter misstrauisch, mitunter gar nicht gegeben wurde, kümmerten sich die Frauen selbst. Bis heute ist umstritten, ob bzw. inwiefern sich in dieser Hinsicht die SMAD¹ von den drei westlichen Militärregierungen unterschied.

Und es gab damals auch neue (oder für Frauen uralte?) Regeln des Umgangs miteinander. »Selbst die krude Durchsetzungskraft war nicht in erster Linie hilfreich, weil die Menschen sich aufeinander angewiesen sahen« (Genth 1992: 9). Die selbstverständliche Einsicht, aufeinander angewiesen zu sein, prägte die Verhaltensweisen und machte vermutlich nicht nur die »krude Durchsetzungskraft« überflüssig, sondern auch den Selbstdarstellungsdrang, der in sogenannten normalen Zeiten bis zur Unerträglichkeit zum politischen Geschäft gehört.

Frauenausschüsse entstanden vor allem in den Städten. Aus der Britischen Zone sind in den Archivunterlagen die Städte Bremen, Hamburg, Aachen, Essen, Münster und Köln erwähnt, aus der Amerikanischen die Städte Frankfurt/Main, München, Stuttgart, Esslingen, Nürnberg und Baden (SAPMO NY 4036/731). Schon bald gingen von den bekannteren Ausschüssen Signalwirkungen aus, traten die Gründerinnen in Beziehung zueinander (Henicz u. a. 1986: 97), so dass die These umstritten ist, dass die Frauenausschüsse der Nachkriegszeit völlig unabhängig voneinander entstanden seien. Unumstritten ist jedoch, dass »diese Überlebenssicherung ... die Grundlage (bildete), auf der sich der Wiederaufbau im Nachkriegsdeutschland erst vollziehen konnte« (Pfeiffer 1996: 9).

Dabei meint »Wiederaufbau« nicht nur das Beseitigen der Trümmer und das Errichten von Gebäuden und Straßen, sondern auch das Beseitigen von Misstrauen und das Pflegen sozialer Beziehungen.



Ein Plakat von 1945 veranschaulicht am Beispiel der Aufnahme von Flüchtlingen (westliches Vokabular) bzw. von Umsiedlern (östliches Vokabular), wie die für das Weiterleben so notwendige Empathie herausgefordert wurde.

Quelle: Für Frieden und ..., 2006

1 Sowjetische Militäradministration

»Die mit 3,6 Millionen größte Zahl von Flüchtlingen und Vertriebenen hatte bis zum 29. 10. 1946 die Sowjetische Besatzungszone aufgenommen, mit 21 Prozent war dort auch deren Anteil an der Wohnbevölkerung am höchsten« (Grundmann 1998: 41). Bekanntlich haben die meisten Menschen, die in die SBZ² kamen, vorher östlich von Oder und Neiße gelebt und – wenn überhaupt – dann landwirtschaftliche Berufe erlernt. In die westlichen Zonen kamen erstens anteilmäßig weniger, zweitens überwiegend Menschen aus den tschechischen Gebieten und damit aus Gebieten, die industriell geprägt waren. »Der entscheidende Unterschied der vier Besatzungszonen ist, ... dass der Anteil der 20- bis 40-jährigen Männer ... in den Ländern der SBZ deutlich unter den Länder-Werten der westlichen Besatzungszonen lag ... Der Wiederaufbau wurde im Osten viel mehr als im Westen von den familiär ohnehin schon stark belasteten Frauen getragen ...« (ebenda: 26, 27).

Frauen erwiesen sich demnach in dieser Zeit als die lebenserhaltende politische Kraft in Deutschland, im Osten noch mehr als im Westen. Die »Stunde der Frauen« (Süßmuth) war spätestens dann vorüber, als viele Kriegsgefangene zurückkehrten und ihre angestammten Plätze wieder beanspruchten bzw. als sich zunächst die britische und amerikanische, später auch die französische Zone wirtschaftlich vereinigten – als der Kalte Krieg begann. »Der beginnende Kalte Krieg führte schon Ende 1946 zu einer scharfen Abgrenzung eines Teils der westzonalen Frauenausschüsse gegenüber den friedenspolitischen Ansätzen der antifaschistischen Frauenausschüsse aus der sowjetisch besetzten Zone« (Pfeiffer 1996: 22).

Mit Beginn des Kalten Krieges – geradezu ein Synonym für Klassenseinsetzung – wurde auch die Frauenfrage wieder bewusst und wieder zweitrangig. Dokumente aus jener Zeit lassen den Schluss zu, dass dieser Übergang »in die Normalität« nicht nur Konflikte zwischen unterschiedlichen Institutionen schaffte, sondern auch innerhalb der SED von Frauen und Männern unterschiedlich reflektiert wurde. So brachte Maria Weiterer namens der Frauenabteilung des SED-Parteivorstandes Ende 1946, als die Gründung einer einheitlichen Frauenorganisation vorbereitet wurde, die Sorge zum Ausdruck, dass die Arbeit in einer Frauenorganisation von »unseren Parteigenossen« nicht angemessen respektiert werden könnte. »Das Bestreben und der Wunsch nach einer Frauenorganisation ist sowohl bei den bürgerlichen wie sozialdemokratischen wie auch kommunistischen Frauen gleich stark ... Wichtig ist, dass unsere Parteigenossen nicht von sich aus einfach eine solche Organisation zu gründen versuchen, sondern dass man geschickte Frauen beauftragt, Kontakte zu schaffen zu den Frauen der Sozialdemokratie und der alten bürgerlichen Frauenbewegung, so dass man *mit diesen Frauen zusammen* zur Organisationsgründung kommt. ... Die Arbeit der kommunistischen Frauen in dieser Frauenorganisation ist als eine der wichtigsten Parteiarbeiten zu werten. Es darf nicht vorkommen, dass man ... die Stellung bezieht, dass sie keine Parteiarbeit machen.« (SAPMO NY 4036/731, Hervorhebung im Original).

2 Sowjetische Besatzungszone

Sicherlich hatte Maria Weiterer Gründe, den Konflikt zwischen Frauenfrage und Parteienfrage zu befürchten, oder genauer: eine parteilich-unsensible Lösung dieses Konflikts zu befürchten. Bereits im März 1946 soll Wilhelm Pieck seinen Glückwunsch zum erstmals wieder gefeierten Internationalen Frauentag mit der Aufforderung an die Frauen verbunden haben, »sich in die Kampffront der Proletarier einzureihen« (Scholze u. a. 1987: 21). Diese Aufforderung an die Frauen, sich einzureihen, bzw. die Aufforderung an die Verantwortlichen in der Gesellschaft, Frauen noch stärker »einzubeziehen«, finden sich in den offiziellen Dokumenten bis zum DDR-Ende. Das heißt, bis zum DDR-Ende wurde Frauenarbeit als etwas gewertet, das überwiegend außerhalb der »Kampffront«, außerhalb des »wirklich Wichtigen« stattfand. Das ist für jeden Zeitraum zu bezweifeln, unterstellt eine solche Sicht doch eine ungleiche Wertschätzung für Arbeit in der Öffentlichkeit und Arbeit im Privaten. Für die unmittelbare Nachkriegszeit jedoch, in der die Frauenausschüsse die Voraussetzungen für das Weiterleben der Gesellschaft schufen, erscheint die Aufforderung an die Frauen, sich »einzureihen«, geradezu ignorant.

Auf Klassenauseinandersetzungen und damit verbundene ökonomische Bedingungen geht letztlich auch die beginnende massive Ost-West-Wanderungsbewegung zurück, deren Ausmaße für die erste Nachkriegszeit heute nur geschätzt werden können. Es gab in Deutschland 1946 und 1950 Volkszählungen (danach getrennte Statistiken). Die Gesamtbevölkerung 1950 in der DDR war fast genauso groß wie die in der SBZ 1946, obwohl ein erheblicher Teil der Kriegsgefangenen zurückgekehrt war (was sich auch im höheren Männeranteil zeigte), obwohl seit 1948 ein deutlicher Geburtenüberschuss nachweisbar war, obwohl immer noch Umsiedler ankamen. Das heißt, es muss zwischen 1946 und 1950 schon eine massive Abwanderung in die westlichen Zonen gegeben haben.

Wie die Entwicklung bis zur Gründung des DFD in der SMAD im Einzelnen vor sich ging (Befehl Nr. 80, Zentraler Frauenausschuss, Vorschläge des Oberstleutnants Nasarow zum Programm, Aufruf des Vorbereitenden Komitees, Besonderheiten der DFD-Gründung in Berlin usw.) ist im Handbuch der Parteien und Organisationen der DDR ausführlich beschrieben (Schröter u. a. 2002). Welche Wege in den westlichen Zonen gegangen wurden und warum es erst nach Gründung der Bundesrepublik gelang, den westdeutschen DFD zu gründen, beschreibt Kerstin Pfeiffer im Einzelnen in ihrer Magisterarbeit (Pfeiffer 1996).

Hier soll lediglich festgehalten werden, dass Anfang März 1947 der Demokratische Frauenbund Deutschlands in Ost-Berlin gegründet wurde, als gesamtdeutsche Organisation konzipiert und erklärtermaßen auf die Erhaltung des Friedens, die Einheit Deutschlands und die Gleichberechtigung der Frau orientiert. Im November des gleichen Jahres wurden die Frauenausschüsse im Osten Deutschlands aufgelöst und wurde ihr materielles Vermögen dem DFD übergeben.

Dem gingen ganz sicher konfliktreiche Monate voraus, denn im Gründungsprotokoll des DFD ist auf Seite 47 festgehalten, dass die Antifaschistischen Frauenausschüsse wie bisher für soziale, der DFD für politische und kulturelle Aufgaben zu-

ständig sein sollen (Protokoll 1947). Auf dem Gründungskongress im März wurde demnach noch davon ausgegangen, dass neben dem DFD auch die Ausschüsse weiter existieren werden und dass es eine Arbeitsteilung zwischen beiden geben sollte. Offensichtlich funktionierte weder diese Aufgabenaufteilung noch die personelle Trennung in beide Bereiche. Die Dokumente der folgenden Monate sprechen vom angestrebten Zusammenschluss, vom Anschluss, vom Verschmelzen, aber auch vom Nebeneinanderbestehen und von vielfältigen Kompetenzstreitigkeiten. Schließlich wurde im »Rahmen einer Feierstunde am 27. November 1947 in Berlin ... die zentrale Verschmelzung von 7451 Frauenausschüssen mit dem Demokratischen Frauenbund definitiv vollzogen« (Mocker 1992: C6). Der SMAD-Befehl Nr. 254 vom 11. November 47 und zahlreiche Debatten in den Parteien ebneten dafür den Weg.

Das Frauennetzwerk des Nachkriegsdeutschlands – zweifellos eine »von unten« gewachsene, aus der konkreten Not geborene und bis heute schwer überschaubare Struktur – hatte seine Schuldigkeit getan. Oder war in den sich stabilisierenden patriarchalen Machtstrukturen, weil auch schwer kontrollierbar, lästig geworden. Die mit dem DFD-Gründungsprozess verbundenen Fragen finden sich leider nicht in der offiziellen DDR-Literatur, dafür aber sehr vielfältig in den Studien der jüngeren Zeit. War Frauenmacht in der Nachkriegszeit lediglich ein Mythos und wurden (von 1947 an) Fraueninteressen zum Spielball der Parteien (Pawlowski 1996: 101)? Wurde mit der Gründung des DFD »der Grundstein zur Ost-West-Spaltung der politisch organisierten Frauen« (Stoehr 1996: 230) gelegt? War der DFD von Anfang an durch »gefährliche kommunistische Bemühungen« (Bähnisch 1960, zitiert nach Pfeiffer 1996) geprägt oder »häutete er sich erst bis 1950 zum Transmissionsriemen der SED« (Pawlowski 1996: 95)?

Auch der oft zitierte Friedenskonsens, der unmittelbar nach Kriegsende die politisch aktiven Frauen Deutschlands verbunden hat und der durchaus als Misstrauen gegenüber männlicher Macht interpretiert werden kann, ist heute in der Debatte.



Quelle:
Für Frieden und... 2006

Gab es diesen Konsens wirklich, ist die »fortdauernde Besetzung des Friedenthemas durch die Kommunistinnen« (Stoehr 1996: 252) nicht vielmehr ein Grund für die Verschärfung der Auseinandersetzungen zwischen den Frauen? Ist es für die westlichen Frauenverbände richtig, dass schon sehr bald »Friede nicht mehr als höchstes Gut gesehen (wurde), sondern an die Voraussetzung der politischen Freiheit der Bevölkerung gebunden« wurde (ebenda: 254)?

Weil auch aktuelle Publikationen zum »Schlüsseljahr 1947« bzw. zum Beginn des Kalten Krieges die spezifischen Frauenaktivitäten weitgehend unbeachtet lassen, stehen die Antworten auf solche Fragen bisher noch aus.

Das Wirkungsfeld des DFD. Frauenausschüsse zweiter Art

Auf dem Gründungskongress im März 1947 war zunächst entschieden worden, dass der DFD ausschließlich im Wohngebiet wirksam werden sollte. Schließlich hatten sich die Antifaschistischen Frauenausschüsse spontan auch im Wohngebiet formiert. Dort zu arbeiten, wo die Frauen wohnen, bedeutet Orientierung auf die private Sphäre, relativ unabhängig vom Beruf und von der Klassenzugehörigkeit der Frauen.

Diese Entscheidung führte zwar dazu, dass der DFD bereits ein viertel Jahr nach seiner Gründung etwa 150 000 Mitglieder hatte³, aber vergleichsweise wenige Arbeiterinnen. Und das galt ganz offensichtlich 1947 schon als Makel für eine Frauenorganisation. Im Oktober 1947 wurde deshalb »die Betriebsarbeit« beschlossen. Vorausgegangen waren heftige und sicherlich nicht vollständig dokumentierte Auseinandersetzungen mit dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB), aber auch mit den SED-Frauensekretariaten. Im Referat für den II. Bundeskongress des DFD im Mai 1948 ist nachzulesen, dass von den derzeitigen DFD-Mitgliedern 59 Prozent Hausfrauen und 17 Prozent Arbeiterinnen seien und dass sich »der Wunsch nach Schaffung von Betriebsgruppen des DFD als brennendste Frage« herauskristallisiert hätte (Rentmeister 1948, vgl. auch Kirchner 1974). Alles klingt so, als sei die Entscheidung für Betriebsgruppen vor allem im DFD selbst gereift, allerdings eindeutig unterstützt durch die SMAD, die sich von den DFD-Betriebsgruppen »ideologische und soziale Arbeit« in den Betrieben erhoffte (Bokarewa, zitiert in Pawlowski 1996: 102).

»In kurzer Zeit bildeten sich fast 700 Betriebsgruppen« (Bundesvorstand 1989: 75). Anfang 1949 wurden alle – inzwischen 1 470 – Betriebsgruppen des DFD aufgelöst bzw. in Ortsgruppen überführt (Auf dem Wege ... 1950: 103). Auf der 8. Bundesvorstandssitzung des DFD vom Mai 1949 wurde dazu vermerkt: »Mit Absicht oder ohne haben wir uns in den Betrieben mit Aufgaben befasst, die eigentlich nur den FDGB ... etwas angehen. Der Bundesvorstand des FDGB ist nun

3 Es sind in der Literatur Zahlen zwischen 138 000 (Mocker 1992) und 200 000 (Bundesvorstand 1989) zu finden.

erneut an uns herangetreten mit einem Beschluss, die Arbeit des FDGB unter den Frauen zu verbessern ... Es liegt also praktisch keine Notwendigkeit für Betriebsorganisationen des DFD mehr vor« (Protokoll 1949: 23 ff.).

Wie muss das aus heutiger Sicht interpretiert werden? In der westlichen Politikwissenschaft, in der Konkurrenzverhältnisse zum selbstverständlichen Denken und Handeln gehören, wird die Auflösung der Betriebsgruppen als Resultat der Kompetenzüberschneidungen zwischen DFD und FDGB bezeichnet (vgl. Mocker 1992: C-8). Die offizielle DDR-Geschichtsschreibung lässt uns hier im Unklaren. Sie betont zwar, dass sich der DFD von Anfang an dafür einsetzte, »die Frauen in das Berufsleben zu führen und die Überzeugung zu fördern, dass Arbeit und Beruf zum Leben der Frauen gehören« (Bundesvorstand 1989: 80), erwähnt aber die Betriebsgruppen nur beiläufig. Sie musste also auch die Auflösung dieser Gruppen nicht ausführlich begründen. Allerdings deutet andere DDR-Literatur, beispielsweise die 1968 erschienenen Reden und Aufsätze von Lotte Ulbricht, darauf hin, dass es bereits 1948 erhebliche Kritik an der DFD-Arbeit in den Betrieben gegeben haben muss: »Oder können wir schweigend an Tatsachen vorüber gehen, wie wir sie zum Beispiel im Stahlwerk Riesa zu verzeichnen hatten? Dort hat die Frauenleiterin am 8. November, an einem Tag also, wo die Lehren aus zwei Revolutionen gezogen werden mussten, zu einem ›Bildungsabend ...‹ eingeladen, auf dem erstens die ›Reformation‹, zweitens ›Die Frau im Mittelalter‹ behandelt wurden. Sollte das schon die Folge davon sein, dass man in Riesa die ideologische Erziehung der Frauen ... der ›Organisation der Frauen‹, dem DFD überlassen hat?« (Ulbricht 1968: 25/26). Auch in dem bereits erwähnten Beitrag auf der I. SED-Parteikonferenz, der noch im Dezember 1948 im Neuen Deutschland veröffentlicht wurde, spart Lotte Ulbricht nicht mit Kritik. Hier ist die Rede von den »bürgerlichen Frauen im DFD«, denen man die wichtigen Diskussionen nicht überlassen dürfe. »Die praktischen Fragen kann nur die Gewerkschaft lösen helfen und nicht der DFD. Denn sonst muss es unendliche Auseinandersetzungen zwischen den bürgerlichen und den sozialistischen Frauen geben« (Ulbricht 1968: 32).

Noch klarer sind die Auskünfte, die aus dem Archivmaterial abzuleiten sind. Das Zentralsekretariat der SED beschloss im Januar 1949 eine »Richtlinie zur Verbesserung der Arbeit der Frauenabteilungen der Partei« – ein scheinbar parteiinternes Papier – und bezog sich dabei auf eine Vorlage für das Zentralsekretariat mit der Überschrift »Maßnahmen zur Verbesserung der Arbeit der Frauenabteilungen der SED«, die ebenfalls archiviert ist (SAPMO NY 4036/731). In dieser Diskussionsvorlage ist die Rede davon, dass noch im Dezember 1948 eine Konferenz durchzuführen sei, an der die Frauenabteilungen der SED, die für Frauenarbeit Zuständigen des FDGB und Genossinnen des DFD teilnehmen sollten.

Im Wesentlichen sollte es auf der Konferenz um die schlechte Frauenarbeit der SED gehen: Die Partei kümmere sich zu wenig um den FDGB, um den Konsum und um die Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe (VdGB) und zu viel um den DFD, ohne jedoch »die klare politische Führung ... zu sichern ... Der DFD

darf keine Aufgaben übernehmen, die Aufgaben der Gewerkschaftsorganisation sind. Die Genossinnen des DFD müssen sich besonders darüber klar sein, dass die Gewerkschaftsorganisation im Betrieb die entscheidende Massenorganisation auch der weiblichen Belegschaftsmitglieder ist und die Fragen der betrieblichen Sozialpolitik, der Lohn- und Tarifforderungen usw. von der BGL zu lösen sind. Auch die selbständige Durchführung von Konferenzen der Betriebsaktivistinnen durch den DFD ist entschieden abzulehnen. Um die soziale Zusammensetzung des DFD zu verbessern, ist die individuelle Werbung von Arbeiterinnen für die lokalen Gruppen des DFD zu verstärken ... Die Arbeit des DFD ist noch von einem ungenügenden Kampfgeist gegen die Kriegstreiber, gegen die antisowjetische Hetze der Imperialisten und ihrer Helfeshelfer, gegen die reaktionären Feinde der neuen demokratischen Ordnung getragen. Die Arbeit zur Umerziehung der Frauenmassen muss verstärkt werden. Der DFD und seine Organe müssen mehr als bisher die Aufmerksamkeit den alltäglichen Sorgen und Nöten der Frauen und Mütter zuwenden. Der DFD muss sich auch in den Kampf um die Erfüllung des 2-Jahr-Planes einschalten. ... Die Genossinnen des DFD werden nochmals darauf aufmerksam gemacht, dass sie sich als Beauftragte der Partei zu fühlen haben« (SAPMO NY 4036/731).

Die Vorlage enthält auch Hinweise auf eine bessere Schulung der Frauen, auf Kritik und Selbstkritik, die ohne Schonung der Person zu entwickeln sei, und vor allem auf Maßnahmen zur Verbesserung der Frauenzeitschrift »Frau von heute«. Manches wirkt wegen seiner männlichen Selbstüberschätzung heute geradezu lächerlich. »Die erforderliche Einfachheit und Leichtverständlichkeit der Sprache dieser Zeitung darf nicht dazu führen, ihren antifaschistischen und antiimperialistischen Kampfgeist abzuschwächen« (ebenda).

Auf der erwähnten Frauenkonferenz, die vom 15. bis 16. Dezember 1948 stattfand, gelang es offenbar weder dem DFD noch der Frauenabteilung beim Parteivorstand, die eigene Position zu festigen. Der Bericht von Lotte Ulbricht an Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl von Anfang Januar 1949 (SAPMO NY 4036/731) über das Auftreten der DFD-Genossinnen auf dieser Konferenz ist gnadenlos. Diese Genossinnen hätten die Kritik des Zentralsekretariats nicht verstanden, würden eine politisch unklare Haltung einnehmen, hätten die eigenen Mängel nicht analysiert. Auch über die DFD-Betriebsgruppen gäbe es keine Klarheit. Manche würden für Betriebsgruppen werben »und mit Zahlen jonglieren«. Manche würden nur für Betriebsgruppen in kleinen Betrieben argumentieren, weil sie in Großbetrieben »nur stören, wie Maxhütte bewiesen habe« (ebenda).

Gleichzeitig sah Lotte Ulbricht im DFD ein generelles Sicherheitsrisiko, das natürlich umso schwerer wog, je näher der DFD der Arbeiterklasse war. »Unter unseren leitenden Genossinnen des DFD zeigten sich auf der Konferenz sehr gefährliche Tendenzen, den DFD zu einer Labour-Frauenbewegung umzuwandeln.« Hauptvertreterin sei Genn. Kolmer, »die die Hitlerzeit wie Genn. Damerius in englischer Emigration verlebt hat«. In diesem Sinne folgerichtig schlägt sie vor,

die »politischen Auffassungen der Genossinnen Kolmer und Damerius« überprüfen zu lassen (SAPMO NY 4036/731).

Wenige Monate nach der Dezember-Konferenz lag dem Kleinen Sekretariat der SED der Bericht einer Untersuchungskommission vor. Sie hatte DDR-weit die Arbeit des DFD kontrolliert und war zu vernichtenden Ergebnissen gekommen. »Die Zusammenarbeit zwischen der Frauenabteilung des Parteivorstandes und Bundesvorstand des DFD muss als außerordentlich mangelhaft kritisiert werden«. Die Genossinnen des DFD würden »grundsätzlich allein« zu Besprechungen mit der Sowjetischen Militäradministration gehen. Sie hätten die Parolen zum Weltfriedenskongress nicht mit der Partei abgesprochen. Die Genossinnen der Landesvorstände würden durch den Bundesvorstand nicht bestätigt und seien »völlig auf ihre eigene Initiative gestellt«. Auf den Namen Emmy Damerius sei die Prüfungskommission überhaupt nicht gestoßen. Wahrscheinlich würde sie nur »eine rein repräsentative Funktion« ausüben oder nur den Kontakt zur IDFF⁴ halten. Und: Es bestünde »eine gewisse Sucht nach Gründung von Betriebsgruppen, obwohl nirgends konkrete Anleitungen für die Arbeit der Betriebsgruppen vorhanden sind. So beschäftigt sich die Betriebsgruppe des DFD in Olympia-Erfurt damit, eine Nähstube einzurichten, obwohl es bereits eine solche des Betriebes gibt« (ebenda).

So gesehen sind die Ereignisse der folgenden Monate plausibel: Emmy Damerius-Koenen, seit 1948 DFD-Vorsitzende, kandidierte »aus gesundheitlichen Gründen« nicht wieder für diese Funktion. Die DFD-Betriebsgruppen wurden aufgelöst. Eva Schmidt-Kolmer, die sich später bleibende Verdienste um die öffentliche Kinderbetreuung der DDR erwarb (Niebsch u. a. 2007), wurde zusammen mit ihrem Mann – ebenfalls West-Remigrant – nach Mecklenburg geschickt. Die seit 1949 amtierende DFD-Vorsitzende Elli Schmidt schien sich zunächst an die Rangordnung zu halten und schrieb im August 1949 in gebotener Weise an Wilhelm Pieck: »Wir erlauben uns, Ihnen den herzlichsten Dank auszusprechen für den Aufruf des Parteivorstandes der SED vom 21. 7. 49 ›Alles für unsere Kinder‹. Der DFD wird sich überall bis in seine kleinsten Ortsgruppen der Kreise und Länder für diese Aktion zur Verfügung stellen« (SAPMO NY 4036/713). Aber bereits im Sommer 1950 hielt auch sie es für notwendig, bei Wilhelm Pieck und (inzwischen) Walter Ulbricht mehr Respekt für die Frauenorganisation einzufordern. Sie beschwerte sich, weil der Aufruf zur anstehenden Wahl zwar von den Blockparteien und von der FDJ, aber nicht vom DFD unterschrieben worden war. Wilhelm Pieck teilte der »lieben Elli« umgehend mit, dass sie im Recht sei. »Mir ist unverständlich, warum man das unterlassen hat« (SAPMO NY 4036/713).

Auch innerhalb der SED »rollten Köpfe« im Zusammenhang mit dieser harten Zeit der klassenpolitischen Säuberung. Im Protokoll der Sitzung des Kleinen Sekretariats von April 1949 ist vermerkt: »Die mangelnde Anleitung der SED-Funktionärinnen des DFD durch die Frauenabteilung beim Parteivorstand veranlasst

4 Internationale Demokratische Frauenföderation, vgl. S. 56

das Sekretariat, dem Politbüro vorzuschlagen: Anstelle der Genossin Maria Weiterer wird Genossin Käte Selbmann zur Abteilungsleiterin bestimmt.« (SAPMO DY 30/JIV 2/3 – 255). Das heißt, die Frau, die reichlich zwei Jahre vorher ihre Genossen beschworen hatte, die DFD-Gründung mit Verständnis für Andersdenkende zu begleiten, wurde nun ihrer Funktion entbunden. Auch untergeordnete Parteiebenen blieben nicht verschont. Käte Kern, bis zu ihrem Tod 1985 Mitglied des SED-Zentralkomitees, schrieb deshalb »mit Befremden« an Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl. Und aus dem Landesvorstand Mecklenburg kommt der bittere Satz »Die Frauenreferate haben ja schon immer einen Kampf um ihre Existenz führen müssen« (SAPMO NY 4036/731)

Rückblickend ist zweierlei hervorzuheben. Zum ersten wurde der DFD für Arbeitsweisen bestraft, die drei Jahre zuvor noch zu den Stärken der Antifaschistischen Frauenausschüsse gehörten: das Handeln nach eigener Initiative, nach regionaler Notwendigkeit, der direkte Kontakt zur Militärregierung, der Aufbau der jeweils effektivsten Struktur usw. Zieht man in Betracht, dass viele der kritisierten DFD-Mitglieder bereits in den Frauenausschüssen tätig waren, dann ist zu vermuten, dass sich diese Frauen immer noch mehr vom eigenen Verantwortungsgefühl leiten ließen als von den nun vorgegebenen hierarchischen Organisationsprinzipien.

Zum zweiten kann im Zusammenhang mit der Auflösung der DFD-Betriebsgruppen davon ausgegangen werden, dass die Entscheidung nichts mit FDGB-Versprechungen zu tun hatte. Die SED hat den DFD, weil er sozialstrukturell nicht »sauber« war und deshalb als politisch nicht zuverlässig galt, auf das Wohngebiet zurückverwiesen. Nach der latent vorhandenen Vorstellung von Öffentlichkeit und Privatheit bedeutete das, er wurde auf das Nebengleis verwiesen. Nicht im Sinne von »weniger Arbeit«, aber im Sinne von »nicht so wichtiger Arbeit«. Möglich war eine solche Entscheidung – zwei Jahre nach der Gründung der Frauenstruktur – allerdings nur, weil der DFD letztlich nicht zum DDR-Konzept gehörte, weil seine Aufgaben nicht von Anfang an definiert waren.

Die im Frühjahr 1949 entschiedene politische Zweitrangigkeit der Frauenorganisation kann mit einem Blick auf die Geschichte der anderen DDR-Massenorganisationen untermauert werden. »Im Zentralrat der FDJ setzte sich Anfangs der 50er Jahre die auch in der Sowjetunion realisierte Position durch, dass die Organisationsbasis der Kinderorganisation die Schule und nicht das Wohngebiet sein müsse. Das geschah in Übereinstimmung mit dem Organisationsprinzip der SED bzw. der KPdSU, dass die politischen Organisationen der Werktätigen dort ihren Platz haben sollen, wo die wichtigsten Entscheidungen fallen, d.h. am Arbeitsplatz« (Bolz 2003: 276). Dort, wo dieser Logik entsprechend die wichtigsten Entscheidungen fallen, nämlich in den öffentlichen Institutionen und Betrieben, hatte die DDR-Frauenorganisation nun also keinen Platz mehr.

Mit politischer Zweitrangigkeit hängt vermutlich auch die Tatsache zusammen, dass es der DFD etwa ab Mitte 1949 nicht mehr als seine ureigenste Aufgabe betrachtete, Gesetzesvorschläge zu unterbreiten. Hatte er doch zuvor sowohl an der

Verfassung der DDR als auch am Entwurf zum »Gesetz über den Mütter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau« direkt mitgewirkt. Stattdessen wurde nun von der Frauenorganisation erwartet, Gesetze zu popularisieren, das Rechtsbewusstsein der Frauen zu entwickeln und zu Stellungnahmen und Diskussionen über Gesetzesvorschläge zu ermuntern (Auf dem Wege ... 1950: 183). Über die Person Hilde Benjamins allerdings – Gründungsmitglied des DFD und ab 1953 Justizministerin der DDR – war der frauenpolitische Einfluss auf die Gesetzgebung noch bis in die 60er Jahre zu spüren. Ihrem Durchsehvermögen wird unter anderem zugeschrieben, dass 1965 das Familiengesetz der DDR, seit 1947 in der Diskussion, verabschiedet werden konnte. Ein damals weltweit beachtetes Gesetz, das Männern und Frauen die gleiche Verantwortung für die Entwicklung der Familie und die Erziehung der Kinder zuspricht. Auch Publikationen Hilde Benjamins zur elterlichen Gewalt halten bis heute emanzipatorischen Ansprüchen stand. So forderte sie 1949, sich von der Auffassung zu trennen, dass das Kind eine der elterlichen Gewalt unterworfenen Sache sei, und das Bewusstsein dafür zu wecken, »dass auch das Kind ein Mensch ist, der von seinen ersten Lebensäußerungen an ernst genommen werden muss ... Die Aufgabe, unsere überkommenen Vorstellungen von der elterlichen Gewalt zu überprüfen, gilt für alle, insbesondere auch für die Mutter, und das Problem des Kindesrechts ist nicht allein damit gelöst, dass die Mutter etwa eine gleiche elterliche Gewalt – mit den gleichen Rechten und Zuchtmitteln – wie der Vater bekommt; (andererseits bestätigt die Übertragung der vollen elterlichen Gewalt auch auf die Mutter schon die Auflösung der Einzelfamilie als wirtschaftliche Einheit und rüttelt insofern auch mit an der wirtschaftlichen Ursache für die gegenwärtige Stellung des Kindes unter der Gewalt des Vaters)« (Benjamin 1949: 83).

Zwei Beispiele aus unterschiedlichen Zeiträumen – vom Anfang und vom Ende der DDR – sollen belegen, dass die Frauenorganisation auch auf dem »Nebengleis« Aufgaben mit existenzieller Bedeutung haben konnte.

Erstens. Ein Artikel aus der Frauenzeitschrift »Frau von heute« aus den letzten 40er Jahren wird heute im Berliner Bezirk Treptow-Köpenick als Flugblatt mit dem Titel »So war der schwere Anfang nach dem Krieg – Erinnerungen von Köpenicker Frauen« verteilt. Darin heißt es: »... Es ist die älteste und zugleich die größte Nähstube, die der Demokratische Frauenbund in Berlin unterhält – Köpenick, Grünstraße 4 ... »Wir wissen oft gar nicht, wo uns der Kopf steht vor lauter Arbeit«, sagte Frau Gramsch, die Gründerin und Leiterin der Nähstube, während sie einem elfjährigen Mädchen eine warme Bluse anprobiert, die aus Stoffresten geschickt zusammengesetzt worden ist. ... Diese Stoffe sind nun nicht etwa der Öffentlichkeit entzogen worden, sondern der DFD erhält von Zeit zu Zeit in der Produktion abfallende fehlerhafte Ware zugestellt, die seiner großzügigen Sozialhilfe zugute kommen« (So war ... o. D.)

Zweitens. In einer Information der Arbeiter-und-Bauern-Inspektion (ABI) an den Zentralrat der Freien Deutschen Jugend (FDJ) wird berichtet, dass im April

1986 12 000 Kontrollkräfte 5 612 Kinderspielplätze in 10 DDR-Bezirken nach Ordnung, Sicherheit und Sauberkeit überprüft hätten (SAPMO DY 24/113865, Sekretariat Poßner). Dabei seien die Kontrollkräfte der ABI wie gewöhnlich durch den DFD unterstützt worden. Die Ergebnisse der Kontrolle waren so – bei 60 Prozent der Plätze wurden ernste Gefährdungen für Leben und Gesundheit der Kinder registriert – dass schließlich 1 798 Auflagen (z. B. an Bürgermeister) erteilt werden und 6 Disziplinarverfahren verlangt werden mussten.

Zurück zum Jahr 1949 und zu den DFD-Betriebsgruppen. Festzuhalten ist, dass sowohl die Entscheidung für als auch die Entscheidung gegen DFD-Betriebsgruppen dem gleichen klassenpolitischen Ziel folgten. In jedem Fall ging es darum, die Rolle der Arbeiterklasse zu stärken, diese Rolle nicht in Gefahr zu bringen. 1947 konzentrierte sich der Blick vor allem auf die Arbeiterklasse innerhalb der Frauenorganisation, 1948/49 vor allem auf die Arbeiterklasse außerhalb.

Die spätere Entwicklung zeigt aber, dass auch mit der Auflösung der DFD-Betriebsgruppen bzw. mit der Unterstellung der betrieblichen Frauenarbeit unter die Gewerkschaftsleitungen, das konfliktreiche Verhältnis zwischen Klasse und Geschlecht nicht in den Griff zu bekommen war. Klassenpolitik war offenbar nicht in der Lage, Verantwortung auch für Geschlechterpolitik mit zu übernehmen. »Die Frauen fördern heißt die Kampfkraft der Arbeiterklasse stärken« (Scholze 1987: 95), so hieß zwar ein Vortrag, der im Oktober 1953 auf einer Berliner Frauenkonferenz gehalten wurde, aber in der Realität funktionierte dieser Automatismus ganz offenbar nicht.

Die Frauenarbeit in den Betrieben nach 1949 löste vielmehr ein solches Maß an Unzufriedenheit in der SED-Führung aus, dass sogar der Gedanke nicht zu abwegig erschien, die DFD-Betriebsgruppen oder eine ähnliche Struktur wieder ins Leben zu rufen. Edith Baumann äußerte sich im Oktober 1951 namens der SED-Führung dazu: »Ein Wort noch zur Arbeit des DFD in den Betrieben. Es gibt keine Veranlassung, von der bisherigen Regelung abzusehen und die Bildung von Betriebsgruppen des DFD zuzulassen. Die Arbeit unter den weiblichen Belegschaftsmitgliedern liegt nach wie vor in erster Linie bei den Gewerkschaften. In größeren Betrieben soll jedoch jeweils eine im DFD organisierte Kollegin für die Verbindung zur BGL bzw. AGL⁵ benannt werden. Für den Fall, dass diese Kollegin nicht Mitglied dieser Leitung ist, soll sie mit beratender Stimme an Sitzungen der BGL/AGL teilnehmen. Die bisherigen Erfahrungen rechtfertigen jedoch den Wunsch der Genossinnen im DFD, die mit dem FDGB getroffenen Vereinbarungen dahingehend abzuändern, dass diese Genossin des DFD *gewähltes* Mitglied dieser Leitung sein soll, weil einige Gewerkschaftsleitungen die bestehende Regelung dahingehend auslegen, dass sie dieser Genossin die Rolle des Beobachters zuweisen. Im Übrigen scheint es angebracht, die zwischen dem Bundesvorstand des FDGB und dem Bundessekretariat des DFD vereinbarten Richtlinien über die

5 Abteilungsgewerkschaftsleitung

Ausschüsse FDGB-DFD zur Beratung gemeinsamer Fragen den Gewerkschaftsleitungen erneut in Erinnerung zu bringen und ihre Anwendung zu kontrollieren« (SAPMO NY 4106/18, Referat vom 23. Oktober 1951: 35, Hervorhebung im Original).

Heute lässt sich aus der kompliziert klingenden Überlegung unter anderem schließen, dass die SED mit dem Frauenthema immer noch und immer wieder Schwierigkeiten hatte und dass sie diese Schwierigkeiten ernst nahm. Nicht zuletzt kann auch der Kampf zwischen SED und DFD um die »fähigsten Genossinnen«, der ebenfalls von Edith Baumann angesprochen wurde, als Indiz für diese Schwierigkeiten gewertet werden: »Hinzu kommt, dass in der Regel die fähigsten Genossinnen nicht – wie dies zur Anleitung der Arbeit der Genossinnen im DFD notwendig wäre – in den Frauenabteilungen der Partei arbeiten, sondern für die Leitung des Demokratischen Frauenbundes herangezogen werden. Die Folge davon ist, dass die Frauenabteilungen ihre Aufgabe, die Arbeit der Genossinnen im DFD anzuleiten, nicht erfüllen können und mehr und mehr die Rolle des Briefträgers zwischen Genossinnen im DFD und der Partei übernehmen. Es ist deshalb verständlich, wenn auf Grund einer so mangelhaften Arbeit der Frauenabteilungen in der Vergangenheit Vorschläge laut wurden, die Frauenabteilungen überhaupt aufzulösen« (ebenda: 9)

Dazu kam es nicht. Und auch von der Verbindungsfrau zwischen DFD und FDGB, die Edith Baumann ansprach, war später nicht mehr die Rede. Stattdessen beschloss das Sekretariat des ZK der SED im Dezember 1951 die Bildung von Frauenausschüssen in den Betrieben. Hier lohnt sich ein gründlicher Blick auf die Dokumente.

Am 17. Dezember 51 tagte das Sekretariat des ZK und vermerkte auf Seite 13 des Sitzungsprotokolls:

»Bildung von Frauenausschüssen in den Betrieben: Dem Politbüro wird vorgeschlagen zu beschließen:

1) Das Politbüro des ZK der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands empfiehlt den Frauen in den Betrieben der Industrie und Landwirtschaft, innerhalb der Betriebe Frauenausschüsse zu bilden.

Die Frauenausschüsse sollen keine Form der Organisation darstellen, ihre Arbeit soll sich ausschließlich auf betrieblicher Basis vollziehen mit dem Ziel, die Frauen für die Vertretung ihrer Wünsche und Interessen zu mobilisieren.

Die Frauenausschüsse können deshalb zu allen Fragen, die der Aktivierung der Frauen im gesellschaftlichen Leben dienen, die Frauen zu besonderen Versammlungen, Veranstaltungen und ähnliches in den Betrieben zusammenfassen.

Die Zugehörigkeit und Mitarbeit in den Frauenausschüssen ist unabhängig von der Mitgliedschaft in politischen, gesellschaftlichen und sonstigen Organisationen.

Träger der Frauenausschüsse soll der Demokratische Frauenbund Deutschlands sein.

2) Den Leitungen der Parteiorganisationen in den Betrieben und den Genossen in den Betriebsgewerkschaftsleitungen obliegt die Pflicht, die Frauenausschüsse in ihrer Arbeit allseitig zu unterstützen.

3) Der Beschluss des Politbüros und die Begründung sind in der Parteipresse zu veröffentlichen.

4) Genossin Baumann wird beauftragt, in einem Leitartikel des »Neuen Deutschland« grundsätzlich zur Bildung der Frauenausschüsse Stellung zu nehmen.

5. Die Frauenabteilung des ZK wird beauftragt, in Zusammenarbeit mit den zuständigen Leitungen der Parteiorganisationen und der Gewerkschaften in zwei Betrieben schnellstens Beispiele in der Bildung von Frauenausschüssen zu schaffen und die Ergebnisse in der Parteipresse zu veröffentlichen« (SAPMO DY 30/JIV 2/3 A-238)

Der entsprechende Beschluss des Politbüros wurde dann am 8. Januar 1952 veröffentlicht. Aber – von der DFD-Trägerschaft, die zunächst zum Punkt 1 des Vorschlages gehörte, steht nichts im Politbürobeschluss. Erklärungen dafür habe ich nicht gefunden.

Der DFD wird lediglich im Begleit-Text erwähnt, wobei – als Fußnote – dieser Begleittext in pikanter Weise die Rolle der Medien charakterisiert: »Es werden in einigen Großbetrieben Beispiele der Schaffung von Frauenausschüssen organisiert, die in der Presse sichtbar herausgestellt werden. Danach erklären SED, Gewerkschaft und DFD, dass die Bewegung der Schaffung von Frauenausschüssen verdient, gefördert zu werden« (ebenda). Aus dem Begleittext kann auch die Begründung für den Politbürobeschluss abgeleitet werden, nämlich die schlechte Frauenarbeit (Förderung, Einbeziehung) der Parteileitungen und Gewerkschaftsleitungen in den Betrieben. Und das, obwohl die oberste Ebene, nämlich das ZK der SED und der Bundesvorstand des FDGB die entsprechenden Beschlüsse vorgegeben hätte.

In ihrer legendären Rede vom Januar 1964 im Stahl- und Walzwerk »Wilhelm Florin« Hennigsdorf kommt Lotte Ulbricht auf diese Ausgangspunkte zurück: »Außerdem möchte ich daran erinnern, dass 1952 die Frauenausschüsse gebildet wurden als eine Kritik an mangelhafter Gewerkschaftsarbeit ... Die Frauenausschüsse sind also kein Organ irgendeiner Stelle, weder der Partei noch der Gewerkschaft, sondern die Frauenausschüsse können ihre Arbeit nur richtig durchführen, wenn sie wirklich ein demokratisches Organ der Frauen sind und deshalb kann man diese Arbeit nicht nur zentral leisten, sondern man muss sie leisten auf Abteilungsbasis bzw. auf Betriebsbasis. Man muss sich überlegen, wie man das hier im Betrieb macht. Auf jeden Fall darf es kein bürokratisches Organ sein. Der Frauenausschuss muss ein Organ sein, zu dem besonders die Arbeiterinnen Vertrauen haben ... Niemand darf dem Frauenausschuss dreinreden ... Ich denke also, dass die Hauptaufgabe des Frauenausschuss sein muss, nicht alles selber zu machen, sondern auf die anderen zu drücken, dass sie ihrer Pflicht nachkommen« (SAPMO DY 34/5177, Rede von Lotte Ulbricht: 18, 20).

Das war 12 Jahre nach dem Gründungsbeschluss und – wie heute bekannt ist – wenige Monate vor dem Beschluss, die betrieblichen Frauenausschüsse nicht mehr selbständig arbeiten zu lassen. In diesen 12 Jahren sollen etwa 20.000 Frauenausschüsse gebildet worden sein (Ulbricht 1968: 254). Während Anfang der 50er Jahre in den Medien vor allem von Ausschüssen in Industriebetrieben die Rede war – insofern etwa von Frauenqualifizierung, von Wasch- und Umkleieräumen für Frauen, von technisch begründeten Normen, von Kindergärten, Krippen und Ferienlagern für Schulkinder – wurde Ende der 50er Jahre eher auf Frauenausschüsse in der Landwirtschaft orientiert. Anlässlich des 10. Jahrestages wurden auch Frauenausschüsse im Handel, im Verkehrswesen »und sogar im Staatsapparat« (Ulbricht 1968: 254) erwähnt.



Ein Plakat von 1962

Quelle: Für Frieden und... 2006

In jedem Fall ging es bei den Frauenausschüssen dieser Zeit sowohl um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen für berufstätige Frauen als auch um die »allgemeine Vorwärtsentwicklung ... indem sie rückständige Auffassungen in den Köpfen vieler Männer schnell überwinden helfen, indem sie dazu beitragen, den Spießbürger, der bei vielen Sozialisten noch unter der Oberfläche steckt, ans Tageslicht zu bringen und zu vernichten« (Ulbricht 1968: 74). Auf der Grundlage dieses in heutiger Terminologie feministischen Anspruches wurde mit Kritik an männlichen Entscheidungsträgern nicht gespart. »Es gibt Gewerkschaftsleitungen, die Frauenausschüsse bilden, um ihnen ihre eigene Arbeit zu übertragen ... Es gibt leider auch immer noch leitende Funktionäre der SED, die die Frauenausschüsse für eine ›reine Frauensache‹ halten«, schrieb Lotte Ulbricht im April 1953 in der Täglichen Rundschau (ebenda: 96).

Widersprüchliches ist über die Anleitung dieser Ausschüsse zu lesen. Einerseits wurde immer wieder betont, dass den Frauenausschüssen niemand »dreinreden« dürfe und dass sie kein Organ einer Institution seien. Andererseits ist, beispielsweise in der Zeitung »Der freie Bauer« vom Januar 1959, von der Anleitung ausschließlich durch die Partei der Arbeiterklasse die Rede. Lotte Ulbricht ging im »Neuen Weg«⁶ im Mai 1959 auf dieses Thema ein und verwies auf die Verantwortung der SED-Kreisleitungen für die Unterstützung und Anleitung der Frauenausschüsse. Dabei bezog sie sich auf besagten Politbürobeschluss von 1952, der allerdings nur von Unterstützung, nicht von Anleitung sprach (ein großer Unterschied!) und der außerdem nicht die Kreisleitungen, sondern die betrieblichen Partei- und Gewerkschaftsleitungen in die Pflicht nahm. Möglicherweise hat sich zu dieser Frage die Meinung der SED-Führung im Laufe der 50er Jahre geändert. Nichtsdestotrotz erinnerten sich noch im Frühjahr 1966 Ausschussmitglieder daran, dass die Anleitung ehemals, »als die Frauenausschüsse noch durch die Kreisleitungen unserer Partei angeleitet wurden« besser war. (SAPMO DY 34/24816, Bericht des Bundesvorstandes FDGB über den Stand der Arbeit mit den Frauenausschüssen in den Betrieben 1966: 1, vgl. auch Clemens 1990: 21).

Frauenausschüsse dieser zweiten Art gab es von 1952 bis 1964. Es war die Zeit, die heute in reflexiven Interviews oft mit »Aufbruchstimmung« in Zusammenhang gebracht wird – wegen der Bildungsoffensive, wegen moderner Gesetze, wegen der Abschaffung der Lebensmittelkarten, wegen kultureller Höhepunkte.

Zwei Plakate aus dem Jahr 1954 sollen diesen Aufbruch zu »Freude und Glück für Alle« illustrieren:



Quelle:
Für Frieden und
2006

6 SED-Presse

Es war aber auch die Hoch-Zeit des Kalten Krieges, in der die Hoffnungen auf gesamtdeutsche Wahlen und damit auf ein einheitliches Deutschland immer geringer wurden. »Lieber das halbe Deutschland ganz als das ganze Deutschland halb«, dieses Adenauer-Zitat von 1952 ist bis heute in Erinnerung. Elli Schmidt, die im Unterschied zu ihren beiden Vorgängerinnen⁷ immerhin mehr als vier Jahre DFD-Vorsitzende war, wurde im Zusammenhang mit den Ereignissen des 17. Juni 1953 abgelöst. In dieser Zeit gewöhnte sich die DDR-Bevölkerung nicht nur an weibliche Berufsausbildung, sondern auch an die Tatsache, dass ein erheblicher Teil der Absolventen/Absolventinnen nach der Diplomprüfung an DDR-Hochschulen in die Bundesrepublik übersiedelte. Seit 1957 war »Republikflucht« eine strafbare Handlung. In der Folgezeit wurde das Land illegal, aber trotzdem in steigendem Maße verlassen. Bis Anfang August 1961 sollen es etwa 2,7 Millionen DDR-Menschen gewesen sein, mehrheitlich jung und gut ausgebildet. Ganz sicher war Uwe Johnson nicht der Einzige, der mit Wehmut ging und einen Prozess reflektierte, der später »Beschädigung der Utopie« genannt wurde. »Wer da ging, sagte sich von der DDR wie einem Lehrer los, nicht ohne Würdigung der vermittelten Erkenntnisse, aber unbeirrbar in dem Entschluss, die Vormundschaft grundsätzlich aufzukündigen.«

Während der Bundesvorstand des FDGB zahlreiche Programme und Richtlinien zur Verbesserung des Lebens der berufstätigen Frauen beschloss – so etwa das »Programm der Gewerkschaft zur weiteren Verbesserung und allseitigen Erleichterung des Lebens der werktätigen Frauen« vom September 1956 (Forschungsgemeinschaft 1975: 206 ff.) oder die »Richtlinie zur Ausarbeitung und für den Inhalt der Frauenförderungspläne im Siebenjahrplan« vom November 1959 (ebenda: 231 ff.) – konzentrierte sich der DFD ausschließlich auf die Arbeit im Wohngebiet, hier allerdings auch oft mit volkswirtschaftlichen Aufgaben betraut, wie das Plakat aus dem Jahr 1959 belegt.



Quelle:
Für Frieden und ..., 2006

7 Anne-Marie Durand-Wever ein Jahr, Emmy Damerius-Koenen ein Jahr

Die Frauenorganisation hatte Anfang der 60er Jahre 1,3 Millionen Mitglieder und eine Volkskammerfraktion (ab 1963 mit 32 Sitzen). Vieles spricht dafür, dass die DDR-Frauen »ihre« Organisation in dieser Zeit tatsächlich als Interessenvertretung wahrgenommen haben. So finden sich in den Archivunterlagen (vgl. SAPMO DY 31/538) neben Briefwechsel mit Sophie Liebknecht, mit Rosa Thälmann, mit Henny Porten (Ehrengast auf Frauenkongress 1954) usw. auch immer wieder Briefe von »namenlosen« DDR-Frauen, die sich über Ungerechtigkeiten und Mängel beschwerten und vom DFD Unterstützung erhofften. Sehr oft ging es um ungelöste Wohnungsprobleme und um den Anspruch auf einen sogenannten Haushaltstag.

Ein Beispiel aus einem Brief aus Hettstedt vom März 1955: »Im Gesetz heißt es, dass eine Frau, die ihren Mann hat und arbeitet, Anspruch auf einen Haushaltstag hat, aber eine Frau, die keinen Mann hat, aber einen erwachsenen Sohn von 16 aufwärts einen Haushaltstag nicht beanspruchen kann. Ist das nicht ein Widerspruch? Der Sohn macht doch der Mutter genauso viel Arbeit, als wenn sie einen Mann hätte.« Dass erwachsene Männer im Haushalt Arbeit machen und nicht Arbeit übernehmen, war ganz offensichtlich so selbstverständlich, dass »unter Frauen« keine weitere Erklärung notwendig schien. Bekanntlich ging der sogenannte Haushaltstag auf den Befehl Nummer 234 der Sowjetischen Militärregierung zurück, nach dem einer berufstätigen Frau aller 6 Wochen ein arbeitsfreier Tag »gegeben werden kann, wenn ein selbständiger Haushalt zu versorgen ist. Dabei sind Leistung und Disziplin mit entscheidend.«

Beschwerdethemen der 50er Jahre waren aber auch ungeklärte Probleme von Kriegswitwen, von Waisenkindern oder nachträgliche Umsiedlungen. Weil Kinder beispielsweise aus polnischen Gebieten immer noch nicht »nachgeschickt« worden waren, wurde der DFD um Hilfe gebeten. Nicht selten bezogen sich die Briefe auch auf die damalige Familiengesetzgebung (das DDR-Familiengesetz war erst seit 1966 in Kraft) oder auf Regelungen »zu Fragen der Vermissten«, meist auf konkrete Gerichtsurteile, die mit Hilfe des DFD revidiert werden sollten. Auch Beschwerden »über die Sowjetunion« im Zusammenhang mit deutschen Kriegsgefangenen oder über den FDGB oder über die Tageszeitung »Neues Deutschland« finden sich in den Dokumenten. Gleichzeitig sind Briefe aus dieser Zeit archiviert, die so ähnlich auch in die letzten 80er Jahre gepasst hätten. Es geht um die Versorgung mit Kleidungsstücken, konkret mit Mänteln und mit Kostümen. Es geht aber auch um Unterstützung beim Wunsch nach Auslandsreisen oder bei der Zulassung für bestimmte Studienrichtungen. Ob bzw. in welchen Fällen die Frauenorganisation tatsächlich helfen konnte, kann dem Material nicht entnommen werden. Dennoch entsteht der Eindruck, dass der DFD damals von vielen DDR-Frauen als Instanz angenommen wurde, zu der man Vertrauen haben kann, an die man sich auch in heiklen – nicht ins politische Konzept passenden – Fragen wenden kann.

Trotzdem oder deshalb erfuhr die Frauenorganisation immer noch politisches Misstrauen durch die führende Partei. So ist im Referat Walter Ulbrichts an den

VI. SED-Parteitag 1963 nachlesbar: »Eine große verdienstvolle Arbeit haben die Zehntausende fleißiger Funktionäre des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands geleistet. Ihre Arbeit unter den Frauen im Wohngebiet, in den Elternbeiräten, bei der Fortbildung der Frauen auf dem Lande, aber auch die Bewegung des DFD für sparsames Wirtschaften und zur Erhöhung der Fleischversorgung sind ein bedeutender Beitrag zum Aufbau des Sozialismus. Wir wünschen dem Demokratischen Frauenbund, dass er auch die letzten Reste von Sektierertum und Enge in seinen Reihen überwinden möge. Indem er so zu einer breiten, wahrhaft demokratischen Organisation aller Frauen der DDR wird, indem er mithilft, sie von der Richtigkeit unseres Weges zu überzeugen, wird seine Tätigkeit eine noch größere Wirkung auf die westdeutschen Frauen ausüben« (Protokoll 1963).

DFD West. Exkurs zu Lilli Wächter

Als Walter Ulbricht im Januar 1963 vom DFD eine größere Wirksamkeit auf westdeutsche Frauen forderte, war die Bundesrepublik Deutschland feindliches Ausland und der Frauenbund schon knapp sechs Jahre lang eine reine DDR-Organisation. Der gesamtdeutsche Anspruch, der auf dem Gründungskongress 1947 postuliert worden war, prägte aber die Organisation über mehrere Jahre hinweg. So vollzogen sich beispielsweise die folgenreichen Debatten für oder gegen DFD-Betriebsgruppen 1947 bis 1949 zu einer Zeit, als der Gründungsprozess – genau genommen – noch nicht abgeschlossen war.

Von 1947 an gab es zahlreiche und bis 1949 erfolglose Bemühungen in Ost und West – hier nicht selten unter KPD-Einfluss –, um auch von den westlichen Militärregierungen die Lizenz zur Gründung einer einheitlichen Frauenorganisation zu erhalten. Zwischenzeitlich hatten sich im Westen neben noch bestehenden Frauenausschüssen auch sogenannte 8.-März-Ausschüsse gebildet, oft nur temporär, mitunter aber auch über den nächsten Internationalen Frauentag hinaus wirksam. Auf dem II. DFD-Bundeskongress 1948 wurden 40 westdeutsche Frauen (von 80) in den Bundesvorstand gewählt. Aber erst im Frühjahr 1950 (die Amerikaner hatten die Lizenzierungspflicht inzwischen aufgehoben) gelang es, den westlichen DFD auf örtlicher Ebene zu gründen. »Am 2. April 1950 gründeten in Essen 490 Frauen, Vertreterinnen verschiedener 8.-März-Ausschüsse und Frauenausschüsse, den Landesverband Nordrhein-Westfalen. Diese Tagung ... gilt als Gründungsveranstaltung des DFD in der Bundesrepublik Deutschland« (Pfeiffer 1996: 57).

Nach jahrelanger schwieriger Geburt gab es nun in Deutschland eine Frauenorganisation, die – so lässt sich zumindest im Rückblick formulieren – von den inzwischen Herrschenden weder im Osten noch im Westen geliebt wurde. In der DDR, weil die Orientierung auf den Geschlechterwiderspruch nicht ins sozialstrukturelle Konzept passte, weil befürchtet wurde, dass diese Orientierung von

der vermeintlichen Hauptsache, dem Klassenkampf, ablenkt. In der BRD, weil hinter der Orientierung auf den Geschlechterwiderspruch die Ziele von Kommunistinnen vermutet wurden, »das heißt in Wahrheit von Russland« (Bach u. a. 1989: 313 f.), letztlich also auch wegen der Hauptsache, dem Klassenkampf. Mit anderen Worten, an den DFD wurden in Deutschland von Anfang an uneinlösbare Anforderungen gestellt. Er sollte einerseits mehr und andererseits weniger zum Klassenkampf beizutragen.

Bemerkenswert und in Grenzen hoffnungsvoll ist, dass diese Vorbehalte und widersprüchlichen Anforderungen zunächst wenig Wirkung bei den aktiven DFD-Frauen in Ost und West zeigten. Für den III. Bundeskongress Ende April 1950, also unmittelbar nach der westlichen Gründung, waren 500 westdeutsche Delegierte nach Ost-Berlin eingeladen worden. Elli Schmidt verkündete auf dem Berliner Bebelplatz, dass es für die Frauen Deutschlands keine Zonengrenzen gäbe. »In Deutschland finden wir uns immer zusammen« (SAPMO DY 31/13, Blatt 1a). Sie knüpfte dabei an das Gelöbnis an, das die Delegierten des Gründungskongresses drei Jahre zuvor abgelegt hatten, nämlich »in schwesterlicher Verbundenheit über Weltanschauung, Konfession und Beruf hinweg zu helfen, Militarismus und Faschismus völlig auszumerzen und das Sehnen der Menschen nach dauerhaftem Frieden zu verwirklichen« (Scholze 1986: 30). Sie knüpfte also an den Friedenskonsens an, von dem heute bezweifelt wird, dass es ihn jemals gab.



Ein Plakat aus dem Jahr 1947

Quelle: Für Frieden und ..., 2006

Beim Begriff »schwesterliche Verbundenheit« lohnt es sich, einen Moment inne zu halten. Der Begriff ist nach meiner Kenntnis in keinem späteren DDR-Dokument wieder zu finden, stattdessen immer häufiger die »brüderliche Verbunden-

heit« (die Bruderparteien, die Bruderländer). Hier ging es aber bekanntlich nicht um ein ehrliches Bekenntnis zur Geschlechterspezifika, also um ein Bekenntnis zur dominierenden Männersicht, sondern hier wurde der Begriff »Brüder« als Synonym für »solidarisch verbundene Menschen« verwendet. Die brüderliche Verbundenheit meinte Frauen mit bzw. gab vor, Frauen mit zu meinen. Der DFD-Gründungskongress 1947 endete aber mit dem Bekenntnis zur schwesterlichen Verbundenheit über alle anderen Unterschiede hinweg. Und die schwesterliche Verbundenheit meinte Männer ausdrücklich nicht mit. Deshalb ist zu vermuten, dass dieses Gelöbnis nicht nur Friedenssehnsucht und Überlebenswillen signalisierte, sondern auch tiefes Misstrauen gegenüber patriarchalen Machtstrukturen und von Männern definierten politischen Zielen. Mit anderen Worten: Zumindest auf seinem Gründungskongress 1947 bekannte sich der DFD auch zu feministischem Gedankengut.

1950, als sich die klassen- und parteipolitischen Fronten schon sehr verhärtet hatten, entschieden sich die verantwortlichen Frauen für eine »vorübergehende«, wie sie meinten, Trennung beider DFD-Organisationen. Eine Trennung, die organisatorische, personelle und nicht zuletzt finanzielle Unterstützung des westlichen durch den östlichen DFD einschloss und die ganz offensichtlich noch Handlungsraum für »schwesterliche Verbundenheit« und für den heute umstrittenen Friedenskonsens bot. Anders ist die damals beispiellose und heute völlig vergessene Solidaritätsaktion für Lilli Wächter (1899–1989), auf die hier als Exkurs eingegangen werden soll, nicht zu verstehen.

Zu den Fakten, so wie sie heute im Bundesarchiv zu recherchieren sind: Lilli Wächter, langjähriges SPD-Mitglied, hatte den Bruder in Buchenwald, die Mutter in Auschwitz, den Vater in Theresienstadt verloren, war als »rassisch Verfolgte« oft verhaftet und misshandelt worden, aber gerade noch mit dem Leben davon gekommen. Sie war Anfang der 50er Jahre Hausfrau, wohnte in Rastatt (Baden-Württemberg) und war Vorsitzende des DFD-West. In dieser Funktion beteiligte sie sich im Mai 1951 an einer Korea-Reise, zu der die Internationale Demokratische Frauenföderation, die IDFF, (vgl. S. 56-58) eingeladen hatte. Vorausgegangen war eine Erklärung der IDFF⁸ »über die Gräueltaten in Korea an der Zivilbevölkerung«. Die 21 Frauen aus 18 Ländern, die die IDFF angesprochen hatte, sollten sich vor Ort ein Bild von den Folgen machen, die der Korea-Krieg vor allem für Frauen und Kinder hatte. Bekanntlich war der Korea-Krieg, der im Juni 1950 als Kampf des Südens gegen den Norden begann, innerhalb weniger Wochen zu einem Kampf der USA gegen den Norden geworden. Es ging also um die Frage, wie das amerikanische Militär mit der koreanischen Zivilbevölkerung umgeht. Was Lilli Wächter sah und was sie von Überlebenden erzählt bekam, gab sie anschließend in Süddeutschland in zwei Vorträgen (Heidelberg und Ludwigsburg), die dem gleichen Manuskript folgten, weiter. Ihr Fazit war eindeutig: Man

8 Aus Anlass dieser Erklärung war im Januar 1951 die Tätigkeit der IDFF in Frankreich verboten und das Büro aus Paris ausgewiesen worden.

muss den Krieg hassen, der die jungen Männer zu solchen Gräueltaten fähig macht, denn auch amerikanische Mütter bringen keine Mörder zur Welt. Diese durchaus auf schwesterliche Verbundenheit orientierte Sicht wurde vom amerikanischen Militärgericht im Einzelnen nicht zur Kenntnis genommen.⁹ Es reagierte prinzipiell, d. h. klassenpolitisch auf die »kommunistische Propagandarednerin«. Bereits im Oktober 1951 wurde Lilli Wächter wegen »Sabotage und Aufruhr zum Nachteil der alliierten Streitkräfte« angeklagt und zu 8 Monaten Gefängnis und 15.000 DM Geldstrafe verurteilt. Sie sei das »Werkzeug finsterner Mächte«, die die Welt erobern wollten (vgl. SAPMO NY 4238).

Für die DFD-Frauen in Ost und West war diese Verurteilung der Anlass für lautstarkes Protestieren und für vielfältige Solidaritätsbekundungen. »Wir fordern Aufhebung der Freiheitsstrafe und der Geldstrafe für Lilli Wächter. Sie tat nichts anderes als zu berichten, was sie mit eigenen Augen in Korea sah. Wir sind stolz auf Lilli Wächter ...«, so die DDR-Vorsitzende Elli Schmidt im »Neuen Deutschland« vom 25. Oktober 1951. Auch über den DFD hinaus gab es Solidarität mit Lilli Wächter. So protestierten Erich Weinert, Wilhelmine Schirmer-Pröscher, Helene Weigel und nicht zuletzt Hedda Zinner mit einem damals oft zitierten Gedicht (SAPMO DY 31/1262 f.). Als im Januar 1952 in Frankfurt/Main das Berufungsverfahren stattfand, geriet der Prozess vor dem Hintergrund der Remilitarisierung in Deutschland zu einem international beachteten Ereignis. Der englische Kronanwalt Denis N. Pritt und der DDR-Anwalt Friedrich Karl Kaul waren angereist, um »die Hausfrau aus Rastatt« zu verteidigen. Kauls ausführlicher Prozessbericht – vieles wörtlich festgehalten – mit dem Titel »Kampf um die Wahrheit, Der Prozess gegen Lilli Wächter« ist heute archiviert und auch noch Anfang des 21. Jahrhunderts von beklemmender Aktualität.

So kamen in dem Prozess unter anderem die papiernen Friedenstauben zur Sprache, mit denen der Versammlungsraum in Heidelberg geschmückt worden war und die von den amerikanischen Anklägern als Hinweis auf eine strafbare Handlung gedeutet wurden. Kaul notierte dazu: Vorsitzender: »Sie wollen mit anderen Worten sagen, Mr. Pritt, dass Friedenstauben nicht zum Nachteil sein können?« Pritt: »Ganz recht, Herr Vorsitzender, ich behaupte, dass Friedenstauben niemals einen Nachteil der alliierten Streitkräfte darstellen können« (SAPMO NY 4238/113, S. 11).

Im späteren Prozessverlauf ging es immer wieder um die Wahrhaftigkeit der Aussagen von Lilli Wächter bzw. um die Frage, ob und wie über Grausamkeiten im Krieg gesprochen werden darf. Auch das hielt Kaul wörtlich fest: Vorsitzender: »Wusste die Angeklagte, als sie ihre Berichte gab, dass diese Berichte (unterstellt einmal, dass sie wahr sind) achtungswidrig wirken müssen?« Kaul: »Wie kann denn die Wahrheit achtungswidrig und respektlos sein?« Vorsitzender: »Man sagt

⁹ »Weder Richter noch Ankläger machten sich die Mühe, die Reden, die auf Tonband aufgenommen waren, im Original zu hören«, so hält Friedrich Karl Kaul später in seinem Prozessbericht fest, zitiert nach SAPMO NY 4238/113.

oft, dass die Wahrheit verletzt. Wenn nun ein Staat verbieten will, dass er durch die Wahrheit verletzt wird, dann hat er das Recht, ein entsprechendes Gesetz zu erlassen« (SAPMO NY 4238/113, S. 50).

Lilli Wächter wurde nicht freigesprochen, wie die beiden Verteidiger gefordert hatten, weil »der Geist, der aus ihren Worten spricht ..., der gleiche (ist) wie der des Kommunistischen Manifestes« (SAPMO NY 4238/113, S. 77). Aber das Strafmaß wurde deutlich reduziert. Sie erhielt 20 Tage Gefängnis, die sie noch im März 1952 absaß, und 10 000 DM Geldstrafe, die die inzwischen gegründeten Solidaritätskomitees schon gesammelt hatten.

In den folgenden Monaten wurde Lilli Wächter im Osten, nicht nur in DFD-Kreisen, und auch in Nordkorea (Staatsbannerorden 1. Klasse) zur Heldin. Im Westen wurden sie und ihr Mann arbeitslos. Aus der SPD war sie bereits unmittelbar nach der Koreareise ausgeschlossen worden. Es scheint so zu sein, dass ihr die zahlreichen Würdigungen und Kampagnen in der DDR eher peinlich waren. Es gab Kundgebungen mit Selbstverpflichtungen in Potsdam, Halle, Schwerin, Leipzig und anderen Orten, Pionierfreundschaften gaben sich ihren Namen, eine DDR-Briefmarke erschien mit der Aufschrift »Lilli Wächter sagt die Wahrheit« usw. So schrieb sie in einem sehr persönlich gehaltenen Brief an Elli Schmidt am 27. Dezember 1952: »Lass es mich aussprechen, dass ich, je mehr Gras über meine schwache Tat wächst, je mehr in Verlegenheit komme über all die Ehrungen und Aufmerksamkeiten« (SAPMO DY 31/1262). Ein Satz, der wohl nicht nur für Bescheidenheit, sondern auch für eine sehr stabile »schwesterliche Verbundenheit« und für Vertrauen spricht.

Lilli Wächter blieb bis zum Verbot des westlichen DFD 1957 erste Vorsitzende. Auch in den auf dem V. DFD-Bundeskongress 1954 gegründeten »Deutschen Frauenrat¹⁰ für die Rechte der Frau und die Sicherung des Friedens« wurde sie gewählt. Ende des Exkurses.

Im April 1957 wurde der DFD-West verboten, 8 Monate später als die KPD – klare klassenpolitische Entscheidungen. In der DDR-Literatur ist dazu vermerkt: Das Verbot »erfolgt unter dem Vorwand, dass sich die Organisation gegen die verfassungsmäßige Ordnung der BRD richte. In sämtlichen Bundesländern werden die Büros und Geschäftsstellen des DFD polizeilich besetzt und Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen. Damit wird die Frauenorganisation zerschlagen, die sich als einzige unter nahezu 600 Frauenorganisationen der BRD konsequent für die Interessen der Frauen und Mütter einsetzte und an der Seite der bereits verbotenen KPD (17. 8. 1956) einen unermüdlichen Kampf gegen Remilitarisierung, Wiederaufrüstung und faschistische Tendenzen ... führte ... Zur Zeit seines Verbotes zählte der DFD der BRD etwa 28 000 Mitglieder« (Scholze 1986: 125). Eine ebenso klare klassenpolitische Wertung.

10 Hat nichts mit dem 1969 gegründeten und bis heute existierenden »Deutschen Frauenrat« zu tun.

Die 60er Jahre. Frauenausschüsse dritter Art

Die 60er Jahre nehmen in vieler Hinsicht eine Sonderstellung in der DDR-Geschichte ein. Die baulichen Kriegsfolgen waren mehrheitlich beseitigt, die sozialistischen Eigentumsverhältnisse im Wesentlichen hergestellt. Der erste 7-Jahr-Plan, der 1959 begonnen worden war, sorgte für wirtschaftlichen Aufschwung im Allgemeinen und für die Entwicklung der chemischen Industrie (»Chemie bringt Brot, Wohlstand und Schönheit«) im Besonderen. Aus heutiger Sicht fällt auf, dass es damals sowohl um die »Gewinnung der Arbeiterklasse«, um ihre Bereitschaft, auf sozialistische Weise zu arbeiten, zu lernen und zu leben ging (Benzien, 2009) als auch um die Gewinnung der Frauen. Für Frauen war die Bildungsoffensive im Gang oder schon abgeschlossen und Berufstätigkeit zunehmend selbstverständlich. 1962 betrug die weibliche Beschäftigtenquote (berufstätig oder in Ausbildung) der Frauen im entsprechenden Alter reichlich 70 Prozent. Kurz – die Zeit war reif für eine neue, dem Sozialismus gemäße und infolge des Mauerbaus »störfreie« Politik.

Sicherlich in diesem Sinne veröffentlichte das Politbüro des ZK der SED im Dezember 1961 ein Kommuniqué mit dem Titel »Die Frau – der Frieden und der Sozialismus«, das die Frauenpolitik der nächsten Jahre maßgeblich beeinflussen sollte. So wurde »die Frau in der sozialistischen Gesellschaft« von da an ein Forschungsthema (vgl. Schröter, Ullrich 2005). So gab es in der Folgezeit zahlreiche Beschlüsse, Anordnungen und Gesetze, die sich mehr oder weniger direkt auf dieses Kommuniqué bezogen. Der Ministerrat verabschiedete schon im April 1962 einen Beschluss über die »Aufgaben der Staatsorgane zur Förderung der Frauen und Mädchen in Durchführung des Kommuniqes des Politbüros ...« (Gesetzblatt 1962, 32: 295). Im September 1962 folgte der Beschluss »zur Unterstützung der berufstätigen Mütter bei der Unterbringung ihrer Kinder in Kindereinrichtungen« (Gesetzblatt 1962, 76: 683). Auch beim »Familiengesetzbuch der DDR«¹¹ (Gesetzblatt 1966, 1:1), bei der »Anordnung über die Aus- und Weiterbildung von Frauen in der DDR für technische Berufe und die Vorbereitung für den Einsatz in leitenden Tätigkeiten« (Gesetzblatt 1966, 545) und bei den unterschiedlichen Gesetzen und Anordnungen zur Ausbildung von Frauen in Sonderklassen bzw. im Frauensonderstudium, die bis 1970 erlassen wurden, kann man Bezüge zum Frauenkommuniqué erkennen.

Im Kern bezogen sich das Kommuniqué und die daraus abgeleiteten Dokumente auf zwei Kritiken an der bisherigen Frauenpolitik. Erstens, zu wenige Frauen sind an der »Lenkung des Staates« beteiligt. Zweitens, zu wenige Frauen ergreifen naturwissenschaftliche und technische Berufe.

Anders als in der deutschen Gegenwart, wo beide Kritiken mindestens so angebracht wären wie in der DDR der 60er Jahre, wurden für diese Missstände nicht

¹¹ An ihm wurde allerdings schon seit 1947 gearbeitet.

nur jahrhundertealte »kulturelle Muster« oder die Frauen selbst (die sich immer wieder für die »falschen Berufe« entscheiden) schuldig gesprochen, sondern auch sehr konkrete »frauenferne« Instanzen. So wird im Kommuniqué formuliert: »Die Hauptursache dafür ist die bei vielen – besonders bei Männern, darunter auch leitenden Partei-, Staats-, Wirtschafts- und Gewerkschaftsfunktionären – noch immer vorhandene Unterschätzung der Rolle der Frau in der sozialistischen Gesellschaft«. Im Einzelnen wurden »angezählt«: Ministerium für Landwirtschaft, Ministerium für Finanzen, Ministerium für Handel und Versorgung, Ministerium für Volksbildung, Ministerium für Gesundheitswesen, Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen, Deutsche Notenbank, Staatliches Komitee für Körperkultur und Sport, bestimmte Räte der Bezirke und der Kreise sowie Schulen, Berufsberatungen und Verantwortliche für Frauenförderpläne und Kaderentwicklungspläne (Alles für ... 1964, 92 ff.).

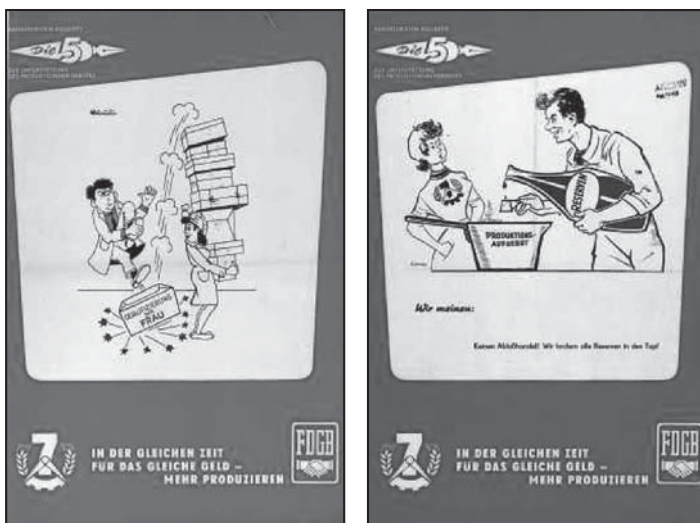
Die Adressaten sind demnach konkret beim Namen genannt, die Ursachen selbst sind es nicht. Denn die Aufforderung, die »Rolle der Frau in der sozialistischen Gesellschaft« nicht länger zu unterschätzen, den Blick also auf die ideelle/ideologische Ebene zu konzentrieren, reichte wohl nicht aus, um patriarchale Strukturen zu durchschauen und abzubauen. Aber immerhin wurde mit diesem Kommuniqué eine Entwicklung in Gang gesetzt, die dazu führte, dass 1988 reichlich 30 Prozent aller Leitungspositionen – es ging vorwiegend um die untere und mittlere Leitungsebene – in der volkseigenen Wirtschaft von einer Frau besetzt war (Frauenreport 90: 95). Auch bezüglich des weiblichen Interesses an technischen Berufen wurde zu DDR-Ende »ein gewisser Wandel« konstatiert, zumal »an Ausbildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen in technischen Berufen der Industrie und in dazu gehörigen Servicebereichen ... insgesamt kein Mangel (bestand)« (Frauenreport 90: 50). Vor allem im Vergleich zu Dokumenten der letzten DDR-Jahrzehnte, zu der dort zelebrierten Selbstgefälligkeit, liest sich das Frauenkommuniqué von 1961 erfreulich kritisch und insofern erfreulich ehrlich.

Lotte und Walter Ulbricht ließen in ihren Reden Anfang der 60er Jahre keinen Zweifel daran, dass es der SED mit dem Kommuniqué ernst ist. Und zwar ernst für die Lösung der Klassenfrage und gleichzeitig ernst für die Lösung der Frauenfrage. Wenn die oben erwähnte »praktische Leugnung des Zusammenhangs zwischen Frauen- und Klassenfrage« in den 40 DDR-Jahren überhaupt ins Wanken geriet, dann war das wohl Anfang der 60er Jahre. Berühmt geworden ist in diesem Kontext die Erklärung Walter Ulbrichts vor der Volkskammer im Juli 1963. Weise – wie Faust in seinen »letzten Worten« – sprach er im Konjunktiv: »Selbst wenn unsere Republik nichts weiter geleistet hätte als die reale Emanzipation der Frau, dann würde das bereits ausreichen, um ihre politisch-soziale Überlegenheit gegenüber Westdeutschland zu begründen« (Schriftenreihe 1963). Seine Frau betonte dagegen in jener Zeit oft, dass das Kommuniqué vor allem für Männer geschrieben sei, weil es vor allem um »die Umerziehung der Männer« ginge, auch

der Männer in den eigenen Reihen. So vertrat sie auf der bereits erwähnten Frauentagung im Januar 1964 im Stahl- und Walzwerk »Wilhelm Florin« Hennigsdorf Auffassungen, die – heute gelesen – der modernen Matriarchatsforschung würdig wären: »Entscheidend ist vielmehr, dass man der Frau den Platz in der Gesellschaft geben muss, der ihr zusteht. Es handelt sich nicht darum, dass man ihr auf die Schulter klopf und sozusagen als armes Hascherl behandelt, dem man helfen muss ... Die Frauen haben doch bestimmte Fähigkeiten und Talente entwickelt, gerade weil sie seit Jahrtausenden zu gleicher Zeit die verschiedensten Dinge machen mussten. Sie haben schon immer die Kinder erzogen, das Feld bestellt, die Nahrung bereitet, die Kleidung selber gewebt und genäht. Sie haben also die ganze Wirtschaft geführt, der Mann ging auf die Jagd«(SAPMO DY 34/5177, Hennigsdorf: 8).

Kein Wunder, dass sich Lotte Ulbricht mit solchen Überlegungen, auch mit solchen anschaulichen Bildern über speziell weibliche Talente und Verhaltensweisen nicht nur beliebt gemacht hat. Als vier Jahre später, aus Anlass ihres 65. Geburtstages, ihre Reden und Aufsätze gedruckt wurden, klang die Passage über weibliche und männliche Fähigkeiten so: »Die Frau hat also bestimmte Fähigkeiten, die Männer haben wieder andere Fähigkeiten und Talente. Gerade der Zusammenklang der Fähigkeiten beider Geschlechter ergibt die Voraussetzung für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft« (Ulbricht 1968: 312).

In der Folge des Frauen-Kommuniqués gab es auch in der »Nationalen Front«¹² und in der Gewerkschaft frauenpolitische Bewegung, was nicht zuletzt in der Plakatkunst (hier aus dem Jahr 1962) zum Ausdruck kam.



Quelle:
Für Frieden und ...,
2006

12 Eine politische Plattform, in der alle Parteien und Massenorganisationen vertreten waren und die im Laufe der DDR-Jahre unterschiedliche Funktionen hatte (Schneider/Nakath 2002).

Der Nationalrat der Nationalen Front beschloss im April 1963 eine Direktive mit dem Titel »Die Frau in der Nationalen Front«. Entsprechend der DDR-Geschichtsschreibung sollte diese Direktive nicht dazu führen, dass der DFD »in der Nationalen Front untergeht«, sondern dass eine höhere Etappe der DFD-Arbeit eingeleitet wird (Bundesvorstand 1989: 191). Der Bundesvorstand des FDGB schuf im März 1964 Kommissionen, unter anderem auch eine Frauenkommission. Entsprechend einer Vorlage für die 2. Tagung des Bundesvorstandes FDGB half diese Kommission »dem Bundesvorstand, die neuen spezifischen Probleme in der Arbeit mit den Frauen herauszuarbeiten, besonders bei der Entwicklung ihrer richtigen gesellschaftlichen Meinung über die Rolle der Frau im Sozialismus, der klassenmäßigen Erziehung der Arbeiterinnen, ihrer weiteren Qualifizierung und der weiteren Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen« (SAPMO DY 34/5177).

Es ging also um »neue und spezifische Probleme« in der Arbeit mit den Frauen und aus Gewerkschaftssicht wohl weniger um die Umerziehung der Männer. Der Terminus »Arbeit mit den Frauen« unterstellt, dass Frauen zwar direkt beteiligt sind, dass es aber nicht um ihre Arbeit geht. Um klassenmäßig zu erziehen und um die richtige gesellschaftliche Meinung zu entwickeln, bedurfte es einer Instanz, die wusste, was richtig ist. Insofern erscheint aus heutiger Sicht nur folgerichtig, dass wenige Monate später das Ende der selbständigen und niemandem gegenüber rechenschaftspflichtigen Frauenausschüsse eingeläutet wurde. Ein Politbürobeschluss vom 15. Dezember 1964 begründet diese Entwicklung so: »Das Leben selbst hat also die Richtigkeit des Politbüro-Beschlusses vom 8. 1. 52 voll bestätigt, mit dem den Frauen der Industrie und Landwirtschaft die Bildung von Frauenausschüssen empfohlen wurde. Gleichzeitig zeigen die Erfahrungen der letzten Zeit, dass die bisherige Form der selbständigen Frauenausschüsse nicht mehr den ständig wachsenden Aufgaben zur Förderung der Frauen entspricht. Der Perspektivplan und die zu seiner Durchführung notwendige technische Revolution verlangen eine noch konsequentere Qualifizierung der Frauen, vor allem auf dem Gebiet der Technik, die systematische und zielstrebige Schaffung weiterer materieller Bedingungen zur Erleichterung ihres Lebens und die entschiedene Überwindung auch der letzten Reste rückständiger Auffassungen über die Rolle der Frau im Sozialismus. Die Lösung dieser Aufgaben kann in Betrieben nicht – wie das bisher häufig der Fall ist – in überwiegendem Maße den Frauenausschüssen überlassen bleiben, sondern ist vielmehr Sache der staatlichen Leiter im Betrieb. Die Aufgabe der Gewerkschaften ... ist dabei, allseitig die Interessen der Frauen und Mädchen zu vertreten« (SAPMO DY 34/24815, Rundschreiben: 2).

Wie 15 Jahre zuvor konnte man die neuen wichtigen Aufgaben nicht mehr den Frauen überlassen, 1949 den »bürgerlichen Frauen im DFD«, 1964 den unabhängigen Frauenausschüssen. Und auch wie 15 Jahre zuvor wird die Gewerkschaft in die Klassen-Pflicht genommen. In einer Erklärung, die das Präsidium des Bundesvorstandes des FDGB unmittelbar nach dem Politbüro-Beschluss veröffent-

lichte, begrüßt es den Beschluss, mit dem die »Partei der Arbeiterklasse ... erneut die wachsende Verantwortung der Gewerkschaften für die allseitige Vertretung der Interessen der Frauen und Mädchen« unterstreicht. »Das Präsidium des Bundesvorstandes des FDGB ist mit den Empfehlungen des Politbüros des ZK der SED einverstanden, die bisher selbständigen Frauenausschüsse den Gewerkschaften zu unterstellen und sie zukünftig als Kommissionen der BGL zu wählen« (ebenda, Erklärung: 1).

Auch bezüglich der späteren Kritiken an den Frauenausschüssen dritter Art gibt es Parallelen zur Vergangenheit. So wie der DFD der letzten 40er Jahre für Arbeitsweisen gerügt wurde, die einige Jahre vorher noch zu den Stärken der Antifaschistischen Frauenausschüsse zählten, so gab es auch auf dem 7. FDGB-Kongress 1968 Kritik an den neuen Frauenausschüssen, weil sie immer noch selbständig wie die alten wahrgenommen würden. Sie seien noch nicht fester Bestandteil der BGL-Arbeit. »Die negative Erscheinung, Frauenausschüsse als eine Art selbständige Interessenvertretung für die Frauen zu behandeln ... ist noch nicht überwunden« (SAPMO DY 34/5177, Rechenschaftsbericht: 5).

Wie Lotte Ulbricht, Mitte der 60er Jahre noch ernst genommene »First Lady« und Mitglied der SED-Frauenkommission, zu den Frauenausschüssen dritter Art stand, kann mit dem hier analysierten Material nicht eindeutig beantwortet werden. Zu vermuten ist, dass sie Ende 1964 nicht zu ihren Geburtshelferinnen gehörte. Hätte sie sonst im Januar 1964 in Hennigsdorf noch leidenschaftlich für selbständige Frauenausschüsse, denen »niemand dreinreden« sollte, gestritten? Es gibt einerseits einen gedruckten Diskussionsbeitrag von 1966, in dem sie die Ausschüsse dritter Art ohne Wenn und Aber begrüßt. »Ihr versteht das, wenn ihr bedenkt, dass ich zu den Geburtshelfern der früheren Frauenausschüsse gehöre und die ganzen Jahre sehr entschieden für die Durchsetzung und die Stärkung der Rechte dieser Frauenausschüsse gearbeitet habe. Das Referat und die Diskussion haben mich überzeugt, dass der Beschluss (vom Dezember 1964, U. S.) absolut richtig war und wirklich rechtzeitig erfolgt ist« (Ulbricht 1968: 386). Es gibt andererseits einen Brief von 1987, in dem sie rückblickend sehr kritisch auf die Unterstellung der Frauenausschüsse unter die BGL blickt. »Und schließlich stieß ihr zu Recht unangenehm auf, dass die Frauenausschüsse ... nunmehr zu einer der vielen Gewerkschaftskommissionen mutiert waren, was sie objektiv entwertete. Das bedeutete aus Sicht Lotte Ulbrichts eine Zurückstufung der Frauenfrage in der Gesellschaftspolitik« (Ulbricht 2004: 151).

Die Gewerkschaftsleitungen der verschiedenen Ebenen unternahmen sicherlich in der Folgezeit alles in ihren Kräften Stehende, um die Frauenfrage nicht »zurückzustufen«. Sie verabschiedeten Richtlinien, kontrollierten Richtlinien, analysierten die Einhaltung der Richtlinien. Dennoch überwiegen beim Thema Frauenausschüsse (später hießen sie Frauenkommissionen) die Kritiken und Unsicherheiten. Und das bis zum DDR-Ende. Einige Beispiele:

- weder die BGL-Vorsitzenden noch die Frauenausschussvorsitzenden hätten Vorstellungen, wie sie ihre Arbeit organisieren sollen (SAPMO DY 34/24815),
- die Frauenförderpläne würden nicht – wie vorgesehen – als Jahreskontrollpläne behandelt, sondern einfach den Frauenausschüssen überlassen (SAPMO DY 34/24815 und DY 34/5177),
- die BGL würde ihre Verantwortung auf die Frauenausschüsse delegieren (SAPMO DY 34/24950), dabei sei sie für die Anleitung der Frauenausschüsse zuständig (SAPMO DY 34/25157),
- es gäbe immer noch Betriebsgewerkschaftsleitungen, die die aktive Arbeit der Frauenausschüsse für ihre Leitungstätigkeit wenig nutzen (ebenda).
- die Frauenausschüsse würden Aufgaben der staatlichen Leitung übernehmen (SAPMO DY 34/24815),
- die Frauenausschüsse würden Unterausschüsse zu bestimmten Themen bilden, das sei aber nicht zulässig (ebenda),
- die Frauenausschüsse sollten nicht von sich aus Erfahrungsaustausche organisieren, z. B. mit Frauenausschüssen aus Betrieben mit staatliche Beteiligung oder aus Privatbetrieben (ebenda),

Zu den Besonderheiten der 60er Jahre gehören auch zwei zentrale Frauenkongresse der DDR. Sie lassen sich keineswegs als »Zurückstufung der Frauenfrage in der Gesellschaftspolitik« interpretieren, möglicherweise aber als geplante Zurückstufung des DFD. Eingebunden in das damalige politische Ziel der »sozialistischen Menschengemeinschaft« fanden 1964 und 1969 Frauenkongresse statt, an denen jeweils zu etwa 50 Prozent DFD-Mitglieder teilnahmen.

Hier soll nur der erste Kongress gründlicher analysiert werden, nicht nur, weil für diesen Kongress sehr viel mehr Material als für den zweiten archiviert wurde, sondern auch, weil in den Unterlagen des zweiten Kongresses – nach meiner Erinnerung im Unterschied zur Realität – die gelösten Probleme dominieren. Vieles, was auf dem ersten Kongress an den Frauen und auch von den Frauen kritisiert wurde, schien bis zum zweiten Kongress geklärt zu sein. So wird in einer zusammenfassenden Information über den zweiten DDR-Frauenkongress, unter SED archiviert, Ende Juni 1969 festgehalten: »Der Kongress macht eindrucksvoll sichtbar, dass die Frauen und Mädchen bereit sind, Verantwortung für das Ganze zu tragen. Sie beschäftigen sich nicht nur mit Problemen, die sich auf ihr unmittelbares Leben in der Familie, auf ihren Arbeitsplatz beziehen, sondern auch mit solchen, die das Vorwärtskommen unserer ganzen Gesellschaft betreffen« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/61, Information:2). Genau diese Verantwortung der Frauen für das Große und Ganze wurde im Juni 1964, als der erste Kongress stattfand, aber noch angemahnt.

Der erste Frauenkongress der DDR stand unter dem Motto »Unsere Republik braucht alle Frauen – alle Frauen brauchen unsere Republik« und ging auf einen Beschluss des Sekretariats des ZK der SED vom 4. Dezember 1963 zurück (SAPMO DY 30/IV/A2/17/57). Gleichwohl galten der DFD und der Nationalrat

der Nationalen Front als Veranstalter (1969 außerdem noch der FDGB). Im Rahmen dieses Frauenkongresses fand ein Bundeskongress des DFD statt, auf dem per Statut die »führende Rolle der Arbeiterklasse und ihrer revolutionären Partei« anerkannt wurde, obwohl auch die Formulierung »unabhängig von ihrer Weltanschauung oder ihrem religiösen Bekenntnis« erhalten blieb. Damit löste sich die Frauenorganisation auch formal von ihren parteineutralen und schwesterlichen Wurzeln. Auf die Mitgliedschaft hatte das offensichtlich keinen negativen Einfluss, denn der Organisationsgrad stieg von Anfang bis 1988 kontinuierlich an und lag in den 60er Jahren zwischen 18 und 19 Prozent, d. h. etwa jede fünfte erwachsene DDR-Frau war damals DFD-Mitglied (Schröter u. a. 2002: 524). In einer Information über die Statutenänderung ist vermerkt, dass es zum Wahlverfahren, zu den Beitragszahlungen (vor allem für IDFF-Marken) und zum Auszeichnungsmodus Diskussionen gegeben hätte, zur parteipolitischen Neutralität offenbar nicht (SAPMO DY 30/IV/A2/17/56).

Die gewollte Bedeutung dieses Kongresses ließ sich nicht zuletzt an der Präsenz in den Medien messen bzw. an den konkreten Anweisungen der SED für die Medien. So teilte die Agitationskommission beim Politbüro des ZK der SED im Januar 1964 allen Mitgliedern der SED-Frauenkommission mit, welche Maßnahmen zur Vorbereitung des Kongresses beschlossen wurden: »Am Mittwoch vor dem 8. März wird ein Schnitzler-Gespräch durchgeführt ... Es soll versucht werden, die Genossin Lotte Ulbricht für dieses Gespräch zu gewinnen ... In den Sonnabend-Nachmittag-Sendungen des Fernsehens soll der Vorbereitung des Frauenkongresses ein ständiger Platz möglichst zu gleich bleibender Sendezeit eingeräumt werden ... Es wird empfohlen, dass der Rundfunk eine analoge Sendung einrichtet ... Zum Kongress wird eine Sonderbriefmarke herausgegeben, da es sich um den ersten Frauenkongress der DDR handelt ... Es wird eine DIA-Serie von etwa 12 wichtigen Frauen aus Betrieben und Landwirtschaft, Kunst und Wissenschaft, aber auch von Frauen mit politischer Funktion ... herausgegeben, die in den Kinos laufen soll ... Zum gleichen Zweck wird eine Postkartenserie ... herausgegeben ... Die Frauenzeitschrift ›Für Dich‹ und die ›Wochenpost‹ bringen unter dem Titel (oder so ähnlich) ›Männer schreiben über ihre Frauen‹ viele Briefe von Männern, die in den Briefen darlegen, wie sie mit ihren Frauen gemeinsam arbeiten, wie sie sich gegenseitig helfen, wie sie gemeinsam lernen, wie sie sich um die Kinder kümmern usw. Der Sinn der Briefe ist, Männer dazu anzuregen, sich mit dem Leben und der Arbeit ihrer Frauen auseinander zu setzen und sich beim eigenen Niederschreiben ihrer Gedanken darüber klar zu werden, wie ihr Verhältnis zueinander ist. Dem liegt auch die Überlegung zu Grunde, dass es gut ist, wenn die Arbeit der Frau und ihre ganze Rolle und Persönlichkeit nicht immer nur von den Frauen selber, sondern durch Männer dargelegt wird. Wenn die Sache gut aufgezo-gen wird, kann sie großes öffentliches Interesse finden« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/56).

Die Umerziehung der Männer war demnach noch nicht vom Tisch. Genauso wenig wie die Debatten um Wirkungsfeld und Grenzen des DFD. Ob der zentrale

Frauenkongress hier eine Veränderung vorbereiten sollte, ist mit dem archivierten Material nicht zu beantworten. Zumindest wurden die Chefredakteure aller Tageszeitungen im Februar 1964 von der Agitationskommission des Politbüros auf einen Artikel aufmerksam gemacht, der für die Tagespresse »ungeeignet« sei und deshalb nur im »Neuen Weg« erscheinen würde, dem aber große Beachtung zu schenken sei: »Der Frauenkongress ... soll ... herausarbeiten, wie die politische Massenarbeit mit allen Frauen und Mädchen im Rahmen der Nationalen Front in den Wohngebieten der Städte und in den Dörfern weitergeführt werden soll. Das bedeutet aber nicht etwa, wie verschiedene Auffassungen besagen, dass der DFD jetzt und künftig zum »Interessenvertreter« aller Frauen und Mädchen, also auch der berufstätigen, wird ... Die Interessenvertretung der berufstätigen Frauen hinsichtlich ihrer Förderung im Beruf, der Erleichterung ihrer Arbeitsbedingungen usw. ist und bleibt Sache der Gewerkschaften. Der DFD hingegen verbindet, gemeinsam mit den Wohngebietsausschüssen der Nationalen Front, die Einflussnahme auf alle Frauen im Wohngebiet mit der aktiven Vertretung (ein Wort unleserlich, U. S.) der Interessen, die mit der Erziehung der Kinder, den Fragen des Handels, des Gesundheitswesens usw. im Wohngebiet oder im Dorf zusammenhängen. Darüber besteht offensichtlich noch nicht überall Klarheit ...« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/57, Artikel: 4,5)

Ungenügende Klarheit wird in Vorbereitung des Kongresses auch im Zusammenhang mit der Entwicklung sozialistischer Familienbeziehungen konstatiert. Die DDR-Forschung zu diesem Thema begann bekanntlich erst 1964. Die Kommission »Rechte der Frau« beim Präsidium des Bundesvorstandes des DFD stellte im Februar 1964 zwar fest, dass eine öffentliche Debatte um sozialistische Familienbeziehungen nun in Gang gekommen sei, vermisste aber grundlegend neue Gedanken. Schließlich müssten die familiären Fragen anders beantwortet werden als im Kapitalismus. »Die neue Literatur und Filme können einen großen Einfluss auf die Klärung der Probleme junger Menschen ausüben. Dazu ist notwendig, dass die Künstler die bestehenden Probleme darstellen und mit künstlerischen Mitteln zeigen, wie sie zu lösen sind. Nicht Sinn ist, den Konflikt darzustellen und die Lösung durch Trennung der Partner zu zeigen, sondern wie sie um die Erhaltung ihres Glücks kämpfen und wie ihnen die Gesellschaft hilft« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/56, Information: 3).

Auf »ungenügende ideologische Klarheit« wurde oft auch der zunehmende Wunsch der DDR-Frauen, eine Teilzeitbeschäftigung aufzunehmen, reduziert. Ein Thema, das für die 60er Jahre charakteristisch war. Von 1960 (15 Prozent) bis 1969 (31 Prozent) verdoppelte sich die Teilzeitzrate. Besonders interessiert waren Frauen zwischen 25 und 35 Jahren, also in der Altersgruppe, in der DDR-Frauen ihre Kinder bekamen. Die Frauen waren fast immer verheiratet und oft hoch qualifiziert. Nicht selten stand der Wunsch des Ehemannes hinter dem Wunsch der Frau (SAPMO DY 34/24816). »Ein Teil von Frauen gibt offen zu, dass für ihre Entscheidung vor allem persönliche Interessen ausschlaggebend sind«, so steht

am Schluss einer Sekretariatsvorlage der Abteilung Frauen der IG Metall und IG Textil-Bekleidung-Leder vom 25. 9. 1970 (SAPMO DY 34/24950). Dieses offene Bekenntnis der Frauen zum Interessenkonflikt zwischen Individuum und Gesellschaft schien bemerkenswert gewesen zu sein. Frauen würden, auch über das Teilzeithema hinaus, immer noch vorwiegend Probleme diskutieren, die mit der Erleichterung ihres individuellen Lebens zusammenhängen. Aber solche Diskussionen seien dazu angetan, von den Hauptfragen des Frauenkongresses abzulenken (SAPMO DY 31/050). »Natürlich muss man auch die praktischen Fragen, die das Leben der Frauen betreffen, mit ihnen besprechen. Aber wir dürfen nicht dabei stehen bleiben, sondern müssen ihnen die politischen Zusammenhänge erklären ... Wir dürfen uns nicht passiv dazu verhalten, was in den Versammlungen herauskommt und welche Probleme im Vordergrund stehen« (SAPMO DY 31/040 12. BV-Sitzung: 223, 224

Kritisiert wurde in diesem Zusammenhang auch die »Wochenpost und andere Zeitungen«, weil in ihren Artikeln die Tendenz überwiege, dass es Frauen schwer hätten, dass sie »die Lastesel des Sozialismus« seien. Natürlich dürften Beispiele gezeigt werden, wo gleicher Lohn für gleiche Arbeit nicht realisiert ist. »Aber dann muss man einige Tage danach bringen, wie das geändert wurde« (DY 34/24950).

Im Unterschied zu späteren Jahren, wo schon die Begriffe »Widerspruch« oder »Konflikt« in SED-Kritik standen, wurden demnach in den 60er Jahren und insbesondere in Vorbereitung auf den ersten Frauenkongress die Kunstschaffenden und JournalistInnen, auch die WissenschaftlerInnen durchaus ermuntert, Konflikte zu benennen. Aber die prinzipielle Lösung war vorgegeben: In den Familien sollte, von der Gesellschaft unterstützt, um das Glück gekämpft werden. In den Betrieben sollten, und auch noch in kürzester Frist, frauendiskriminierende Tarife abgeschafft werden.

Mit solchen Vorgaben belastet waren die Chancen für DDR-Frauen letztlich gering, den Vorwurf der ideologischen Unklarheiten zu ignorieren und die grundlegenden patriarchalen Strukturen der Gesellschaft offen zu legen, beispielsweise die ungleiche gesellschaftliche Bewertung von Frauenarbeit und Männerarbeit bzw. von herstellender und erhaltender Arbeit, die sich auch in der DDR-Tarifpolitik niederschlug. Oder die ungleiche Bewertung von Öffentlichkeit und Privatheit, die sich auch in der DDR als Geringschätzung der Haus- und Pflegearbeit gegenüber beruflicher Arbeit zeigte und die sowohl den »Kampf um das familiäre Glück« prägte als auch das Bedürfnis nach Teilzeitbeschäftigung. Gleichzeitig ist in Erinnerung zu behalten, dass in den 60er Jahren, insbesondere im Umfeld des ersten Frauenkongresses, die mit patriarchalen Strukturen verbundenen Konflikte in der Gesellschaft wenigstens noch bewusst gemacht, noch ausgesprochen, noch ernst genommen wurden.

Am ersten Kongress nahmen 97 Gäste aus Westdeutschland (1969: 46) und sechs aus Westberlin (1969: 4) teil (SAPMO DY 31/050). Auch ihnen wurde unterstellt, dass sie selbst nicht so genau wissen können, wie es ihnen geht und wel-

che Probleme im Vordergrund stehen. So erhielt der Entschließungsentwurf des Frauenkongresses, im März 1964 der SED vorgelegt, folgenden Kommentar: »Nicht beginnen mit dem, was die westdeutschen Frauen nicht erkannt haben, sondern überzeugend sagen, wie es ihnen geht und was die Ursachen ihrer minderen Rechte sind.« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/57). Die Gäste aus dem kapitalistischen Deutschland zeigten sich offensichtlich nicht nur dankbar dafür, denn in einer Information »über die politischen Diskussionen der westdeutschen Teilnehmerinnen«, die noch während des Kongresses verfasst wurde, steht nicht nur, dass oft an der Notwendigkeit der Mauer gezweifelt wurde, sondern auch, dass in der DDR der gesellschaftskritische Frauenblick (heutige Formulierung) fehlen würde. »Wir hören es eigentlich lieber, wenn ihr kritisiert. Warum stellt ihr immer alles so schön dar?« So wird eine Frau von der Frauenorganisation WOMAN zitiert (SAPMO DY 30/IV/A2/17/60). Wohlgermerkt, sie fragt nicht »Warum ist bei Euch alles so schön?«, um über diese Gedankenbrücke zu den eigenen »minderen Rechten« zu kommen, sondern sie fragt die ostdeutsche Schwester, warum sie sich an der beschönigenden Selbstdarstellung beteiligt. Das passte nicht ins Konzept. Deshalb kamen die anwesenden West-Frauen in der zusammenfassenden Information an das Sekretariat des ZK der SED vom Juli 1964 auch schlecht weg. »Auf die Frauen, die aus Westdeutschland und Westberlin am Kongress teilnahmen, machte das hohe Niveau der Diskussion und die gesamte Problematik des Kongresses einen tiefen Eindruck. Während sie im allgemeinen der Politik der DDR für Verständigung und Verhandlungen zustimmten und die Rolle der Frau in unserer Republik als beispielhaft ansehen, schätzen sie die politische Lage in Westdeutschland noch nicht real ein... Zahlreiche Diskussionen ... zeigen die Notwendigkeit, engere Verbindungen zu den gewerkschaftlich organisierten Frauen und Arbeiterfrauen herzustellen. Das ergibt sich auch aus der Tatsache, dass die westdeutsche Frauen-Friedens-Bewegung und andere Frauenorganisationen, in denen vor allem kleinbürgerliche und bürgerliche Kräfte zusammengeschlossen sind, kein genügendes Verständnis für die Notwendigkeit des Kampfes um die Grundrechte der Frauen aufbringen können« (SAPMO D? 30/IV/A2/17/60, Information: 7).

Der erste Frauenkongress lässt sich aber nicht nur, nicht einmal überwiegend, als beschönigende Selbstdarstellung charakterisieren. Die Antragskommission, die sich schon im Vorfeld konstituiert hatte, nahm im Zusammenhang mit diesem Kongress mehr als 13 000 Anträge (1969: 895) aus der weiblichen Bevölkerung entgegen, in denen sehr reale Probleme angesprochen wurden. Nach Dokumenten des DFD-Archivs sei es inhaltlich vor allem um die Qualifizierung der Hausfrauen, um Probleme von LPG¹³-Bäuerinnen und um Handelsfragen bzw. das Warenangebot gegangen. Aber auch Themen wie

13 Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft

- die »bewusste Mutterschaft«,
 - die Verbesserung der Hortarbeit und in diesem Zusammenhang die Bezahlung der Hortnerinnen,
 - der Umgang mit dem »Pubertätsalter«,
 - die Öffnungszeiten für »Erntekindergärten«¹⁴,
 - Einrichtungen für leicht erkrankte Kinder,
 - Pflichtuntersuchungen zur Krebsvorsorge,
 - Neuregelung der Halbwaisenrente,
 - Haushalttag für allein stehende Frauen mit Kindern,
 - Sprechzeiten in staatlichen Einrichtungen,
 - Herabsetzung des Rentenalters für Frauen¹⁵,
 - Auszahlung der Geburtenbeihilfe als Wertgutscheine (nicht als Geld, das auch die Väter »vertrinken« könnten) und
 - Schaffung einer Zusatzversicherung für verheiratete Mütter mit Kleinkindern, die wirksam wird, wenn die Kinder erkranken
- standen zur Debatte bzw. in der Kritik (SAPMO DY 31/042, Bericht: 35 – 46 und SAPMO DY 30/IV/A2/17/56).

Über solche Anträge hinaus wurden in Vorbereitung auf den Kongress Themen angesprochen, die die DDR-Wirklichkeit anschaulich charakterisieren. So informierten die Bezirksleitungen der SED ihr Zentralkomitee, Abteilung Agitation (!), über »Frauenfragen«, beispielsweise über Unzufriedenheiten mit den Ladenöffnungszeiten, mit der Warenstreuung, mit dem Angebot an Diätkost, mit dem Wachsen in den Betrieben, mit dem Angebot an Kinderoberbekleidung und Kinderschlafanzügen, mit den hohen Fleisch- und Gurkenpreisen, mit dem Angebot an Tierarzt-Vorträgen oder mit den Möglichkeiten, leicht erkrankte Kinder unterzubringen. Weibliche Unzufriedenheit gäbe es auch, weil landwirtschaftliche Berufe als Strafe gewertet würden, weil Frauen zu selten LPG-Vorsitzende seien, weil wegen der Industriepreisreform die Brötchen kleiner geworden seien, weil konfirmierte Kinder schlechte Berufschancen hätten, weil alte Menschen zwar nach Westdeutschland ziehen, aber nicht reisen dürften (SAPMO DY 30/IV/A2/17/57).

Etwa zeitgleich, einige Wochen vor dem Kongress, schrieben auch die DFD-Bezirksvorstände ihrem Bundesvorstand, welche Fragen die Frauen beschäftigten (SAPMO DY 31/772). Aus einem der Briefe: »Dabei wurden solche Diskussionen geführt... Es hat keinen Zweck, die Kinder 10 Jahre zur Schule zu schicken, wenn sie anschließend doch nur das Geld bekommen wie die 8-Klassen-Schüler«. Aus einem anderen Brief: »In der Diskussion sagte der Vorsitzende der LPG, Typ III, eine Frau als Vorsitzende der LPG wäre für die Männer beschämend; Frauen seien für die Technik nicht zu begeistern und schließlich hat man ja geheiratet, um eine

14 Das waren speziell für die Erntezeit eingerichtete Kindergärten in ländlichen Regionen.

15 Frauen konnten in der DDR mit 60 Jahren in Altersrente gehen.

Frau im Haus zu haben«. Auch solche Berichte sind enthalten: »In Vorbereitung des Frauenkongresses baten 45 junge Frauen um Aufnahme als Kandidat in die Partei der Arbeiterklasse. 1 300 Frauen und Mädchen wurden in unsere Organisation aufgenommen. Allein diese Zahlen beweisen uns, wie sehr unsere Frauen und Mädchen gewachsen sind.«

Die an den Frauenkongress gerichteten Anträge wurden mehrfach analysiert und schließlich unterschiedlich behandelt. Während von vornherein feststand, dass die Anträge zur Herabsetzung des Rentenalters der Frauen, zur Auszahlung der Geburtenbeihilfe als Gutscheine und zur Schaffung einer Zusatzversicherung für verheiratete Mütter »nicht weitergeleitet« werden sollten, wurden alle Anträge zur »bewussten Mutterschaft« bzw. zur »Lockerung der gesetzlichen Bestimmungen über die Schwangerschaftsunterbrechung¹⁶, insbesondere für Frauen über 40 Jahre« der Frauenkommission des Politbüros übertragen, »wobei wir (gemeint ist hier der DFD, U. S.) den Standpunkt der Frauen unterstützen, dass eine Verbesserung der jetzigen Situation darin bestehen muss, dass den Frauen gute Verhütungsmittel verbunden mit einer breiten medizinischen Aufklärung zur Verfügung stehen« (SAPMO DY 31/772).

Alle anderen Anträge erhielten die staatlichen Einrichtungen, die für das angesprochene Thema zuständig waren.

Im Rahmen des Referates, das die DFD-Vorsitzende auf dem Frauenkongress hielt, spielten (wie bei Lotte Ulbricht einige Monate zuvor) die Jahrtausende alten weiblichen Fähigkeiten zum ganzheitlichen Denken und Handeln eine große Rolle. »Und plötzlich im Betrieb, in der Brigade soll das alles, was sich hier an Fähigkeiten und Eigenschaften bei unseren Frauen über Jahrhunderte herausgebildet hat, nicht ausreichen, um auch im Betrieb, in der Genossenschaft, in unserem großen Haushalt verantwortliche Funktionen auszuüben?« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/58). Zu den männlichen Fähigkeiten äußerte sie sich nicht, weil sie »keinen Gegensatz zwischen Männern und Frauen konstruieren oder fördern« wolle (SAPMO DY 31/044).

Von den Diskussionsbeiträgen auf diesem ersten Frauenkongress soll hier nur der von Hilde Benjamin hervorgehoben werden. »Mehrere Westdeutsche äußerten, dass sie sich diese in der Bundesrepublik ›meist gehasste‹ Frau niemals so warmherzig und fraulich vorgestellt hätten«, so steht in einer »Einschätzung vom 9. Juli 1964 über die politische Haltung und Meinungsäußerungen der westdeutschen Teilnehmerinnen während des Frauenkongresses« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/60, Einschätzung: 1). Hilde Benjamin, bekanntlich DFD-Funktionärin von Anfang an und Justizministerin seit 1953, verglich den ersten Frauenkongress mit dem Gründungskongress des DFD, der auch »von so großer Bedeutung« gewesen sei. »Was damals zuweilen ausgesehen hat als erster Schritt im wesentlichen von Frauen für Frauen, ist heute zu einer Entwicklung geworden, in der alle Fragen,

16 Gemeint war Schwangerschaftsabbruch.

die die Frauen angehen und bewegen von der Gesellschaft für die Gesellschaft gestellt und gelöst werden« (SAPMO DY 31/045, Beitrag: 194). Vermutlich hat die »rote Hilde« diesen Trend von weiblicher Solidarität zu gesamtgesellschaftlicher Solidarität mehr beschworen als analysiert. Aber was sie dann an Konflikten und Forschungsfeldern ansprach, beruhte ganz sicher auf einer soliden Analyse der DDR-Wirklichkeit und findet sich deshalb auch sinngemäß in den ersten konzeptionellen Beiträgen der »grünen Hefte« (Schröter/Ullrich 2005) wieder. »Es bildeten sich neue gesellschaftliche Verhältnisse und Konflikte, deren Gesetzmäßigkeiten noch kaum wissenschaftlich erforscht sind. Es entstehen Problemkreise für unsere Soziologen¹⁷, unsere Psychologen und auch die Juristen wie etwa folgende: Wie entwickeln sich Ehe und Familienleben, wenn die Mutter berufstätig ist, wenn sie studiert oder abends weiterlernt? Wie entwickeln sich die Kinder in solchen fortgeschrittenen Familien? Welche Probleme der Leitung der Menschen auf Hochschulen, in Betrieben ergeben sich gegenüber den verheirateten Frauen und auch gegenüber den Männern und Vätern solcher Familien? Wie verändert sich die Frau selbst in der Vielfalt der neuen Beziehungen, in die sie eingetreten ist? Wie ist die Rolle der nicht oder zeitweilig nicht berufstätigen Frauen in unserer Gesellschaft? Wie ist ihre Entwicklung und Förderung? Wenn wir unsere ganze Gesellschaft betrachten, müssen wir auch fragen: Wie verändert sich der Mann in diesem neuen Arbeits-, Familien- und Gesellschaftsverhältnis?« (SAPMO DY 31/045, Betrag: 197).

Die Fragen waren zeitgemäß. Das ist mit Respekt festzuhalten, unabhängig davon, wie im Rückblick die gesellschaftlichen Antworten oder Nicht-Antworten gewertet werden. Die Fragen bzw. die fehlenden Antworten wirkten zweifellos auch »nach drüben«. Hätten sonst die beiden Journalisten der Frauenzeitschrift »Constanze« (Commandeur/Sterzel 1965) ihre Reportage über DDR-Frauen aus dieser Zeit mit dem Titel versehen: »Das Wunder drüben sind die Frauen«? Letztlich haben die Irritationen in der gegenwärtigen Bundesrepublik über die »hohe Erwerbsneigung« ostdeutscher Frauen oder über die »frühe Elternschaft« im Osten oder über die »moderne« Arbeitsteilung in ostdeutschen Haushalten immer noch mit diesen Fragen und ihrer individuellen Beantwortung zu tun.

Zurück zum Frauenkongress 1964. In Auswertung des Kongresses wurde vor allem gesprochen über (SAPMO DY 31/772):

- Frauen in technische Berufe,
- die bessere Bergung der Obsternte (Erntekindergärten),
- Bauvorhaben (Sanierung) in kleineren Städten,
- Erhöhung des Heiratsalters auf 21 Jahre,
- Engpässe, z. B. in der Versorgung mit Chinaseide,
- die Arbeit in der LPG als »Strafarbeit«,

17 Die marxistisch-leninistische Soziologie (»unsere Soziologen«) gab es in der DDR zum Zeitpunkt des Kongresses erst zwei Monate.

- die schlechtere Materialbelieferung für Handwerker und Komplementäre, aber auch über
- ökonomische Verpflichtungen der Frauen (zusätzlich nähen, zusätzlich Viehmästen).

Die Gewerkschaft, konkret das Präsidium des Bundesvorstandes des FDGB, zog aus dem Kongress nicht nur den Schluss, die Frauen noch besser in den sozialistischen Wettbewerb »einzubeziehen« und die Frauenförderpläne noch besser zu kontrollieren, sondern auch über das Vertrauensverhältnis zwischen Gewerkschaft und Frauen nachzudenken. »Die zahlreichen Anträge von Frauen und Mädchen aus den Betrieben zeigen, dass ein großer Teil der weiblichen Mitglieder unserer Organisation noch nicht in den gewerkschaftlichen Leitungen und Vorständen ihre Interessenvertreter sieht. Sie haben sich aus diesem Grund direkt an den Frauenkongress gewandt. Das muss als eine ernsthafte, berechtigte Kritik an der mangelnden Leitungstätigkeit vieler Leitungen und Vorstände des FDGB gewertet werden« (SAPMO DY 34/24815).

Die Frauen hatten demnach zu ihrer Klassenorganisation zu wenig Vertrauen und wandten sich deshalb in ihren Nöten eher an andere Frauen. Kann ein einzelner Mensch – ob Mann oder Frau – zu einer Klassenorganisation Vertrauen haben? Hätte Lotte Ulbricht so viel Wert auf unabhängige und unbürokratische Frauenausschüsse gelegt, wenn das von ihr für notwendig gehaltene Vertrauensverhältnis auch mit der Partei oder mit der Gewerkschaft herstellbar gewesen wäre? Ich weiß nicht, ob es damals solche Fragen und Debatten gab. Im Rückblick aber lässt die gewerkschaftliche Selbstkritik (ein weiteres Mal) die Vermutung zu, dass Klassenpolitik die Aufgaben der Frauen- bzw. Geschlechterpolitik nicht mit übernehmen kann, dass der hierarchische Blick auf Klasse und Geschlecht zu problematisieren ist.

Im Unterschied zum Konzept der im Sommer 1964 noch bestehenden unabhängigen Frauenausschüsse ging es beim ersten Frauenkongress durchaus (auch) um die Erziehung der Frauen. Neben der vermeintlichen Überbetonung ihrer Alltagsprobleme wurde ihnen vor allem fehlende ideologische Klarheit angelastet. Die nationalen Probleme¹⁸ seien auf dem Kongress und danach zu wenig herausgearbeitet worden. »Insgesamt muss eingeschätzt werden, dass in der Auswertung des Frauenkongresses sowohl durch die Presse als auch in Frauenversammlungen völlig ungenügend die politisch-ideologischen Fragen behandelt werden« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/60, Information: 13).

Dieses harte Urteil, das sich auch als Kritik am DFD liest, wurde von der Frauenorganisation offenbar voll akzeptiert. Vielleicht sogar bekräftigt, wie aus einer Kurzinformation des DFD an die SED vom Juli 1964 abgeleitet werden könnte: »Neben diesen Zustimmungen gibt es auch Meinungen, die Unklarheiten ... aus-

18 Unmittelbar vor dem Kongress war ein Freundschaftsvertrag zwischen der UdSSR und der DDR abgeschlossen worden.

drücken und zum Teil erkennen lassen, dass der Gegner Einfluss nimmt. « Konkret ging es um einen Brief aus Potsdam, in dem die Verfasserin darüber klagt, dass sie ihren in Westberlin lebenden Enkel nicht mehr sehen darf. Letzter Satz dieses Briefes: »Ein Rückblick sagt mir, Krieg, Revolution, Inflation, Krieg, Nachkrieg und jetzt Trennungsschmerz, so ist unser Lebensabend«. Die Verfasserin hätte den Brief in einer öffentlichen Versammlung kurz vor dem Frauenkongress vorgetragen. Sie »brachte dabei zum Ausdruck, dass die anderen 35 Familien, die sie vorher aufsuchte, es ablehnten, zu der Versammlung mitzugehen mit dem Bemerkten: »Sie werden ja sehen, wenn Sie den Mund dort aufmachen, was dann passiert.« Von den Versammlungsteilnehmerinnen und -teilnehmern sei der Frau mit aller Deutlichkeit gesagt worden: »Wenden Sie sich an die Bonner Ultras, machen Sie diese verantwortlich für Ihr Herzeleid. Sie haben die falsche Adresse gewählt«. Die Bezirks- und Kreisleitungen der SED seien informiert worden. (SAPMO DY 30/IV/A2/17/59, Kurzinformation: 2, 4).

Wegen der großen politisch-ideologischen Unzulänglichkeiten gab die »Ideologische Kommission beim Politbüro der SED« Themen vor, die in Auswertung des Frauenkongresses zu erforschen oder künstlerisch zu bearbeiten sind bzw. über die zu publizieren ist, z. B (SAPMO DY 30/IV/A2/17/59):

- Rolle und Aufgaben der Frauen bei der Schaffung und Entwicklung der moralisch-politischen Einheit unseres Volkes,
- Technische Revolution in der DDR und die Frauen,
- Gleichberechtigung der Frau in der DDR und ihre Nichtgleichberechtigung in Westdeutschland,
- Einheitliches sozialistisches Bildungssystem: Frage der Förderung der Frauen beachten,- Analyse über Hortarbeit, über polytechnischen Unterricht,
- Arbeit mit Lehrerinnen verbessern,
- Beratungen mit Studentinnen und mit wissenschaftlichem Nachwuchs durchführen, auch mit Frauen in Verlagen, Kulturhäusern, Klubs,
- Frauenkunst mehr beachten, mehr Intendantinnen, Regisseurinnen, Staatsfunktionärinnen ausbilden,
- Für einige künstlerische Berufe (Tänzerinnen) Zweitausbildung anbieten.

Bereits Anfang März 1965, also 8 Monate nach dem Kongress, mussten der Ministerrat und die Staatliche Plankommission über die »Verwirklichung der Vorschläge und Empfehlungen des Frauenkongresses« berichten – eine Verfahrensweise, die wohl in keinem anderen Patriarchat als dem sozialistischen vorstellbar ist. Aus dem Berichtsdokument (SAPMO DY 30/IV/A2/17/60, Bericht: 3 – 5):

- Mit der Staatlichen Zentralverwaltung für Statistik wurden Maßnahmen eingeleitet, »die sichern, dass die Aussagefähigkeit der Kennziffern, die die Qualifizierung der Frauen und Mädchen nachweisen, verbessert wird und eine bessere Kontrolle und Analyse über die Qualifizierung der Frauen gewährleistet ist.«
- »Ab 2. Halbjahr 1965 wird die volle Versorgung aller Bezirke der DDR mit löfelfertiger Kindernahrung erreicht.«

– »Zur Erfüllung der Forderung nach kombinierbaren tischfertigen Gerichten werden noch im Jahr 1965 Espresso-Automaten importiert. Dadurch kann die Produktion von tischfertigen Gefriergerichten nahezu verdreifacht werden...«

Bleibt noch die Frage, ob mit zentralen Frauenkongressen, wie sie in den 60er Jahren praktiziert wurden, eine »Zurückstufung des DFD«, gar eine Auflösung oder ein Aufheben in der Nationalen Front vorgesehen war. Im Interesse einer »sauberen« Klassenpolitik hätte eine solche Entscheidung seine Logik gehabt. Auch die durchgängige Aufforderung an Frauen, »Probleme der Erleichterung des Lebens nicht so in den Vordergrund zu stellen« (SAPMO DY 30/IV/A2/17/59), könnte für eine geplante Auflösung des DFD sprechen. Denn genau solche Probleme – Erhaltung der Familie, Erziehung der Kinder, Handel und Gesundheit im Wohngebiet – sollten ja DFD-Themen bleiben (SAPMO DY 30/IV/A2/17/57). Frauen der DDR wurden demnach aufgefordert, die Aufgaben des DFD nicht so in den Vordergrund zu stellen. Es scheint aber so zu sein, dass hier keine auskunftsfähigen Dokumente archiviert wurden. Möglicherweise gab es Menschen an der Spitze der Machthierarchie, die bezüglich Auflösung von Strukturen zur Vorsicht neigten (»Aufgelöst ist schnell«). Möglicherweise gab es auch zwischen den (wenigen) Entscheidungsträgern und -trägerinnen keine Einigkeit in dieser Frage.

Mit Bezug auf die archivierten Dokumente fällt allerdings auf, dass sowohl vor dem ersten Kongress als auch danach die veränderte Rolle des DFD zur Sprache kam. So enthält das Referat der 11. Bundesvorstandssitzung des DFD vom Dezember 1963 – der erste Frauenkongress war bereits beschlossene Sache – die Passage: »Es zeigt sich also, dass mit diesen neuen umfassenden Aufgaben auch unsere Frauenorganisation in eine neue Stufe ihrer Entwicklung eintritt, die vor allem dadurch gekennzeichnet ist, dass sie über den Rahmen ihrer Mitglieder hinaus die enge freundschaftliche Zusammenarbeit mit allen Frauen und Mädchen verfolgt und immer stärker zur Interessenvertreterin der Frauen aller Bevölkerungskreise wird« (SAPMO DY 31/042). Eine Auffassung, die ein viertel Jahr später mit dem bereits erwähnten Artikel im »Neuen Weg« dann wieder relativiert wird.

Und nach dem Kongress: »Die erfolgreiche Vorbereitung und Durchführung des Frauenkongresses hat weitgehend zur Überwindung der Auffassung geführt, die auch bei einem Teil der Funktionärinnen des DFD bestand, dass durch eine verstärkte Arbeit in der Nationalen Front die Rolle und Bedeutung der Frauenorganisation geringer wird. Es kann gesagt werden, dass die Autorität des DFD jetzt größer ist als je zuvor« (SAPMO DY 31/050, Bericht: 5, 6). Was hier noch wie ein inzwischen überwundener Irrtum einzelner Funktionärinnen des DFD klingt, wurde später in der »Geschichte des DFD« deutlicher beim Namen genannt: Die Frauenkongresse seien in ihrer Zeit wichtig gewesen. »Zugleich erwies sich jedoch, dass solche Formen nicht zur ständigen Praxis werden durften, da sie die spezifische und eigenständige Rolle des DFD eingeschränkt und die Ausschöp-

fung der der Frauenorganisation eigenen Kräfte, Potenzen und Erfahrungen behindert hätten« (Bundesvorstand 1989: 223).

Die Kräfte, Potenzen und Erfahrungen der Frauenorganisation (also auch der Frauen) wurden demnach auch weiterhin gebraucht. Das ist von der Sache her unbestritten. Zweitrangig, aber notwendig, notwendig in seiner Zweitrangigkeit. Für das kapitalistische Patriarchat wird dieser Zusammenhang mit dem »Ineinander von Ausbeutung und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung« (Haug 2008: 315 ff.) begründet. Für das sozialistische Patriarchat ist die Analyse noch zu leisten.

Weltoffenheit in der DDR

Das Sozialismus-Konzept des 20. Jahrhunderts war seiner Zielstellung nach internationalistisch. »Proletarier aller Länder – vereinigt Euch«, so lautete das Fazit des kommunistischen Manifests von 1848. »Proletarier aller Länder – vereinigt Euch«, so stand auch seit Mai 1958 auf der Titelseite der zentralen Tageszeitung »Neues Deutschland«. Sowohl Marx und Engels als auch die ND-Redaktion meinten selbstverständlich die Proletarierinnen mit, wenn sie von Proletariern sprachen. Gleichzeitig orientierte dieses Konzept auf eine klare Abgrenzung, auf Unversöhnlichkeit, auf Feindschaft zwischen den sich gegenüber stehenden sozialen Klassen. Vor allem, seit Lenin die These aufgestellt hatte, dass der Aufbau des Sozialismus nicht nur weltweit, sondern auch in einzelnen Ländern möglich ist, spielte dieses Abgrenzungsbedürfnis »vom Klassenfeind« eine zentrale Rolle in der Theorie und erst recht in der konkreten Politik.

Wie alle DDR-Institutionen stand auch der DFD in dem Widerspruch, einerseits die Vereinigung der Proletarierinnen befördern zu wollen, andererseits nicht-proletarische, nicht-sozialistische Einflüsse abwehren zu müssen, sich in dieser Hinsicht nicht verdächtig machen zu wollen. Möglicherweise hat aber die politische Zweitrangigkeit der Frauenorganisation, die in den vorausgegangenen Abschnitten nachgewiesen werden konnte und die als Indiz patriarchaler Verhältnisse zu werten ist, dem DFD auch Privilegien gebracht. Möglicherweise wurde auf beiden Seiten des Kalten Krieges die Klassenfeindin als weniger gefährlich eingeschätzt als der Klassenfeind. Betrachtet man nämlich die Auslandskontakte der DDR-Massenorganisationen, dann fällt auf, dass es zwischen dem DFD und Frauenorganisationen anderer, nicht nur sozialistischer Länder außergewöhnlich häufig Begegnungen unterschiedlicher Art gab. Die DDR-Frauenorganisation war vergleichsweise weltoffen.

Innerhalb der sozialistischen Länder spielte erwartungsgemäß die Sowjetunion, in der es keine analoge Frauenorganisation gab, eine besondere Rolle. »Von Beginn an gehörte es zu den wichtigsten Anliegen des DFD, bei seinen Mitgliedern die Freundschaft zur Sowjetunion zu entwickeln« (Bundesvorstand 1989: 86). Folgerichtig führte die erste Auslandsreise einer offiziellen DFD-Dele-

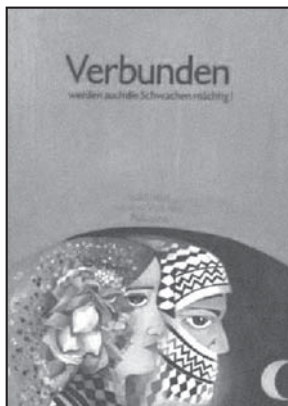
gation im Jahr 1948 in die Sowjetunion. Seit 1968 sind darüber hinaus regelmäßige Zusammenkünfte der Vertreterinnen der sozialistischen Länder dokumentiert, außerdem die sogenannten Drei-Länder-Treffs der Frauen aus Polen, der ČSSR und der DDR und zahlreiche, wahrscheinlich nicht vollständig dokumentierte bilaterale Treffen.

Nachdem sich in den 60er Jahren die These von den »drei revolutionären Hauptströmen« durchgesetzt hatte (erstens sozialistisches Weltsystem, zweitens Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern, drittens nationale Befreiungsbewegung), erhöhten sich die Auslandsaktivitäten des DFD deutlich. Vor allem zu dem letztgenannten Strom, zu den jungen Nationalstaaten in Asien, Afrika und Lateinamerika, die sich mitunter nicht so eindeutig oder noch nicht eindeutig in das duale Klassenschema einordnen ließen, knüpfte und pflegte der DFD Kontakte.

Warum das so war, ob der DFD als »diplomatischer Testballon« nützlich war, ob das sprichwörtliche weibliche Gespür für Beziehungspflege wirksam werden sollte – das analysierte Material sagt dazu nichts aus. Sehr wahrscheinlich ist aber, dass die für DDR-Verhältnisse auffällige Weltoffenheit der Frauenorganisation mehr mit Klasseninteressen als mit Fraueninteressen zu tun hatte. Anderenfalls hätte sicherlich der Beitrag einer ausländischen Frau (Nation unbekannt) auf dem ersten Frauentag 1964 mehr Aufmerksamkeit erzielt. Sie sagte: »Ihr Kongress hatte die Losung herausgegeben: Die Republik braucht alle Frauen, alle Frauen brauchen die Republik! Bitte erlauben Sie mir, einen Schritt weiterzugehen und zu sagen: Die Frauen der DDR brauchen die Zusammenarbeit mit den Frauen der ganzen Welt und die Frauen der ganzen Welt brauchen die Zusammenarbeit mit den Frauen der DDR« (SAPMO DY 31/772, Auszüge: 2). Den archivierten Dokumenten nach löste dieser Gedanke keine Reaktion aus, keine Relativierung durch die Kongressleitung, kein Hinweis, dass es aus DDR-Sicht vor allem um einen Teil, um den sozialistischen Teil der Welt geht. Vermutlich wurden Frauennetzwerke und eine weltumspannende weibliche Solidarität in den 60er Jahren in der DDR noch weniger als heute in Deutschland thematisiert und für notwendig gehalten.

In den Jahren von 1961 bis 1970 jedenfalls »reisten 20 Delegationen der Frauenorganisation in neun Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, während 250 Frauenvertreterinnen aus 54 Ländern dieser Region in der DDR Gäste des Bundesvorstandes waren« (Bundesvorstand 1989: 225). Die DDR-Literatur berichtet in unterschiedlichen Zusammenhängen von Auslandskontakten des DFD und erwähnt beispielsweise: Ägypten, Afghanistan, Algerien, Angola, Argentinien, Äthiopien, Australien, Chile, El Salvador, Ghana, Guinea-Bissau, Indien, Irak, Jemen, Jordanien, Kambodscha, Kuba, Kongo, Laos, Libanon, Libyen, Mali, Moçambique, Namibia, Nicaragua, Sambia, Sao-Tomé, Simbabwe, Südafrika, Syrien, Tansania und Vietnam (Scholze 1987: 200, auch Bundesvorstand 1989: 332).

Zwei Plakate aus den 80er Jahren verweisen auf Probleme, die bis heute aktuell sind. Dabei fällt (nebenbei) auf, dass es in der DDR offensichtlich ein hohes Maß an Gelassenheit bezüglich des »Kopftuchthemas« gab.



Quelle:
Für Frieden und ..., 2006

Zu den eindeutig kapitalistischen Ländern waren die Kontakte erwartungsgemäß geringer als zu den sozialistischen und zu den »jungen«. Seit 1960 wurden internationale Frauenkonferenzen der Ostseeländer, Norwegens und Islands durchgeführt, an denen der DFD teilnahm. Für den Zeitraum von 1961 bis 1970 gibt es auch hier konkrete Zahlen: 380 Frauen aus 21 kapitalistischen Ländern, dazu ungezählte aus der BRD und Westberlin, waren Gäste des DFD, während 55 DFD-Frauen in 12 kapitalistische Länder reisten (Bundesvorstand 1989: 225). Das Hereinlassen in die DDR nach dem Mauerbau wurde demnach großzügiger gehandhabt als das Hinauslassen.

Als Anfang der 70er Jahre mit entsprechenden Verträgen (UdSSR – BRD, Polen – BRD, 4seitiges Abkommen über Westberlin, DDR – BRD über Grundlagen der Beziehungen, ČSSR – BRD) die Nachkriegsrealität völkerrechtlich anerkannt wurde, als die DDR in die UNO aufgenommen wurde (1973), als innerhalb weniger Monate mehr als 100 Staaten diplomatische Beziehungen zur DDR herstellten, erhielt der DFD viel Lob von der DDR-Regierung für seine internationale Arbeit. In diesen Zeitraum fiel auch die Befreiungsaktion für Angela Davis, für die der DFD 2 Millionen Protestschreiben organisiert hatte, und die Solidaritätsaktion für das Allende-Chile. Und es war die Zeit der Aktionen für die Beendigung des Vietnamkrieges, unbestritten die größte Solidaritätsbewegung, die es in der DDR gab und an der sich der DFD ebenso wie Kinderorganisationen beteiligten.

Mitte der 70er Jahre begann die Serie der UNO-Weltfrauenkonferenzen, nachdem das Jahr 1975 von der UNO zum Internationalen Jahr der Frau ernannt worden war. Bekanntlich ist die UNO bis heute nicht nur am Kontakt zu den Regierungen (Regierungsberichterstattung) interessiert, sondern auch am Kontakt zu den Nichtregierungsorganisationen (NGO¹⁹-Berichterstattung, Schattenberichterstattung, Alternativberichterstattung als Synonyme) der einzelnen Länder. Im Rückblick auf die drei Konferenzen, die noch zur DDR-Geschichte gehören, ist die DDR-Geschichtsschreibung eher zurückhaltend. Nachweisbar beteiligten sich

19 Non-Government-Organisation.

aber DDR-Delegationen sowohl 1975 in Mexiko als auch 1980 in Kopenhagen als auch 1985 in Nairobi an den Regierungskonferenzen. Das heißt, die Teilnahme an UNO-Frauenkonferenzen war in der DDR in erster Linie eine staatliche Angelegenheit, obwohl inhaltlich (klassenmäßig) die Verbundenheit mit den Nichtregierungsorganisationen sicherlich oft größer war. In der DDR gab es aber weder Organisationen, die wirklich unabhängig von der Regierung arbeiten und eigene Berichte anfertigen konnten, noch ein Ministerium für Frauenfragen. Eine Berichterstattung mit pro und contra, wie sie die UNO erwartete, konnte es also nicht geben. Dennoch nahmen, so berichten heute ehemals Beteiligte, an jeder dieser Konferenzen auch DDR-Frauen am NGO-Forum teil, allerdings nicht als DDR-Delegation, sondern im Rahmen der IDFF-Mitgliedschaft, von der in diesem Abschnitt noch genauer die Rede sein wird.

Die Regierungsdelegationen der DDR für die ersten beiden Konferenzen in Mexiko-Stadt und in Kopenhagen wurden von der stellvertretenden Vorsitzenden des FDGB geleitet. Die DDR-Delegation für die dritte Konferenz in Nairobi 1985 leitete die DFD-Vorsitzende. Das heißt, in den ersten beiden Fällen trat die Gewerkschaft als Regierung auf, im dritten Fall die Frauenorganisation. Es ist noch zu analysieren, welche Überlegungen hierbei eine Rolle gespielt haben, ob Mitte der 80er Jahre das parteipolitische Pendel wieder mehr in Richtung DFD ausschlug oder ob vielleicht personelle oder andere Fragen ausschlaggebend waren.

Beim Thema Weltfrauenkonferenzen lohnt sich ein kurzer Blick über das DDR-Ende hinaus. Die vierte UNO-Frauenkonferenz war für 1990 vorgesehen. Im Zusammenhang mit den weltweiten politischen Turbulenzen und mit dem Zusammenbruch des sozialistischen Weltsystems entschied die UNO schließlich eine Terminverschiebung um 5 Jahre, so dass die vierte Weltfrauenkonferenz Ende August 1995 in Peking eröffnet wurde. Die DDR gab es inzwischen nicht mehr, aber der DFD hatte sich mit neuen Strukturen, neuen Aufgaben und neuen Verantwortlichen als gemeinnütziger Verein (dfb e.V.) ins kapitalistische Patriarchat retten können. Er war keine Millionen-Organisation mehr, aber im Osten Deutschlands immerhin noch stark genug, um sich auf dem NGO-Forum in Peking zu Wort zu melden – nun nicht mehr in Vertretung der Regierung, sondern in eindeutiger Opposition. Auch an der NGO-Berichterstattung, die seit 1993 in Deutschland vorbereitet worden war, beteiligte sich der dfb e.V. mit einem ernst genommenen Beitrag (Berichte 1994).

Analoges ließe sich über die Berichterstattung vor und nach 1990 zur Erfüllung der UNO-Frauenkonvention festhalten. Das »Übereinkommen der Vereinten Nationen zur Beseitigung jeder Form von Diskriminierung der Frau« (CEDAW) wurde 1979 von der UNO verabschiedet und 1980 von der DDR, 1985 von der ehemaligen Bundesrepublik ratifiziert, d.h. in den Rang des Grundgesetzes erhoben. Auch hier erwartete und erwartet die UNO regelmäßige Berichterstattungen sowohl von den Regierenden, als auch von Nicht-Regierungsorganisationen. Zum Zeitpunkt des Beitritts hatte die DDR-Regierung bereits zwei, die Bundesregie-

rung ihre erste Berichterstattung hinter sich. Seit der 4. Berichterstattung 1998 gehört der dfb e.V. als spezifisch ostdeutscher Frauenverein mit zu den Verfassern der Alternativberichte.

Zur IDFF-Mitgliedschaft des DFD: Für die Auslandsarbeit des DFD bildete seine Mitgliedschaft in der IDFF in vielen Fällen Ausgangspunkt und Rahmen. Bekanntlich war die IDFF 1945 in Paris gegründet worden, vor allem auf Initiative von Widerstandskämpferinnen und von Überlebenden der faschistischen Konzentrationslager. Damit waren die politische Orientierung und auch die Haltung zu Deutschland vorgeprägt. Das Symbol der IDFF war und ist eine Weltkugel mit Friedenstaube. Folgerichtig erfuhr der DFD, erfuhren die Deutschen, in der IDFF zunächst Misstrauen. Und es gab auch in Deutschland nicht nur Befürworterinnen für eine IDFF-Mitgliedschaft. Der DFD unternahm dann bis zum Frühjahr 1948 alles, um die Isolierung von der internationalen Frauenbewegung zu überwinden. Eine Untersuchungskommission der IDFF wurde nach Deutschland eingeladen; eine Beobachterinnendelegation des DFD nahm an einer IDFF-Tagung in Stockholm teil. Die offiziellen Ergebnisse dieser gegenseitigen Besuche wurden in Broschüren, Presseartikeln, Flugschriften usw. in Deutschland bekannt gemacht. Im Januar 1948 wurden schließlich alle DFD-Mitglieder nach ihrer Meinung zur Mitgliedschaft in der IDFF befragt. 98,5 Prozent entschieden sich für den Antrag zur Aufnahme, der dann im Februar 1948 auch gestellt und im Dezember bewilligt wurde. In diesem Zeitraum beteiligten sich DFD-Frauen einem Aufruf der IDFF folgend an der Unterschriftensammlung für das Verbot der Atomwaffe und sammelten bis Anfang 1949 in der Sowjetischen Besatzungszone 5,3 Millionen und in den drei anderen Besatzungszonen – trotz Nichtgenehmigung der Aktion – 360 000 Unterschriften, die in einer »Adresse deutscher Frauen« der UNO übergeben wurden. Die Mitgliedschaft in der IDFF bedeutete für den DFD nicht nur Kontinuität in Sachen Friedenspolitik, sondern auch Akzeptanzgewinn bei den KritikerInnen der Frauenorganisation, nicht zuletzt wegen der populären ersten Vorsitzenden der IDFF, Eugénie Cotton, die als Mitarbeiterin von Marie Curie einen Namen hatte. Diese Fakten sind unbestritten und in der offiziellen DDR-Literatur nachlesbar (Scholze 1987). Gleichzeitig verschweigen sie sowohl die Probleme, die die Frauenorganisation wegen ihrer Nähe zur IDFF hatte, als auch das Selbstbewusstsein, das ihr diese Nähe gab.

Ein Beispiel: Maria Rentmeister (DFD-Bundessekretariat) schrieb am 5. November 1948, also in einer Zeit, in der der DFD in harter Parteikritik stand und misstrauisch beobachtet wurde, in der auch die schon erwähnte Dezember-Konferenz vorbereitet wurde (vgl. S. 18) an Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl ohne Anrede: »Wie Sie bereits aus der Presse erfahren haben werden, beabsichtigt der DFD eine große Unterschriftensammlung für das Verbot der Atombombe durchzuführen... Wir glauben, dass der DFD mit dieser Kampagne im Interesse aller Deutschen... handelt und hoffen deshalb, dass auch ihre Organisation diese Aktion ... unterstützen wird...« Dann folgt eine Einladung zu einer Vorbesprechung am 9. November

und die Unterschrift: »mit vorzüglicher Hochachtung« (SAPMO NY 4036/731). Wilhelm Pieck antwortete am 11. November in der unter SED-Mitgliedern üblichen Du-Form: »Werte Genossin Rentmeister, Deine Einladung zu einer Besprechung am 9. 11. erhielt ... mein Sekretariat erst am 11. 11. ... Es wäre gut festzustellen, warum ein Brief von Euch bis zum Zentralhaus der Einheit 4 Tage braucht. Mit sozialistischem Gruß«. Knapp zwei Wochen später entschuldigte sich Maria Rentmeister für die »schlechte Arbeit unseres Boten« (ebenda). Soweit die Dokumente, die sich aus heutiger Sicht geradezu unerhört (sympathisch) lesen. Die Frauenorganisation empfängt nicht die Aufgaben von der Klassenorganisation und zeigt sich dafür dankbar, sondern sie teilt der Klassenorganisation (zunächst nur über die Presse) mit, welche Aufgaben sie übernommen hat. Kann sein, dass Maria Rentmeister provozieren wollte, weil ihre Ablösung vielleicht schon absehbar war. Kann aber auch sein, dass sich der DFD damals – die IDFF im Rücken – tatsächlich als gleichrangig mit der SED betrachtete. Es könnte ja auch normal sein, dass eine Organisation die andere über geplante Aktionen informiert und zur Zusammenarbeit auffordert, soweit das die gemeinsame Sache wert ist.

In diesem Fall sollte aber der Kontakt auf gleicher Augenhöhe nicht normal sein. Deshalb verwundert nicht, dass in jenen Monaten nicht nur der DFD, sondern auch die IDFF unterschwellig »angezählt« wurden. Die damalige DFD-Vorsitzende Emmy Damerius würde offenbar nichts anderes tun, als den Kontakt zur IDFF halten, stellte die bereits erwähnte Prüfkommision Anfang 1949 fest (SAPMO NY 4036/731). Das wichtigste »Argument« von Elli Schmidt (damals noch nicht Vorsitzende) auf der Dezember-Konferenz sei die »zahlenmäßig größere Stärke des DFD als Mitglied der IDFF« gewesen, so monierte auch Lotte Ulbricht (ebenda). Über diese latent vorhandene Geringschätzung der IDFF und ihrer Aktivitäten beschwerte sich wiederum der DFD am 9. Februar 1949 bei Wilhelm Pieck. Die Unterschriftensammlung für das Verbot der Atombombe hätte weder in den Medien (konkret im Neuen Deutschland) noch in den zentralen Terminabsprachen einen angemessenen Platz gefunden. Zeitgleich mit der vom DFD geplanten Abschlusskundgebung (16. Febr.) sollte wohl auch eine andere Großkundgebung stattfinden. »Wir beantragen deshalb, dass die Kundgebung im Cafe »Vaterland« bis nach dem 16. Februar verschoben wird und unsere Kundgebung die Unterstützung der Presse erhält und zu einer wirklich deutschen Angelegenheit gemacht wird.«(SAPMO NY 4036/731). Ob diesem Antrag entsprochen wurde, wissen wir nicht. Aber in der Grußadresse des Parteivorstandes der SED anlässlich des Internationalen Frauentages, die entsprechend dem »Postskriptum an alle Redaktionen« auf der ersten Seite der Zeitung, linke Spalte, gedruckt werden sollte, wurden die Frauen »zu dem Erfolg ihrer Unterschriftensammlung« beglückwünscht (ebenda).

IDFF-Unterstützung erhielt der DFD auch bei der bereits erwähnten Solidaritätsaktion für Lilli Wächter, wie Elli Schmidt im Oktober 1951 in einem Referat betonte (SAPMO NY 4106/18, Referat: 20). Verständlicherweise, denn die Korea-

Reise, deren Auswertung Lilli Wächter dann ins Gefängnis brachte, war ja von der IDFF initiiert worden (vgl. S. 33). Die Haltung der IDFF zum Korea-Krieg war auch der äußere Anlass dafür, dass die französische Regierung die Tätigkeit der IDFF in Frankreich verbot und am 24. Januar 1951 das Sekretariat aus Paris auswies. Zu diesem Zeitpunkt waren in der IDFF 59 Länder organisiert. Die DDR-Regierung gewährte, wie in der offiziellen Geschichtsschreibung nur knapp vermerkt ist, »der IDFF seitdem bereitwillig Gastrecht und Unterstützung« (Bundesvorstand 1989: 139). Als im Februar 1951 der Rat der IDFF in Berlin tagte, war das die erste internationale Tagung auf dem Boden der DDR. Das Gastrecht galt, solange es die DDR gab. Dann fehlte für das vergleichsweise bescheidene IDFF-Büro das Geld, so dass die internationale Frauenorganisation 1990 wieder nach Paris und im Jahr 2002 nach Brasilien zog.

Alles in allem ist im Rückblick festzuhalten, dass der DFD über seine Mitgliedschaft in der IDFF ein Stück Weltöffentlichkeit in die DDR holte und dass er dabei von der DDR-Regierung ökonomisch unterstützt wurde. Hier sei beispielhaft an den IDFF-Weltkongress vom Oktober 1975 im DDR-Berlin erinnert, an dem Frauen aus 141 Ländern teilnahmen. Zum Vergleich: An der UNO-Weltfrauenkonferenz ein Vierteljahr vorher in Mexiko-Stadt hatten Frauen aus 133 Staaten teilgenommen, was in der DDR-Geschichtsschreibung zu der These führte, dass in Berlin das repräsentativste Frauenforum der bisherigen Geschichte tagte (Scholze 1987: 284).

Was die DDR-Führung in den unterschiedlichen Zeiträumen allerdings hinter den Kulissen von der IDFF und damit auch von ihren Mitgliedsorganisationen hielt, ist wohl eher den Botschaften »zwischen den Zeilen« zu entnehmen. Das folgende Zitat über den 11. Bundeskongress des DFD im März 1982 erscheint mir dabei aufschlussreich: »Mit ganz besonderer Herzlichkeit empfangen sie (die 1 400 Delegierten, U.S.) eine Delegation des Politbüros des Zentralkomitees der SED unter Leitung von Horst Dohlus, Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der SED. Anwesend waren auch Freda Brown, Präsidentin der IDFF, sowie 98 Vertreterinnen von Frauenorganisationen aus 53 Ländern« (Bundesvorstand 1989: 316). Die einen wurden demnach mit ganz besonderer Herzlichkeit empfangen, die anderen waren auch anwesend. Solche Formulierungen wurden in der DDR nicht zufällig gedruckt.

Einige Gedanken zum Schluss

Als am 4. November 1989 etwa eine halbe Million DDR-Menschen auf dem Berliner Alexanderplatz den Wunsch nach politischen Veränderungen²⁰ demonstrierte, wurde auch ein Transparent mit der Aufschrift »Schluss mit DFD – dienstbar –

20 Wie sich später zeigte: nach Veränderungen in sehr unterschiedliche Richtungen. Allerdings ist unbestritten, dass der patriarchale Charakter des DDR-Staates nicht im Zentrum der Proteste stand bzw. angesichts fehlender Meinungs- und Reisefreiheit oder angesichts eines unzureichenden Warenangebotes nicht bewusst war, vgl. dazu auch Ferchland i. d. B.

folgsam – dumpf« erhoben. Die DDR-Frauenorganisation hätte damit »die Quitting für jahrelanges Kochen und Stricken« erhalten (Rohnstock 1990: 5). An dieser Stelle soll nicht darüber befunden werden, ob Tätigkeiten wie Kochen und Stricken geeignet sind, auf Folgsamkeit oder Dumpfheit der Tätigen zu schließen. Auch die (im Leninismus klar angelegte) Rolle der DDR-Massenorganisationen als »Transmissionsriemen der führenden Partei« soll hier nicht infrage gestellt werden. Ohne Zweifel hatte der DFD letztlich den Auftrag, der SED dienstbar zu sein.

Was für die Frauenorganisation aber ganz entschieden in Frage gestellt werden muss, ist die Realisierbarkeit eines solchen Auftrages. Mit Bezug auf die hier recherchierten Dokumente ist offensichtlich, dass DDR-Frauen bzw. ihre Organisation die vorgegebene Rolle nicht konsequent spielen konnten und spielen wollten. Das wurde von den Regierenden erkannt, und dafür wurden in unterschiedlichen Zeiträumen unterschiedliche Lösungen gesucht: So etwa die Bildung von DFD-Betriebsgruppen und ihre spätere Auflösung, die Bildung von unabhängigen Frauenausschüssen und ihre spätere Überführung in gewerkschaftliche Verantwortung, die Durchführung von zentralen Frauenkonferenzen und die spätere Entscheidung, solche Konferenzen »nicht zur ständigen Praxis« werden zu lassen.

Ganz sicher wurde zu diesem Thema noch nicht umfassend genug recherchiert und nachgedacht. Und ganz sicher ist der feministisch-oppositionelle Blick, zu dem sich eine Gruppe kämpferischer überwiegend junger Frauen im Herbst 1989 bekannte, nicht geeignet, eine Frauenorganisation im realen Sozialismus historisch gerecht zu beurteilen. Entstand dieser Blick doch in der Folge der sogenannten zweiten Frauenbewegung, die Patriarchatskritik mit Kapitalismuskritik verbinden wollte und die bestenfalls einen Seitenblick auf das sozialistische Patriarchat warf. Die damals entwickelte These »Kapitalismus funktioniert nur zusammen mit Patriarchat« ist sicherlich richtig, aber für unser Thema nicht hilfreich.

Als wenig hilfreich erweisen sich auch die Auffassungen, die Anfang der 90er Jahre zur Rolle der DDR-Massenorganisationen erdacht und veröffentlicht wurden. So wird im 1996 erschienenen Lexikon des DDR-Sozialismus u. a. formuliert: »Diese sich überschneidenden, arbeitsteilig funktionierenden und fremdbestimmten Organisationen sollten jede soziale Gruppierung, Altersgruppe, Berufsgruppe oder Interessengemeinschaft erfassen« (Eppelmann 1996: 404). Dabei sei die Mitgliedschaft in diesen Organisationen unter zwei Aspekten zu sehen, einmal als Möglichkeit für die SED, die Bevölkerung zu erfassen und ruhig zu halten, zum anderen als Möglichkeit für die Betroffenen, die SED-Mitgliedschaft zu umgehen und trotzdem als engagiert zu gelten (ebenda: 405). Das Handbuch zur deutschen Einheit aus dem gleichen Jahr hält ebenfalls überwiegend abfällige Wertungen für solche Organisationen bereit: »Die rund 80 Massenorganisationen der DDR verfolgten weniger genuine Mitgliederinteressen, sondern waren als verlängerte staatliche Einrichtungen in die Legitimationssicherung des Regimes durch Bereitstellung eines gruppenspezifischen Dienstleistungsangebotes eingespant.«

(Kleinfeld 1996: 684). DDR-Massenorganisationen waren, nimmt man die sogenannte Transformationsliteratur als Quelle, Transmissionsriemen, Systemstabilisatoren, Interessenvertretungen, Dienstleistungen, Kompensatoren u. ä., wobei oft Unterschiede zwischen einzelnen Zeitabschnitten gemacht wurden (z. B. Mocker 1991, Sattler 1995, Hübner 1995, Eckert 1996, Koelges 2001).

Auf diesen Blick »von außen« will ich hier nur verweisen. Aus meiner Sicht ist es unumgänglich, ihn durch einen »Innenblick«²¹ zu ergänzen, schon der vielen Betroffenen wegen, die nicht nur als engagiert gelten wollten, sondern sich in ehrlicher Absicht und oft mit hohem Einsatz tatsächlich engagierten.

Der DFD hatte 1988 im Vergleich zu den vier Jahrzehnten davor sowohl anteilig (22 Prozent aller erwachsenen DDR-Frauen) als auch absolut (rd. 1,5 Millionen) die meisten Mitglieder, davon 54 Prozent im Alter unter 50 Jahren und 72 Prozent parteilos (Schröter u. a. 2002: 524). Der Organisationsgrad lag Anfang der 50er Jahre bereits bei 15 Prozent und war von Beginn an immer leicht angestiegen. Aus statistischer Sicht eine kontinuierliche Mitgliederentwicklung – ohne gravierende Brüche. Das in diesem Kapitel analysierte Material lässt den Schluss zu, dass auch die Schwierigkeiten, die die politische Führung mit den Frauen und ihrer Organisation hatte, letztlich immer ähnlich waren. Auch hier gab es keine gravierenden Brüche.

DDR-Frauen vernachlässigten Zonengrenzen, solange es ihnen möglich war. Sie ignorierten Machthierarchien, wenn ihnen das Ziel wichtig genug war (Unterschriftenaktion gegen Atombombe). Sie leiteten ihre Hauptfragen, Hauptaufgaben und Hauptsorgen vor allem aus dem alltäglichen Leben ab und nicht aus zentralen Beschlüssen. Sie entschieden selbst, welches Arbeitszeitregime für sie günstig war, und nannten auch noch offen die Gründe dafür. Sie suchten sich ihre Vertrauenspersonen entsprechend ihren eigenen Erfahrungen aus und nicht entsprechend der dafür angebotenen Strukturen. Kurz, Sie hielten sich nicht konsequent an die vorgegebenen Regeln und mussten deshalb über 40 Jahre hinweg »einbezogen« werden. Diese relative Ignoranz von politischen Vorgaben, die damit verbundene relative Unabhängigkeit von ihnen mag lebensnotwendig sein, wenn das Regelwerk nach politischen Katastrophen ohnehin zusammengebrochen ist. Aber in sogenannten normalen Zeiten – in patriarchal strukturierten Zeiten – bringen Frauen »alles durcheinander«. So soll Karl Kautsky die Schwierigkeiten umschrieben haben, die die deutsche Arbeiterbewegung mit Rosa Luxemburg hatte (Neusüß 1985). Und so ähnlich ließe sich das Problem wohl auch für DDR-Frauen und ihre Organisation formulieren.

21 Benutzt man die Verfassung der DDR von 1968 als Quelle, dann waren Massenorganisationen »freiwillige Vereinigungen von Bürgern zur Wahrnehmung ihrer politischen, ökonomischen, kulturellen, sportlichen, beruflichen u. a. Interessen und zur Verwirklichung ihrer staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten, insbesondere ihres verfassungsmäßigen Rechts, das politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben der sozialistischen Gesellschaft und des sozialistischen Staates umfassend mitzugestalten« (Artikel 20).

Wenn der gegenwärtige politische Mainstream beim Rückblick auf die DDR-Massenorganisationen vor allem die »Fremdbestimmtheit« und die »Legitimationsicherung des Regimes« betont oder die fehlenden »genuinen Mitgliederinteressen«, so ergänzen wir zumindest für den DFD und zumindest für die erste DDR-Halbzeit: Die nicht zu unterdrückenden genuinen Mitgliederinteressen der Frauen widersprachen nicht selten der Fremdbestimmtheit. Und dieser Widerspruch kann heute produktiv gemacht werden.

Produktiv in dem Sinne, dass über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, über die daraus zu ziehenden Lehren, neu nachgedacht werden muss, denn die politischen Regeln, nach denen die DDR funktionieren sollte, waren dort angelegt.

Auch produktiv in dem Sinne, dass über das Verhältnis zwischen Öffentlichkeit und Privatheit unter sozialistischen Bedingungen (neu?) nachgedacht werden muss. Bekanntlich werden Ansätze zur Dynamik zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zum räumlichen Bezug, zum personalen Bezug (insoweit zu den weiblichen Überschreitungen), zum medialen Bezug usw. seit den 60er Jahren diskutiert, allerdings nur als Kategorien der modernen bürgerlichen Gesellschaft (von Habermas 1962 bis Ritter 2008). Ist auch für den DDR-Sozialismus richtig, dass öffentliche und damit als relevant geltende Lebensäußerungen dem Manne, dass private und damit als unwichtig geltende Lebensäußerungen der Frau zugeordnet wurden (Klaus 2004: 212)?

Nicht zuletzt produktiv in dem Sinne, dass die hierarchische Sicht auf Klasse und Geschlecht kritisch hinterfragt werden muss. Auch hier kann auf Publikationen Bezug genommen werden, die seit Jahren veröffentlicht werden und die handfeste Zweifel an dieser Hierarchie belegen (Neusüß 1985, Becker-Schmidt 1989, Lerner 1991). Gleichwohl ist das Thema mit der »Weisheit einer Niederlage« neu zu bedenken.

Literatur

- Alles für die Entwicklung und Förderung der Frauen. Erfahrungen aus der Arbeit der staatlichen Organe bei der Verwirklichung des Kommuniqués des Politbüros des ZK der SED: »Die Frau – der Frieden und der Sozialismus«. Ausgearbeitet von einem Kollektiv ehrenamtlicher Mitarbeiter der Abteilung Staats- und Rechtsfragen beim ZK der SED unter Leitung von Willi Armbrust 1964, Staatsverlag der DDR, Berlin.
- Auf dem Weg zur Million 1950: Bericht des Bundessekretariats des DFD zum 3. Bundeskongress vom 21. bis 24. April 1950, Berlin.
- Bach, Marie Luise; Bäumer, Gertrud 1989: Biographische Daten und Texte zu einem Persönlichkeitsbild, Weinheim.
- Badia, Gilbert 1994: Clara Zetkin. Eine neue Biographie bei Dietz Berlin, Berlin.
- Bähnisch, Theanolte 1960: Vom Wiederaufbau der Frauenarbeit nach dem Zusammenbruch 1945. In: Mädchenbildung und Frauenschaffen, Jg. 10, Heft 4.
- Bebel, August 1954: Die Frau und der Sozialismus, 58. Auflage, Berlin.
- Becker-Schmidt, Regina 1989: Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer, Ursula (Hrsg.) Klasse Geschlecht Bielefeld.
- Benjamin, Hilde 1949: Über die elterliche Gewalt. In: Neue Justiz, Heft 4, Berlin.
- Bentzien, Hans 2009: Chemie und Kunst. Vor 50 Jahren: Bitterfelder Konferenz – Realität und Illusion. In: Neues Deutschland, 23. April 2009, S. 13.

- Berichte der 12 Arbeitsgruppen des deutschen Nationalen Vorbereitungskomitees für die 4. Weltfrauenkonferenz Peking 1995: 1994 Bonn.
- Bolz, Alexander 2003: Partizipation und Instrumentalisierung in der Kinderorganisation. In: Kirchhöfer, Dieter u. a. (Hrsg.) *Kindheit in der DDR*, Frankfurt/Main.
- Bundesvorstand des DFD (Hrsg.) 1989: *Geschichte des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands*, Leipzig.
- Clemens, Petra 1990: Die Kehrseite der Clara-Zetkin-Medaille. Die Betriebsfrauenausschüsse der 50er Jahre in lebensgeschichtlicher Sicht. In: *Feministische Studien*, Jahrgang 8, Nr. 1, Weinheim.
- Commandeur, Werner; Sterzel, Alfred 1965: *Das Wunder drüben sind die Frauen. Begegnungen zwischen Dresden und Rügen*, Bergisch Gladbach.
- Cyba, Eva 2004: Patriarchat: Wandel und Aktualität. In: Becker, Ruth, Kortendiek, Beate (Hrsg.) *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden.
- Eckert, Rainer 1996: Massenorganisationen. In: *Lexikon des DDR-Sozialismus*, Paderborn.
- Eppelmann, Rainer u. a. (Hrsg.) 1996: *Lexikon des DDR-Sozialismus*, Paderborn.
- Forschungsgemeinschaft »Geschichte des Kampfes der deutschen Arbeiterklasse um die Befreiung der Frau« an der Pädagogischen Hochschule »Clara Zetkin« (Hrsg.) 1975: *Dokumente der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung zur Frauenfrage 1848–1974. Dokument 93*, Leipzig.
- Frauenreport 90' 1990. Im Auftrag der Beauftragten des Ministerrates für die Gleichstellung von Frauen und Männern, Dr. Marina Beyer, herausgegeben von Gunnar Winkler, Berlin.
- Freier, Anna-Elisabeth 1986: Überlebenspolitik im Nachkriegsdeutschland. In: Kuhn, Annette (Hrsg.) *Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, Band 2, Frauenpolitik 1945–1949. Quellen und Materialien*, Düsseldorf.
- Für Frieden und Sozialismus 2006: DVD-ROM, The York Project, Plakate der Parteien und Massenorganisationen der DDR, Herausgegeben vom Bundesarchiv SAPMO, Berlin.
- Gender-Datenreport 2005: Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend, Waltraud Cornelissen (Hrsg.), München.
- Genth, Renate 1992: *Die Frauenpolitik in den Gewerkschaften Berlin 1945–1949*, Manuskripte 73, Hans-Böckler-Stiftung.
- Genth, Renate 1996: Einleitung. In: *Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945–1949*. Herausgegeben von der Senatorin für Arbeit, berufliche Bildung und Frauen, Berlin.
- Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik, Jahrgang 1962, Teil II Nr. 32, Berlin.
- Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik, Jahrgang 1962, Teil II Nr. 76, Berlin.
- Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik, Jahrgang 1966, Sonderdruck Nr. 545, Berlin.
- Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik, Jahrgang 1966, Teil I Nr. 1, Berlin.
- Grundmann, Siegfried 1998: *Bevölkerungsentwicklung in Ostdeutschland. Demographische Strukturen und räumliche Wandlungsprozesse seit 1945*, Opladen.
- Habermas, Jürgen 1962: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Neuwied.
- Haug, Frigga 2007: *Rosa Luxemburg und die Kunst der Politik*, Hamburg.
- Haug, Frigga 2008: *Die Vier-in-einem-Perspektive. Politik von Frauen für eine neue Linke*, Hamburg.
- Henicz, Barbara; Hirschfeld, Margit 1986: Die ersten Frauenzusammenschlüsse. In: Kuhn, Annette (Hrsg.) *Frauen in der deutschen Nachkriegszeit, Band 2, Frauenpolitik 1945–1949. Quellen und Materialien*, Düsseldorf.
- Hradil, Stefan 1995: *Die Modernisierung des Denkens. Zukunftspotentiale und »Altlasten« in Ostdeutschland*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 20/95, Bonn.
- Hübner, Peter 1995: Zur Rolle der Massenorganisationen im Alltag der DDR-Bürger. In: *Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages)*, Herausgegeben vom Deutschen Bundestag, Baden-Baden und Frankfurt/Main.
- Kirchlicher Herausgeberkreis 2007: *Jahrbuch Gerechtigkeit. Zerrissenes Land. Perspektiven der deutschen Einheit*. Publik-Forum, Oberursel.
- Kirchner, Jürgen 1974: *Zur Teilnahme der Frauen am sozialistischen Aufbau und an der Verwirklichung ihrer Gleichberechtigung – ein Beitrag zur Frauenpolitik in der Deutschen Demokratischen Republik in den Jahren 1949 bis 1955*. Dissertation, Leipzig.
- Klaus, Elisabeth 2004: *Öffentlichkeit und Privatheit: Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten*. In: Becker, Ruth, Kortendiek, Beate (Hrsg.) *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden.
- Kleinfeld, Ralf 1996: *Verbände*. In: Weidenfeld, Werner u. Korte Hans-Rudolf (Hrsg.) *Handbuch zur deutschen Einheit*, Frankfurt/Main.
- Koelges, Barbara 2001: *Der Demokratische Frauenbund. Von der DDR-Massenorganisation zum modernen politischen Frauenverband. Studien zur Sozialwissenschaft*, Band 214, Wiesbaden.
- Lange, Inge 1987: *Die Frauen – aktive Mitgestalterinnen des Sozialismus. Ausgewählte Reden und Aufsätze*, Berlin.
- Lerner, Gerda 1991 (Erstauflage 1986): *Die Entstehung des Patriarchats*, Frankfurt/Main, New York.

- Mocker, Elke 1992: Demokratischer Frauenbund Deutschlands (1947–1989). Historisch-systematische Analyse einer DDR-Massenorganisation. Dissertationsschrift 1991 und Thesenmaterial 1992, Berlin.
- Neusüß, Christel 1985: Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander, Hamburg und Zürich.
- Niebsch, Gerda u. a. 2007: Gesundheit, Entwicklung und Erziehung in der frühen Kindheit. Wissenschaft und Praxis der Kinderbetreuung in der DDR. Der Anteil Eva Schmidt-Kolmers an der Konzipierung und Realisierung, Frankfurt/Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien.
- Pawlowski, Rita 1996: Der Demokratische Frauenbund Deutschlands (DFD). In: Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945–1949. Herausgegeben von der Senatorin für Arbeit, berufliche Bildung und Frauen, Berlin.
- Pfeiffer, Kerstin 1996: Der Demokratische Frauenbund Deutschlands. Zur Geschichte der Frauenbewegung nach 1945. Wissenschaftliche Arbeit zur Erlangung des Magistragrades, Justus Liebig Universität Gießen, Fachbereich Geschichtswissenschaften, Gießen.
- Protokoll 1947: Protokoll des Deutschen Frauenkongresses für den Frieden. Gründungskongress des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands, Berlin 7. bis 9. März 1947, Berlin, DFD-Archiv (1990 recherchiert, heute in SAPMO).
- Protokoll 1949: Protokoll der 8. Bundesvorstandssitzung vom 4. Mai 1949, Referat Elli Schmidt, DFD-Archiv (1990 recherchiert, heute in SAPMO).
- Protokoll der Verhandlungen des VI. Parteitages der SED 1963: Band 1, Berlin.
- Rentmeister, Maria 1948: Referat auf dem 1. Jahreskongress des DFD (II. Bundeskongress). In: Referentenmaterial des DFD, Nr. 5, DFD-Archiv (1990 recherchiert, heute in SAPMO).
- Ritter, Martina 2008: Die Dynamik von Privatheit und Öffentlichkeit in modernen Gesellschaften, Hamburg.
- Rohnstock, Katrin 1990: Frauen in die Offensive, Artikel für FÜR DICH, ungedruckt. In: Frauen in die Offensive, Berlin.
- SAPMO (Archivierungsnummer), Bundesarchiv, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR, Berlin-Lichterfelde.
- Sattler, Friederike 1995: Die Funktionen der Massenorganisationen. In: Materialien der Enquete-Kommission »Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland« (12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages), Herausgegeben vom Deutschen Bundestag.
- Schneider, Kurt; Nakath, Detlef 2002: Demokratischer Block, Nationale Front und die Rolle und Funktion der Blockparteien. In: Stephan Gerd-Rüdiger u. a. (Hrsg.) Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch, Berlin.
- Scholze, Siegfried; Arendt, Hans-Jürgen (Hrsg) 1987: Zur Rolle der Frau in der Geschichte der DDR. Vom antifaschistisch-demokratischen Neuaufbau bis zur Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft (1945 bis 1981), Leipzig.
- Schriftenreihe 1963: Schriftenreihe des Staatsrates der DDR 3/1963. 7. Tagung der Volkskammer der DDR, Juli 1963, Berlin.
- Schröter, Ursula; Rohmann, Eva 2002: Demokratischer Frauenbund Deutschlands (DFD). In: Stephan Gerd-Rüdiger u. a. (Hrsg.) Die Parteien und Organisationen der DDR. Ein Handbuch, Berlin.
- Schröter, Ursula; Ullrich, Renate 2005: Patriarchat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR, Berlin.
- So war der schwere Anfang nach dem Krieg ohne Datum – Erinnerungen von Köpenicker Frauen, Flugblatt, Berlin
- Stalin, Josef Wissarjonowitsch 1950: Geschichte der KPdSU(B), Kurzer Lehrgang, Berlin.
- Stoehr, Irene 1996: Friedenspolitik und Kalter Krieg. Frauenverbände im Ost-West-Konflikt. In: Frauenpolitik und politisches Wirken von Frauen im Berlin der Nachkriegszeit 1945–1949. Herausgegeben von der Senatorin für Arbeit, berufliche Bildung und Frauen, Berlin.
- Tristan, Flora 1988: Arbeiterunion, Sozialismus und Feminismus im 19. Jahrhundert, Frankfurt/Main.
- Ulbricht, Lotte 1968: Frauenarbeit – Aufgabe der Gesamtpartei. Diskussion zur I. Parteikonferenz Dezember 1948. In: Ulbricht, Lotte, Reden und Aufsätze, Berlin..
- Ulbricht, Lotte 2004: Mein Leben, Selbstzeugnisse, Briefe und Dokumente. Herausgegeben von Schumann, Frank, München.

Frauen in DEFA-Dokumentarfilmen

Vorbemerkung

In der DDR wurden alle Künste sehr ernst genommen. Sie wurden als wesentliche Form der »Aneignung der Realität«, als unentbehrlicher Ort öffentlicher Selbstverständigung und als maßgeblicher Faktor in der Diskussion über gesellschaftliche und individuelle Werte betrachtet, geachtet und behandelt. Die besondere Wertschätzung der Filmkunst wurde in der DDR häufig mit dem Lenin-Zitat in Verbindung gebracht: »dass für uns von allen Künsten die Filmkunst die wichtigste ist« (Dahlke 1970: 171). Wobei allerdings nicht unterschlagen werden sollte, dass Lenin diese Einschätzung historisch und pragmatisch begründete: Denn »angesichts der gewaltigen Massen von Analphabeten bei dem Mangel an Papier, an Lektoren und Agitatoren (ist) der Film die verständlichste und beste Möglichkeit der Agitation und kommunistischen Aufklärung«. (Lenin, in Dahlke 1970:171; 28) Unter Agitation und Aufklärung verstand er in diesem Zusammenhang keineswegs nur die Verbreitung von Ideologie, sondern auch die Verbreitung von modernen Arbeitstechniken und vorbildlichen betrieblichen Organisationsmethoden. Aber die Filmkunst – Dokumentarfilme eingeschlossen – wurde in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts nicht nur in der Sowjetunion geschätzt und rasant entwickelt, sondern weltweit. Film wurde damals – auch in Deutschland – die bevorzugte (bezahlbare) Kunstgattung des Proletariats und des Kleinbürgertums.

In der SBZ, später in der DDR wurden vergleichsweise viele Dokumentarfilme gedreht. In den ersten Nachkriegsjahren dienten sie vor allem der Antikriegspropaganda, dem Aufruf der Bevölkerung, die Trümmer zu beseitigen und am Wieder-, bzw. Neuaufbau teilzunehmen. Zum anderen und nicht zuletzt dienten sie dazu, die geplanten gesellschaftlichen Veränderungen, die eigenen Leistungen, die realen Fortschritte im Bild festzuhalten. Filmische Dokumente wurden als ein Ort der Bewahrung von historischen Erfahrungen bei der Schaffung einer Alternative zum Kapitalismus verstanden, nicht nur von Regierung und Partei, sondern auch von vielen Dokumentarfilmer/innen selbst.

In der Praxis bedeutete das: Dokumentarfilme standen – wie Spielfilme – durchgehend in dem Konflikt: hoch geschätzt und zugleich in besonderer Weise staatlich kontrolliert zu werden. »DEFA-Dokumentarfilm ist, kraft seiner Institutionalisierung, permanent ›Kunst im Auftrag‹ und also, im Allgemeinverständnis von Kunst, ein Widerspruch in sich« (Jordan 1996: 11). Mit diesem Widerspruch waren die Filmemacher/innen von Anfang an konfrontiert. Sie erlebten ihn als

Konflikt im Spannungsfeld von Ideologie und Authentizität, von Weltanschauung und Sachproblematik, von Konzept und Realität. Dieser Widerspruch wirkte in alle Bereiche der Arbeit hinein: in die Wahl von Themen und Sujets, in die dramaturgische Anordnung des dokumentarischen Materials, in den Umgang mit den ›dokumentierten‹ Personen etc. Mit diesem (teilweise auch verinnerlichten) Konflikt gingen die Dokumentarfilmer/innen im Laufe der knapp vier Jahrzehnte auf unterschiedliche Weise um.

In dieser Studie untersuche ich anhand ausgewählter DEFA-Dokumentarfilme, wie Frauen ihre eigene Situation beschrieben, mit welchen Problemen sie trotz aller fortschrittlichen Gesetze zum Frauen-, Mutter- und Familienschutz und zur Gleichstellung zu kämpfen hatten. Ich versuche auch, herauszufinden, welche Probleme und Konflikte in den Filmen – freiwillig oder unfreiwillig, bewusst oder unbewusst – verschwiegen wurden. Wenn ich mir auch durchaus dessen bewusst bin, dass Zensur in der DDR wie in den anderen ›real existierenden sozialistischen‹ Staaten ein Element/Ausdruck patriarchal fundierter Herrschaft war (Väter entscheiden, was Kinder erfahren dürfen), so geht es mir hier ausdrücklich nicht darum, nachzuweisen, dass es Zensur gab und wie sie funktionierte. Mein Anliegen ist vielmehr, herauszufinden, welche Frauenbilder von genau den Filmen propagiert und mitgeprägt wurden, die in Öffentlichkeit gelangten, und welche Frauen da ins Bild und zu Wort kamen. Regisseur/innen, so lautet eine These in dem bisher einzigen Standardwerk über DEFA-Dok-Filme »Schwarz-Weiß und in Farbe« (Jordan 1996), arbeiteten zunehmend und zunehmend gern mit Frauen. Denn Frauen sprachen vor der Kamera insgesamt offener und kritischer und außerdem eher über Privates als Männer.

Mich interessiert vor allem, auf welchen Ebenen und in welchen Lebensbereichen – trotz (oder auch wegen?) aller gesetzlichen, sozialen und kulturellen Maßnahmen zur Gleichberechtigung und Gleichstellung der Geschlechter – weiterhin patriarchales Verhalten praktiziert wurde. Ich begeben mich auf Spurensuche nach dem Verhältnis von Emanzipation und Patriarchat, kurz: nach der Spezifik des »sozialistischen Patriarchats« in der DDR.

Zunächst untersuche ich den Film *Winter adé* (1987/88), gebe anschließend einen Überblick über den Beitrag von Frauen zur DEFA-Dokumentarfilmproduktion von der Gründung des Studios bis zu seiner Auflösung und analysiere im dritten Abschnitt vor allem solche Langzeitdokumentationen (*Wittstock-Reihe*; *Katrins Hütte*), die in der DDR begonnen und in der BRD weiter- und zu Ende geführt wurden, weil gerade in der gesellschaftlichen Transformation die Ähnlichkeiten und Differenzen moderner Patriarchatsformen auffällig werden.

1. Wo sind die Frauen?

Winter adé (1988) von Helke Misselwitz

Hillu – Ein Königreich oder was?

Im Winter 1987/88 auf dem alten grauen Leipziger Hauptbahnhof. Hillu, jung, elegant, berichtet über die Auszeichnung ihres Arbeitskollektivs mit dem Orden Banner der Arbeit Stufe 1 im Gebäude des Staatsrats der DDR. »Ich war ganz aufgeregt«. Auch jetzt ist sie aufgeregt. »Dann ging's los ... Dann erhoben sich die Leute, ich weiß eigentlich gar nicht, wie es zustande kam. Keiner hat gesagt: Hillu, steh auf! – man macht's einfach mit. In der Mitte war ein breiter Gang, und da kamen der Genosse Schabowski und weitere Persönlichkeiten. Und alle wendeten sich um, zollten dem Anerkennung. Und dann gingen sie durch den Saal, setzten sich in der ersten Reihe nieder und die Auszeichnung begann. Und dann war der Auszeichnungsakt beendet. Alle standen wieder auf, wendeten sich dem Mittelgang zu, der Genosse Schabowski und alle, die zum Gremium gehörten, verließen wieder den Saal. Ich habe immer gedacht: Ist das ein Königreich oder was ist das? Warum? Das musste man sich wirklich fragen.« (Zitiert nach: Jordan 1996: 207)

Es handelt sich hier um eine Passage aus dem Dokumentarfilm *Winter adé*, den Helke Misselwitz im Winter 1987/88 gedreht hat. Der Film wurde in der DDR in Kinos gezeigt, aber nicht vom Fernsehen ausgestrahlt. Und zwar, wie die Filmwissenschaftlerin Elke Schieber vermutet, vor allem wegen dieser wenigen Sätze. (Jordan 1996: 207) Merkwürdig. Der Film durfte nicht in den Wohnzimmern gesehen werden, wo die Zuschauer/innen allein waren, wohl aber in den Kinos, wo viele Menschen zusammenkamen und sich darüber verständigen konnten. Für diesen Film gab es Mund zu Mund Propaganda wie bei Bückware, und es kamen viele Leute zusammen. So paradox konnte das sozialistische Patriarchat in der DDR funktionieren. Nicht nur dass Institutionen darüber entschieden, was die Bevölkerung sehen durfte, oft entschieden sie unterschiedlich – je nach dem Bezirk, in dem die Einrichtungen angesiedelt waren, und/oder je nach Unterstellung in der Partei- und Staatshierarchie. Die DEFA war der Abteilung Kultur beim ZK der SED unterstellt, das DDR-Fernsehen der erheblich dogmatischeren Abteilung Agitation und Propaganda. So einfach erklärt es sich manchmal.

Die zitierte Textpassage war für die Oberen gefährlich, weil Hillu hier etwas tat, das bis dahin kaum jemand gemacht hatte: Sie beschrieb vor laufender Kamera einen Vorgang, den viele aus eigenem Erleben und alle aus Zeitungen und Fernsehen kannten, dessen sie überdrüssig waren, über den sie sich in den sogenannten »Nischen« gemeinsam lustig machten. Nicht, dass etwas existierte und gewusst, sondern dass es öffentlich ausgesprochen wurde, war das Gefährliche. – Hillu macht sich nicht lustig, kritisiert nicht, bringt es auch nicht auf den Begriff: Patriarchat. Sie stellt Fragen. Zunächst eine Frage an sich selbst: Warum funktioniere ich so unangemessen, unaufgefordert und zutiefst gegen meinen eigenen Willen? Dann eine Frage an die Gesellschaft: Wo leben wir hier eigentlich? In ei-

nem Königreich? Damit kommt sie dem Begriff schon näher. Denn Hillu beschreibt hier, dass zum Patriarchat immer zwei gehören, auf der einen Seite diejenigen, die den Vater, auf der anderen diejenigen, die die Kinder geben. Hillu – und mit ihr die Regisseurin, die die Passage nicht geschnitten, sondern im Gegenteil an eine exponierte Position montiert hat –, handelt hier wie das Kind in »Des Kaisers neue Kleider«. Sie nennt keinen König nackt, wohl aber einen Ritus anachronistisch für einen Staat, der das Wort demokratisch im Namen trug und sich selbst als Staat der Arbeiter und Bauern definierte. Dass es Hillu ein Bedürfnis ist, diesen Gedanken noch rasch (vor dem Umsteigen in einen anderen Zug) öffentlich mitzuteilen, beweist ihre Erregtheit. Dass das in diesem Winter 1987/88 schon möglich, aber noch mutig war, dass es im Herbst 1988 im Kino gezeigt, aber im Fernsehen nicht gezeigt wurde, war ein Zeichen dafür, dass die Machtverhältnisse zu bröseln begannen.

Dass im Oktober 1989 ein analoger Vorgang – der Fackelzug der Jugend zum 40. Geburtstag der DDR vorbei an den Oberen – inszenatorisch zu einem Erfolg, politisch aber zu einem Fiasko werden würde, war damals noch nicht abzusehen. Riten dieser Art wurden nicht nur auf hoch angebundenen Auszeichnungsfeiern, sondern beispielsweise auch auf Parteitag, bei Mai- und anderen Demonstrationen gepflegt. Man kann sie deuten als ein Symptom, in dem patriarchal grundiertes Verhalten fokussiert ist. Die »oben«, die Regierenden, in der überwiegenden Mehrzahl (alte) Männer, forderten vom Volk – Männern, Frauen, Kindern – Dankbarkeit (wofür?); die »unten«, jedenfalls große Teile der Bevölkerung erwiesen die geforderte Dankbarkeit, verweigerten die Geste nicht. Fraglich bleibt, ob die »oben« dieses Ritual tatsächlich ernst genommen haben. Zumindest einige von ihnen haben es sichtlich genossen.

Hillu: »... Mir kribbelte schon der Bauch: Geschätzte 300, 350 Auszuzeichnende und davon geschätzt 5 Prozent Frauen. Warum so viel Männer – aus allen Bereichen unserer Wirtschaft und Wissenschaft – und so wenig Frauen! Und da habe ich auch gedacht: Wer ist unter anderem der fleißige Mensch? Auch die Frau. Und wer hält immer wieder zur Auszeichnung den Busen hin? Der Mann. Also das kann ja wirklich nicht sein. Ich habe das auch immer wieder meinen männlichen Kollegen zugehaut: Wo sind die Frauen?... Und auch in meinem Kollektiv war ich ja die einzige Frau. ... Ich konnte das einfach nicht fassen – bis zum Schluss.« (Mitschrift aus dem Film *Winter adé*).

Während dieser wichtigen Sätze auf dem zugigen Bahnsteig kommt hinter Hillu gelegentlich ein Theaterplakat ins Bild: »Franca Rame/Dario Fo ›Frauenglück‹«. Ein von der Regisseurin sicherlich nicht unbeabsichtigter Hinweis darauf, dass in der DDR das Thema Geschlechterbeziehungen sehr wohl kritisch präsent war. Was aber Hillu hier, wiederum als Fragen, formulierte, war eine deutliche Kritik an dem männlich konnotierten Wertesystem, das – bei aller gesetzlich festgeschriebenen und praktisch erreichten Gleichberechtigung der Geschlechter – selbst in der zweiten Hälfte der 80er Jahre immer noch herrschte. Die höchste Anerkennung des Staates für diejenigen, die herausragende Leistungen in der Öffentlichkeit voll-

brachten, aber nicht für diejenigen, die neben ihren Arbeitsleistungen in der Öffentlichkeit die (biologische) Reproduktion der Gesellschaft sicherten. Immerhin waren 1987 91 Prozent aller Frauen im arbeitsfähigen Alter berufstätig, ebenfalls 91 Prozent hatten Kinder, allerdings meistens – trotz aller sozialpolitischen Maßnahmen – nur eins, was die DDR bereits damals vor demografische Probleme stellte.

Dass beim Praktizieren eines solchen Wertungssystems Frauen den Kürzeren ziehen mussten, fiel wohl am wenigsten den »ausgezeichneten« Männern auf. Zumal ja in jedem Jahr – anlässlich des Internationalen Frauentages am 8. März – auch Frauen ausgezeichnet wurden, nach den gleichen Kriterien – Arbeitsleistungen für die Öffentlichkeit – und in ähnlich rituellen Veranstaltungen (gegenseitiges Zuklatschen etc.), allerdings durch die Separierung gleichsam in der zweiten Liga. Dennoch zogen die ausgezeichneten Frauen durchaus Kraft aus dieser Art gesellschaftlicher Anerkennung. Das wurde später in dem Film gezeigt, in der siebenten Begegnung, einer Episode auf dem Führerstand einer Berliner U-Bahn. Eine Frau, seit über 20 Jahren Zugführerin bei der Berliner U-Bahn, berichtet darüber, wie sie die Clara-Zetkin-Medaille bekommen hatte, wie sie die Feier genossen und wie gut ihr die Anerkennung ihrer Arbeit getan hatte. In der DDR gab es patriarchale Bräuche, Normen und Verhaltensweisen, aber in durchaus spezifischen Erscheinungsformen.

Winter adé hatte im Herbst 1988 Premiere. Auf dem 31. Internationalen Dokumentarfilmfestival in Leipzig gab es für die Regisseurin Helke Misselwitz minutenlange stehende Ovationen und die Silberne Taube. Das war mitten in den aufgeregten und aufregenden Monaten, in denen die DDR-Bevölkerung – nach dem sowjetischen Vorbild – nach Glasnost und Perestrojka, Transparenz und Umbau rief. Der Film traf auf hochempfindliche Nerven. Schon der Titel überraschte, erinnerte er doch an »Tauwetter«, den Begriff, mit dem politische und kulturpolitische Klimawechsel bezeichnet worden waren. Der Titel *Winter adé* ist das Motto für die DEFA-Retrospektive der Berlinale 2009. Es ist allerdings unangebracht, ihn im Nachhinein als Prophezeiung oder Plädoyer für den Zusammenbruch der DDR zu interpretieren.

Helke Misselwitz war, unterstützt von der Akademie der Künste der DDR und der DEFA-Studio-Leitung, im Winter 1987/88 mit Kamera, Mikrophon und der Deutschen Reichsbahn auf Entdeckungsreise durch die DDR gegangen, um – zufällig oder verabredet – Frauen zu treffen. Der Film: eine Reihe von Frauenprotokollen.

Frauenprotokolle hatten in der DDR einen ausgezeichneten Ruf, vor allem nachdem 1977 Maxie Wanders Buch »Guten Morgen, du Schöne« erschienen war, Protokolle, die in der DDR auf den Bestsellerlisten gestanden hatten, in Lesungen vorgestellt, auf dem Theater und im Fernsehen gespielt und auch in den anderen deutschsprachigen Ländern ein Riesenerfolg geworden waren. »Das Buch (...) ist ein Glücksfall, aber ein Zufallstreffer war es nicht«, hatte Christa Wolf damals in ihrer Rezension »Berührung« geschrieben. Christa Wolf, die Ken-

nerin der DDR-, der Literatur- und der Frauen-Geschichte, erprobt im Kampf um Emanzipation, analysierte, warum: »Hier ist Berührung, Vertrautheit, Offenheit, manchmal bestürzende Schonungslosigkeit, ein erregender Mut, sich selbst gegenüberzutreten. Ein schmaler Grat zwischen Selbstoffenbarung und Selbstentblößung, zwischen Intimität und Peinlichkeit, Vertrauen und Selbstaufgabe. Sich unbekümmert auf diesem Grat zu bewegen, (...) zeugt von Selbstvertrauen, und es zeugt von einer historischen Situation, die Frauen verschiedenster Schichten eine solche Souveränität gegenüber persönlichsten Erfahrungen gibt, welche sie vor kurzem noch sich selbst und anderen verschwiegen. Privates wird öffentlich gemacht: mit Exhibitionismus hat das nichts zu tun. Aber so selbstverständlich ist es auch wieder nicht, dass niemand Anstoß nähme. (...) Wäre es denkbar, dass manche Männer (es geht hier nicht um Zahlen ...) die Lustigkeit, die Ironie und Selbstironie der Frauen als schockierende Zumutung erleben? (...) Privilegien zu verlieren, ist nie bequem. Nicht das geringste Verdienst dieses Buches ist es, authentisch zu belegen, wie weitgehend die Ermutigung, an öffentlichen Angelegenheiten teilzunehmen, das private Leben und Fühlen vieler Frauen verändert hat. Zu spät jetzt, zu sagen: Das haben wir nicht gemeint.« (Wolf 1977, S. 282 f.) »Guten Morgen, du Schöne« hatte damals viele Frauen und Mädchen ermutigt, sich ihrer selbst bewusst zu werden, und Männern, über sich selbst nachzudenken. Nie ging es nur um Frauen, immer um Frauen und Männer. Oft auch um Kinder.

Heute, zwanzig Jahre nach der Implosion der DDR, befasst sich kaum jemand mit Büchern aus der DDR, obwohl es darin viel zu entdecken gibt. Als beispielsweise die Schriftstellerin Jana Hensel, geboren in Thüringen in dem Jahr, bevor »Guten Morgen, du Schöne« erschien, knapp 20 Jahre nach der deutsch-deutschen Vereinigung wissen wollte, wie es den Frauen im Land ihrer Kindheit ergangen war, in das sie nicht zurückkehren kann, weil es dieses Land nicht mehr gibt, und als ihre Mutter ihr dieses Buch empfahl, da war auch sie beeindruckt von dem damals erreichten Stand der Gleichberechtigung, von der Souveränität und von der individuellen Sprache der Frauen, von deren Gefühl, gebraucht zu werden. Jana H. stellt aber eine Frage, die wir im Kontext unseres Untersuchungsschwerpunktes nicht aus den Augen verlieren dürfen: ob die Gleichberechtigung, die relative Gleichstellung der Geschlechter nicht eine Folge der Zügel waren, die in der DDR allen Menschen gleichermaßen angelegt wurden.

Dokumentarfilme aus der DDR wurden ihr von der Mutter offenbar nicht empfohlen. Und sie sind in der Tat mittlerweile noch weniger bekannt als Bücher, die jeder für sich lesen kann.

1988 hatte der Dokumentarfilm *Winter adé* eine ebenso tiefe, aber nicht so breite Wirkung wie das Buch »Guten Morgen, du Schöne«. In der DDR wurde er, aus ideologischen Gründen, vergleichsweise selten, in den übrigen deutschsprachigen Ländern, aus marktwirtschaftlichen Gründen, noch seltener gezeigt. Tatsächlich war es so, dass damals westliche Filmverleihe DDR-Produkten gegenüber erheblich risikobewusster, um nicht zu sagen, desinteressierter waren als

westliche Verlage, so dass dort DEFA- und/oder DDR-Fernsehfilme, zumal Dokumentarfilme, nur selten zur Kenntnis genommen werden konnten. Selbst bundesrepublikanische Filmschaffende kannten die DEFA-Produktionen kaum oder gar nicht. Sie hatten sich, wie sie nach der Wende freimütig sagten, nie dafür interessiert. Und taten es immer noch nicht.

Als die gefilmten Frauenprotokolle herauskamen, war die DDR um zehn Jahre älter geworden, starrer, ruinöser. Die Menschen hatten sich verändert: Die nunmehr ältere, die sogenannte Aufbaugeneration hatte Kräfte gelassen, die mittlere Generation Elan eingebüßt, die junge Vertrauen in das System verloren. Zudem handelte es sich um ein Medium, in dem nicht, wie im Buch anonymisiert oder teilanonymisiert werden konnte. Der Film zeigt die Frauen in ihrer Umgebung – bei der Arbeit, zu Hause, auf der Reise, beim Feiern. Man sieht den Zerfall der Häuser. Das Milieu ist nicht Hintergrund, es ist mehrdimensionaler und oft verräterischer als ein Text. Gerade durch den Kontrast von Reden und Bildern wird sichtbar, wie viel schon geschafft und wie unendlich viel politisch, ökonomisch, kulturell, privat noch zu tun übrig war oder besser: zu tun übrig gewesen wäre.

Helke – Sorge und Neugier

Der Film beginnt mit Bildern einer sich langsam schließenden Bahnschranke. Dazu im Off die Stimme einer Frau: Hier, genau vor dieser geschlossenen Bahnschranke in einem Vorort von Zwickau, sei sie geboren worden. Im Juli 1947. Damals wurde ringsherum noch Steinkohle abgebaut. Ihr Vater sei, obwohl sie nicht der ersehnte Sohn (!) war, glücklich gewesen. – Im Bild: Der Bahnwärter kurbelt per Hand die Schranke hoch, lässt die Tätowierungen am Arm sehen, »scheene Frauen« kommentiert er leicht verlegen, grinsend. Währenddessen die Stimme: Mit 19 habe die Frau diesen Ort verlassen. Es folgten Berufsausbildung, Hochzeit, Scheidung, möbliertes Zimmer, Geburt der Tochter, zweite Ehe, Studium, mit Kind (!), zweite Scheidung, Beharren auf sinnvoller Arbeit. Eine allein erziehende Frau mit einer – abgesehen von der voreiligen Geburt im Krankenwagen – normalen DDR-Biografie. Ausbildung, Studium, Berufsarbeit, Ehe, Kind waren vereinbar, wenn auch nicht ohne Hindernisse.¹ »Ich kenne viele Frauen, deren Sorgen und Sehnsüchte ich teile.« Im Bild: angetrunkene junge Männer grölen vernügt: »... ins Bergwerk ein, ins Bergwerk ein«. »Das Selbstbewusstsein mei-

1 Helke Misselwitz, * 1947, Möbeltischlerin mit Abitur, Ausbildung zur Physiotherapeutin, Arbeit als Sprecherin und Regieassistentin beim Fernsehen der DDR, Studium von 1978-82 an der Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam-Babelsberg. Diplom. Danach schlug sie einen Arbeitsvertrag mit dem Fernsehen der DDR aus, um sich den dort üblichen Zwängen zu entziehen. Sie wurde boykottiert, nicht weil sie Frau, sondern weil sie gleichsam vom Wege abgewichen war, und verdiente ihren Unterhalt als Abwäscherin im Bahnhofrestaurant von Berlin-Lichtenberg. 1983 drehte sie den Dokumentarfilm *Aktfotografie – z. B. Gundula Schulze*, wurde 1985-88 Meisterschülerin des DEFA-Filmregisseurs Heiner Carow (*Legende von Paul und Paula* u. a.) an der Akademie der Künste der DDR, drehte 1985 *Tango-Traum*, die Beziehung einer Frau zur Kultur und Kunst. Von 1988-91 arbeitete sie als Regisseurin beim DEFA-Studio für Dokumentarfilme.

ner fast erwachsenen Tochter macht mich unsicher und gleichzeitig hoffen. ... Mit 40 Jahren verlasse ich noch einmal den Ort meiner Kindheit, um mit anderen zu sprechen – verabredet, zufällig: Frauen und Mädchen in diesem Land.«

Damit ist klar, was in dem Film zu erwarten ist: Auskünfte von werktätigen Frauen und Mädchen in einer Gesellschaft, die immer noch männlich dominiert, aber im Wandel ist. Das Interessante im Normalen entdecken – das war immer eine Devise der DEFA und längst eine Erwartungshaltung der Zuschauer/innen.

Ungewöhnlich an diesem Filmbeginn war nicht, dass eine Regisseurin sich und ihr Anliegen vorstellte, sondern dass Helke M. viel von sich selbst preisgab; dass sie, indem sie ihren Lebensweg als typische DDR-Frau, ihre diffusen Ängste, Hoffnungen und ihre Entschlossenheit preisgab, Wichtiges über das Geworden-sein und (in den Bildern) den Zustand der DDR erzählte; dass sie sich verpflichtete, nur der eigenen, weiblichen Neugier zu folgen. Damit schuf sie, ohne sich zu zeigen, in dem Film eine Atmosphäre des Vertrauens. Sie wurde zur gleichberechtigten Partnerin nicht nur der befragten Frauen, sondern auch der Zuschauer/innen. Die Frauen, die sie suchte, fand und befragte, behielten ihre Namen, ihre Stimme, ihr Gesicht. Sprache und Körpersprache verrieten oft mehr als Sätze. Was immer sie mitteilten – es war in diesem Medium nicht korrigierbar (außer es wurde heraus- oder zusammengeschnitten). Die Befragten mussten zu dem, was sie von sich preisgaben, stehen können. Helke M. stellte eine Kommunikationssituation her, in der Intimes und Schockierendes verhandelt wird und dennoch keine Peinlichkeit, keine Schadenfreude aufkommt. Niemand wird vorgeführt, niemand zum Voyeur gemacht, niemand zum Objekt degradiert. Das ist kein hierarchisches Verhalten. Es ist ein ehrlicher Austausch: Vertrauen gegen Vertrauen, Erfahrung gegen Erfahrung. Ein Austausch, dem die Zuschauer/innen sich mit eigenen Erfahrungen hinzufügen konnten.

Die erste Gesprächspartnerin ist eben jene Hillu. Hiltrud Kuhlmann, Jahrgang 1945, DDR-sozialisiert, zum zweiten Mal verheiratet, drei Kinder (davon zwei eigene), studierte Werbeökonomin, Stellvertretende Direktorin der HO-Werbung Berlin, Trägerin des Ordens Banner der Arbeit. Eine DDR-»Vorzeigefrau«, wenn man so will. Aber nicht deshalb stellte die Regisseurin dieses Gespräch an den Anfang, sondern wegen Hillus Aussagen.

»Ich arbeite auch gern mit Männern zusammen,« sagt Hillu. »Aber ich muss sagen, dass ich Frauen gegenüber ein starkes Solidaritätsgefühl entwickle und viel Verständnis habe für Kinder-Mütter-Probleme. ...Wenn ich in eine Beratung gehe und eine Frau ist dabei (!), setze ich mich meistens neben die Frau. So denke ich, machen wir uns jetzt hier stark. ... Ich bin immer neugierig auf Frauen, auf das, was dahinter steckt – hinter dem Gesicht. Da kann man eigentlich immer nur überrascht sein, dass jeder sein Problem, sein Päckchen zu schleppen hat. So 'ne ganz coole habe ich noch nicht getroffen. ... Jeder ist eigentlich froh, wenn er mit jemandem sprechen kann. Und das verbindet auch.« (Zitiert nach dem Film).

Hillus Fragen: Wo leben wir? Wo sind die Frauen? Was steckt hinter den Gesichtern? präzisieren Helkes Anliegen, sind eine Art Sehhilfe für alle folgenden Protokolle.

Helke Misselwitz findet die Frauen dort, wo sie sind: unterwegs im Zug, in Altenburg in einer Tanzstunde, in Meuselwitz in einer Brikettfabrik, in Delitzsch in einer Puppenklinik, in Berlin in einem Hochzeitshotel und in der U-Bahn, in der Uckermark auf einer Diamantenen Hochzeit, in Sassnitz in einer Fischverarbeitungsfabrik, in Nienhagen auf dem Bürgermeisteramt, in Diskos. Sie trifft auch zwei Mädchen, die von zu Hause ausgerissen sind. – Sie trifft Frauen unterschiedlichen Alters, solche, die noch den Krieg miterlebt haben, und solche, die noch zur Schule gehen. Keine Stars, sondern, wie es in der DDR hieß, Werktätige: Alle waren berufstätig gewesen, waren es noch, würden es bald sein und also noch, schon oder demnächst zumindest finanziell unabhängig von (ihren) Männern, Freunden, Vätern. Das Recht auf Arbeit war in der DDR gesetzlich festgeschrieben, die Sicherheit eines Arbeitsplatzes längst selbstverständlich, so dass die Frauen keinen Anlass sahen, darüber zu sprechen – ebenso wenig wie über das Recht auf Kinderkrippen- und Kindergartenplätze, auf die gleiche Schulbildung von Mädchen und Jungen, das gleiche Recht auf Ausbildung, Studium, den gleichen Lohn für gleiche Arbeit, die gleichen Rechte für unehelich und ehelich geborene Kinder oder das Recht auf Abtreibung.

Helke M. fragt die Frauen ausdrücklich nicht nach ihren Meinungen zum erreichten Stand der Gleichberechtigung, nicht nach ihrer Arbeit, aber sie zeigt einige bei der Arbeit. Sie fragt sie nach ihrem Leben, nach Ängsten und Hoffnungen. Darüber sprechen sie. Alle kommen weniger auf Erreichtes denn auf Defizite zu sprechen, auf noch existierende Asymmetrien in ihrem privaten Umfeld.

»Das Problem ist doch: Keine Biographie paßt in die Statistik. Und andererseits gibts keine Geschichte ohne Biografien... Wenn eine Geschichte nicht in die Statistik paßt, dann sagt man: Die ist nicht typisch. Und deswegen ist sie nicht realistisch.« (Heiner Müller. In: Storch 1988: 172)

Christine – Ausgeschlossen (Dritte Begegnung)

Ein in einen schwarzen Overall gekleidetes scheinbar alters- und geschlechtsloses Wesen geht schnell und konzentriert durch einen schwarzen Keller, klopft mit einem Stock gegen Rohre, öffnet eine Tür, klopft gegen Rohre, verlässt den Raum, schließt die Tür, klopft gegen Rohre, öffnet eine Tür, klopft gegen Rohre, verlässt den Raum, schließt die Tür ... offenbar stundenlang, jeden Tag und immer allein. Eine schwere, ungesunde, stumpfsinnige Arbeit. – Der Betrieb, so erfährt man, ist eine Braunkohlen-Brikettfabrik. – Nackte Frauen unter der Dusche. Das Wesen entpuppt sich als junge, blonde Frau: Christine Schiele. Statistisch gesehen nicht aufregend. Alter: 37. Wohnort: Meuselwitz bei Altenburg. Schulbildung: 8 Jahre. Beruf: Gärtnerin (Teilfacharbeiter); Tätigkeit: Arbeiterin, angeleert. Familien-

stand: geschieden. Zwei Kinder: Die Tochter ist 18, geistig behindert, seit kurzem invalidisiert; der Sohn ist 15.

Dann Christines Wohnzimmer in dem Dorf Meuselwitz. Die Tochter – sie neigt zu Aggressivität – bekommen wir nicht zu sehen, hören aber aus dem Nebenzimmer ihre Attacken gegen ihre Mutter und deren Gäste.

Christine ist bei weitem nicht so wortgewandt wie Hillu. Wie auch? Und nicht so selbstbewusst. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Aber Dokumentar-Filme liefern mehr als Formulierungen, auch Modulationen, auch Mimik, Gestik, Körpersprache. In diesem Gespräch gibt es viele Untertexte.

Über die Arbeit beschwert Christine sich nicht, obwohl sie im Dreischichtsystem (!) arbeitet und obwohl es sich um einen Arbeitsplatz handelt, der, wie jeder hatte sehen können, abgeschafft gehörte und für den – im Rahmen der in der DDR vielzitierten Wissenschaftlich-technischen Revolution – grundlegend andere technische Lösungen hätten entwickelt werden müssen. Jeder hatte gesehen, dass es eine Arbeit war, für die niemand ein Bedürfnis entwickeln konnte. Aber Christine verteidigt ihre Arbeit: Ohne sie würden die Rohre verstopfen, Produktionsausfall entstehen. Christine fühlt sich gebraucht. Und wahrscheinlich waren diese acht Stunden täglich die ruhigsten und ausgeglichtesten Zeiten in ihrem Leben. Christine hat Wünsche: Wintersport, Pferdesport, Reisen. Sie weiß, aber sie beklagt sich auch darüber nicht, dass sie sich diese Wünsche – schon finanziell – nie wird erfüllen können.

Ihre Sorgen bestehen vielmehr darin, dass sie die Ängste wegen »ihrer ungewissen Zukunft in Bezug auf die Situation der Tochter« nicht los wurde; dass sie niemanden fand, der »was ich durchgemacht habe und in welcher Lage ich bin, der das alles verstehen kann. Der mir die Hilfe gibt, wieder dahin zurückzufinden, wo ich schon die Hoffnung verloren hab.« Und noch schlimmer: dass sie ausgegrenzt wurde. »Dass man als lächerliche oder als kranke Person hingestellt wird und dass die Leute (Männer und Frauen!) in solcher Situation kein Verständnis haben und dass man eben hingestellt wird wie früher eine, die ihr Kind abgetrieben hat – was schlecht war! –, die in einer Situation war, wo der Mensch dann nichts mehr getaugt hat, wo er wertlos war, wo er runtergekommen ist – nach den Leuten zu urteilen. Das, was gar nicht in ihm steckt.« – Helke (anerkendend): »Du hast das behinderte Kind selbst großgezogen.« – Christine: »Aber das wird in unserer Gesellschaft nicht akzeptiert, nicht geachtet. Für die Menschen ist das so, dass du untauglich bist, dass du erziehungsmäßig deinen Kindern nicht das geben kannst, wie andere es haben. Deshalb wirst du praktisch verstoßen. Ausgestoßen. Weil du ein Kind hast, was ne Belastung ist.« (Zitiert nach dem Film). Nur ihr Sohn, damals 15 Jahre alt, ohne Vater aufgewachsen, stehe ihr bei, hilfsbereit und einfühlsam, auch in ihren Stimmungstiefs. Was wäre, wenn sie ihn nicht hätte, wagte sie nicht zu denken.

Eine berührende Passage, eine erschreckende Erfahrung in einer Gesellschaft, die sich selbst als Befreierin aller Menschen definierte, die auf irgendeine Weise benachteiligt waren. Christine litt darunter, eine behinderte Tochter zu haben, vor

allem deshalb, weil sie mit ihr nicht kommunizieren konnte wie andere Eltern mit ihren Kindern. Christine hatte es auf sich genommen, allein für die Tochter zu sorgen. Sie wusste, dass das eine Leistung war, und sie leugnete nicht, dass diese Verantwortung eigentlich viel zu groß für sie war und dass sie – trotz der sozialen Sicherheit – diffuse Zukunftsängste hatte. Aber am tiefsten betroffen machte sie, dass sie von den anderen gemieden, sogar ausgeschlossen wurde, weil diese anderen sie wegen dieser Tochter für »anders« hielten. Christine reflektierte ihre eigene Situation sehr genau. Sie ordnete dieses Ausgeschlossenensein sogar historisch und als frauen-typisch ein, indem sie ihr Schicksal mit dem von Frauen verglich, die »früher« wegen Schwangerschaftsabbruchs aus der Gesellschaft ausgestoßen worden waren. Sie sprach nicht über die individuellen Gründe, sozialen Ursachen und juristischen Folgen von Abtreibungen. Aber sie wusste genug, um ihre eigenen Wertmaßstäbe zu definieren: Abtreibung billigte sie nicht. Noch weniger billigte sie gesellschaftliche Ächtung.

Was leistete diese Frau an jedem Tag! Aber auszeichnungswürdig war sie nicht. Es wäre, so denke ich, gut gewesen, wenn Lebenslagen und Verhaltensweisen wie diese eine Diskussion in der Öffentlichkeit dieser Gesellschaft ausgelöst hätten, die Solidarität als hohen sozialen Wert bezeichnete. Aber Christine blieb – im Sinne des Wortes – lange im Dunkeln.² Ohne diesen späten Film hätten wir nie etwas von ihr, ihrer Tochter, ihrem Sohn erfahren und nicht darüber nachgedacht, dass es viele Frauen gab, die lebten und handelten wie sie.

– Am nächsten Tag: Christine wieder in ihrem Keller, wieder im schwarzen Overall. Nicht mehr das »Wesen«, sondern eine starke Frau, eine unverwechselbare Persönlichkeit. Aber emanzipiert?

Patriarchales Verhalten hinter der Wohnungstür (Elfte und andere Begegnungen)

Großfreudenwalde in der Uckermark. Eine Diamantene Hochzeit. Das glückliche Jubelpaar, fein angezogen, die Braut mit einem Krönchen, die fünf Kinder, dazu Schwiegerkinder, Enkel/innen, Urenkel/innen. Eine große Familie, ein schönes Familienbild. – Dann: Erinnerungen. Die Hochzeit 1927 haben sie nur bescheiden gefeiert. Der Mann war arbeitslos. Warum, fragt man sich, kommt diese harmonische Episode in diesen Film? Will die Regisseurin zeigen, dass Ehen früher lange hielten und Familien besser funktionierten?

– Schnitt: Im Schlafzimmer des Jubelpaares, in dem Helke M. in Ruhe mit der diamantenen Braut sprechen kann. Die Braut war die Tochter von armen Leuten, arbeitete bei der Herrschaft auf dem Gutshof, wollte gern dort bleiben, wurde schwanger, musste heiraten. Der Mann »war nicht gut« zu ihr. Sie bekam weitere

2 Siehe zu dieser Problematik auch: Jun, Gerda 1983: Kinder, die anders sind. Ein Elternreport.

vier Kinder. Ihre Bilanz: » Ich hätte einen besseren heiraten sollen. Ich mag gar nicht an denken.«

Mit ihrer Eheschließung hatte sie in ihrer frühen Jugend eine Weiche in ein Leben gestellt, das sie 60 Jahre lang falsch gefunden, aber durchgehalten hatte.

Interessant unter dem Aspekt Patriarchat in der DDR ist, dass es für die meisten von Helke M. befragten Frauen und Mädchen wichtig war, zu erzählen, wie es ihnen in ihrem Elterhaus ergangen war, wie sie sich von ihrem Elternhaus abgelöst hatten, welche Langzeitwirkungen sowohl die Erziehung für ihr weiteres Leben hatte als auch besonders die Art und Weise ihrer Ablösung. Sie erzählten, wie sie versucht hatten, gerade versuchten, versuchen würden, sich von den verinnerlichten Denk- und Verhaltensmustern zu befreien.

Das heißt: Ein zentrales, wenn nicht das zentrale Ereignis in ihrem Leben war ihre Emanzipation – in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes als Ablösen vom/Verlassen des Vaterhauses. Aus welchen Gründen, auf welche Weise, in welche Richtung sie gegangen waren – das bezeichneten sie als entscheidend für ihr Leben.

Dabei ist es bestürzend, wie viele Frauen patriarchale Wertvorstellungen und Verhaltensweisen beschrieben, die in Familien immer noch praktiziert wurden – hinter geschlossenen oder auch offenen Wohnungstüren.

Hillu, die Werbefachfrau, berichtete über einen dominierenden Vater, den sie sehr liebte, über viele Geschwister, über ihre eigenen Ungerechtigkeiten gegenüber der Mutter, über ihren Wunsch, dieses Elternhaus so schnell wie möglich zu verlassen. Aber es war keine Flucht, sondern ein bewusster Schritt mit einem klaren Ziel gewesen: Studieren. Beim Studium erfuhr sie offenbar keine nennenswerte geschlechterbedingte Ungleichbehandlung. Aber auch sie hatte früh geheiratet – wie die diamantene Braut –, obwohl dazu längst kein gesellschaftlicher Zwang mehr bestand. Eine Liebesheirat. Und dann, so sagte sie, erlaubte ihre Erziehung ihr neun Jahre lang nicht, diese erste »blöde Ehe« aufzulösen. Nach einer – ebenfalls misslungenen – Beziehung suchte sie zielgerichtet den dritten Mann: einen Vater für ihren kleinen Sohn. Sie wollte wieder eine Familie haben, aber dieses Mal ohne Geschlechterhierarchie. Ihre Bedingung war, dass der Mann ein Kind hatte. Der Dritte sollte emanzipiert sein, sollte nicht nur theoretisch wissen, sondern am eigenen Leib erfahren haben, was Vereinbarung von Beruf, Partnerschaft und Elternschaft einem Menschen abverlangte. Hillu ging dieses »Projekt« pragmatisch an, antwortete auf eine Annonce. Dass es klappte, dass es sogar gut klappte, nannte sie »eher Glück«. Aber obwohl sie und er sich aus ihren tradierten Rollen emanzipiert hatten – bei der Erziehung »ihrer« fünf Kinder (je ein eigenes, ein gemeinsames, ein quasi angenommenes und ein Enkel) hatten auch sie wieder Probleme, allerdings anderer Art.

Christine, die Klopferin, berichtete über ihre Kindheit auf dem Dorf in einem Elternhaus, in dem tradierte patriarchale Erziehungsmethoden geradezu exemplarisch praktiziert wurden: Ihr zwei Jahre jüngerer Bruder durfte »stromern gehen«. Sie musste nach der Schule Gartenarbeit machen, sich um die Tiere kümmern,

Futter holen, einkaufen gehen. Acht Jahre besuchte sie die Schule, wurde aber aus der 7. Klasse entlassen »wegen Mathe«, wie sie sagte und wohl immer noch glaubte. Sie erwarb den Teilfacharbeiterbrief als Gärtnerin. Dann die Flucht aus dem Elternhaus, so weit weg wie möglich, an die Ostsee. Sie arbeitete als Angelernte in einem Werk in Dierhagen, lernte ihren späteren Mann kennen, zog zu ihm, bekam eine Tochter, heiratete. Die Ehe ging nicht gut. Christine gibt in dem Interview keine Gründe an, aber vermutlich handelte es sich um körperliche und seelische Erniedrigungen. Denn bereits nach einem Jahr reichte sie die Scheidung ein, zog sie auf Bitten ihres Mannes zurück, bekam einen Sohn, ging dann mit den Kindern zurück zu ihren Eltern. Die Ehe wurde geschieden. Sie erzog ihre Kinder, besonders den Sohn, ganz anders, als sie selbst es erfahren hatte.

Das Grundmuster: Flucht aus dem Elternhaus, um den alten Rollenzuschreibungen und Verhaltensweisen zu entkommen, dann im weiteren Leben große Schwierigkeiten, die als Kind verinnerlichte Verhaltensweisen zu überwinden – dieses Grundmuster kam in mehreren Gesprächen vor, nicht als Stereotype, sondern als biografische Einzelfallerzählungen, meist ohne nachträgliche Aggressivität gegen die Eltern, kritisch reflektiert, aber selten bewältigt.

Im Zug (Achte Begegnung) trifft Helke M. zufällig auf ein Ehepaar mit halbwüchsigen Kindern. Der Ehemann, Vater und Versicherungsangestellte lässt weder Frau noch Kinder zu Wort kommen. Seine Frau gehe nicht arbeiten, solle sie auch nicht, es bringe, das habe er ausgerechnet, finanziell so gut wie gar nichts. Patriarchale Familienstruktur in Aktion. Das sah man der Frau an, so wie sie neben ihrer sitzenden Familie stand – zustimmend, zweifelnd und schweigend.

Dass es derartige Familienverhältnisse und Erziehungsmethoden noch gab, war nicht unbekannt. Aber dass sie noch so verbreitet waren und so nachhaltig wirkten und dass sie nicht nur von Vätern praktiziert wurden, sondern durchaus auch von Müttern, wie die fünfte Begegnung zeigte, das verwunderte und erschreckte doch.

Anja und Kerstin. Ausgerissen (Fünfte Begegnung)

Unter einer Eisenbahnbrücke in der Nähe von Karl-Marx-Stadt. Geräusche von fahrenden Zügen. Kälte. Von Zeit zu Zeit kommen ein naher Teich, ein einsamer Schwan ins Bild. Ein symbolträchtiger Ort für die Begegnung mit den beiden sechzehnjährigen Schülerinnen Anja und Kerstin.

Beide waren von zu Hause ausgerissen, offenbar nicht zum ersten Mal, aber ohne Routine. Sie hatten in Berlin bei verschiedenen Kumpels übernachtet, das Tag- und Nachtleben genossen. Dann hatten sie kein Geld mehr und befanden sich nun auf dem Rückweg, die blonde Anja voll panischer Angst, aufgegriffen und in einen Jugendwerkhof gebracht zu werden, die schwarzhäufige Kerstin entschieden forscher. Beide waren noch schulpflichtig, also noch nicht an dem Punkt, an dem Mädchen sich vom Elternhaus zu trennen pflegen.

Ähnlich wie die Begegnung mit Christine löst die Begegnung mit Anja und Kerstin Beklemmung aus. Nicht etwa, weil sie ausgerissen waren, sondern, weil sie so reflektiert über ihre Beweggründe sprachen, als hätten sie sich schon oft miteinander darüber verständigt. Möglicherweise sprachen sie unter dieser Brücke zum ersten Mal ernsthaft mit Erwachsenen darüber, und sicher fanden sie mit diesen Filmaufnahmen zum ersten Mal ein Sprachrohr über ihre eigene kleine Gruppe hinaus.

Kerstin: »Uns hat alles angekotzt. Die vielen Vorschriften. Wir wussten einfach nicht weiter und wollten einfach weg. Auf keinen hören. Machen, was wir wollen.«

Das galt vor allem ihren Eltern, und die waren, das kann man leicht ausrechnen, bereits DDR-sozialisiert. Beide Mädchen waren seit der siebenten Klasse in den letzten beiden Schuljahren wegen Faulheit »abgerutscht«, gaben aber nicht der Schule die Schuld. Sie fanden ihre Lehrer (sie sprachen nur von den Lehrern!) sogar in Ordnung. Beide schätzten ein, dass ihre berufliche Zukunft gesichert sei, waren sich aber durchaus bewusst, dass sie »wegen der Leistungen« nicht die Lehrstellen bekommen würden, die sie sich gewünscht hätten.

Misselwitz: »Habt ihr euch nicht Gedanken gemacht, dass die Eltern vielleicht traurig sind, sich Sorgen machen?«

Kerstin: »Das wollten wir ja erreichen. Ich konnte überlegen, was ich falsch gemacht habe. Und meine Mutter konnte ja auch mal überlegen, was sie falsch gemacht hat.« Sie war ausgerissen, um die eigene Freiheit zu genießen, aber auch, um der Mutter mittels einer Schocktherapie die Chance zu geben, sich mit ihrem Verhältnis zu ihrer Tochter ernsthaft zu beschäftigen.

M.: »Du lebst noch mit deiner Mutter. Und was macht dein Vater?«

K.: »'81 ist der übergegangen. Hat halt öfter im Knast gesessen.«

M.: »Aber bevor dein Vater rüber ist, waren deine Eltern schon geschieden?«

K.: »Ja.«

M.: »Und hast du Kontakt zu deinem Vater?«

K.: »Das darf ich nicht. Erst mal, weil er aus politischen Gründen übergegangen ist. Und meine Mutter will das auch so nicht. Aber ich will das gerne. Ich meine, das ist mein Vater. Was er uns angetan hat, war schlimm genug. Aber trotzdem. Ich möchte mich gerne mal mit ihm unterhalten. Wie es ihm geht. Das interessiert mich auch.« (Zitiert nach dem Film)

Diese kurze Passage enthält eine geballte Ladung von Konflikten, die im Alltag der DDR präsent waren: Einmal die Auswirkungen des Kalten Krieges und der deutschen Zweistaatlichkeit auf die Familien. Zum anderen Mütter, die ihre Kinder zu ihrem Privatbesitz erklärten, sie nicht als Subjekte, sondern als Objekte behandelten, ihnen Zwänge auferlegten, indem sie ihren Kindern verboten, Kontakt zum Vater aufzunehmen (in diesem konkreten Fall verschärft dadurch, dass der Vater – aus welchen Gründen auch immer – in den Westen gegangen war).

– Anja sagt, sie sei abgehauen, weil sie sich mit ihrem Vater »nicht versteht« und die Mutter sie nicht unterstützt.

Sie malten mit großen Buchstaben an die Wand: »Belogen betrogen und zum Hass erzogen«. Im Bild der Schwan. Dann verließen sie die schützende Unterführung, machten sich auf den Weg »nach Hause«, den Schienenstrang entlang. Misselwitz: »Seid Ihr schon mal geflogen?« Man hört die eine: »Nee.« Dann die andere: »Ja, auf die Fresse.« – Einige Zeit später ein erneutes Treffen: Ein Bahnsteig. Anja verabschiedet sich von ihren Eltern. Sie wird in einen Jugendwerkhof gebracht.

Über derartige problematische Alltagserfahrungen von Jugendlichen wurde in Presse und Fernsehen der DDR selten diskutiert. Wenn doch, dann weniger aus der Sicht der Jugendlichen, die Defizite verspürten, sondern eher aus der Sicht von Erwachsenen, die mit solchen Jugendlichen und ihren Protestmethoden nicht zurechtkamen und sie als Schwererziehbarkeit deuteten. Dieser Thematik haben sich Kunstwerke, darunter einige Dokumentarfilme, angenommen.

Diese Szene stand im Gegensatz zu einer zufälligen (neunten) Begegnung im fahrenden Zug mit einer Gruppe von ordentlich gekleideten Mädchen, im gleichen Alter wie die beiden Punkerinnen, die aus vollem Herzen singen: »Ich bin zu schade für einen allein ...« Helke M. fragt sie nach ihren Zukunftsvorstellungen. Sie sind sich ziemlich einig: Nicht Ehe, aber Partnerschaft. Auf jeden Fall Beruf und Familie. Möglichst ein Haus.

Frau Pupp doktor – Papastimmen (Vierte Begegnung)

Delitzsch bei Leipzig. Ein kleiner Laden in einem Haus, von dem der Putz abfällt. Regale mit Puppenköpfen aller Art. Ein junger Mann sagt bescheiden: »Aber – meine Kleine soll die Puppe nicht gleich sehen.« Frau Pupp doktor Helene Wolf zieht die Puppe wieder aus dem Plastebeutel, wickelt sie liebevoll in Zeitungspapier, schiebt sie dann wieder hinein. Ein Vater, der sich kümmert. – Helene W. zeigt und erklärt unterschiedliche Puppenköpfe, -bälger, Puppen. Manche können »Mama« rufen. Misselwitz: »Gibt es auch welche, die ›Papa‹ sagen können?« Eine überraschende Frage, aber nach der Begegnung mit dem besorgten Vater doch naheliegend. »Nein.« Kurzes Nachdenken. »Gibt es nicht. – Aber hier die Teddybären. Die haben Männerstimmen.«

Auch das ein winziges Indiz fortdauernder Zuteilung tradiert Geschlechterrollen. Es gab neues Väterverhalten, das auch staatlich gefördert werden sollte. Aber die Puppenhersteller hatten das alles verschlafen. Für uns Zuschauer/innen war es ein nachhaltiger Denkanstoß: Wie ist das eigentlich mit dem Vaterbild in Kinderkrippen, -gärten, -liedern, Schulbüchern?

Erika: Letzten Endes hat man nur ein Leben (Letzte Begegnung)

Nienhagen an der Ostsee. Erika Barnhardt, Jahrgang 1932, Leiterin eines Kinderheimes und Stellvertretende Bürgermeisterin. Als der Krieg zu Ende ging, war sie

dreizehn. Über ihre Eltern und eine Trennung vom Elternhaus erzählt sie nichts. Offenbar hatte sie – aus welchen Gründen auch immer – bereits zu dem Zeitpunkt ihr Leben selbst in die Hand genommen und zielgerichtet gestaltet. Ihre Erzählung beginnt mit dem Jahr 1950 (Christines Geburtsjahr!), da war Erika B. achtzehn. Seitdem arbeitete sie in einem Heim mit Kindern aus gestörten Familien. Warum sie gerade dort arbeitete und warum die Familien zerstört waren, darüber sagte sie nichts. 37 Jahre im Dienst verletzter, gestörter Kinder. 37 Jahre mit festgelegtem Tages- und Nachtablauf. Ihr Sohn und ihre Tochter waren mit in dem Kinderheim aufgewachsen, in dem sie arbeitete, nun befanden sich beide gerade im Studium (Stomatologie; Erziehungspädagogik). Den Vater ihrer Kinder habe sie sehr geliebt, aber mit ihm leben – das habe sie nicht gewollt. Er habe das akzeptiert, nicht gekämpft, er habe sie gekannt und gewusst, es hätte nichts gebracht. Persönliches, sagt Erika B., stand im Hintergrund. Aber sie habe sich immer genommen, was sie brauchte. So hatte sie es gewollt – von Jugend an – und dazu stand sie. Ein selbstgewähltes, selbstbestimmtes, selbstbewusstes Leben.

Im Jahr 1987 räumte sie ein: Für manches habe sie wohl zu große Vorstellungen gehabt. Derartige Sätze waren in der DDR in den späten achtziger Jahren häufig zu hören, besonders von Angehörigen der sogenannten Aufbaugeneration, die ihr Leben, ihre Lebenszeit, konsequent für den Aufbau einer neuen Gesellschaft, einer solidarischen Gemeinschaft eingesetzt hatten. In Bilanzen dieser Art paarten sich Stolz auf die eigenen Leistungen und Enttäuschung über das gesellschaftlich Erreichte. Wegen dieser ihrer »zu großen Vorstellungen« habe sie wohl auch keinen Mann gefunden, sagte Erika B. schmunzelnd. Und ernst: Die Tochter wolle im Leben alles besser machen als die Mutter, das habe sie ihr gesagt. Erika B. verstand die darin enthaltene Kritik. Sie selbst würde, wenn sie noch mal jung wäre, ihre beiden Kinder gern mehr für sich allein haben. Aber sie akzeptierte auch die selbstbewusste Absicht der Tochter, alles besser machen zu wollen: »Daran muss sich jeder mal erproben.« Für ihre eigene Zukunft aber schlussfolgerte sie: Nach fünfzig Jahren brauche man mehr intensiveres Leben, zumal wenn man gerade wie sie eine schwere Krankheit überlebt hatte. Sie jedenfalls wolle hart kämpfen um das, was sie haben möchte. Letzten Endes habe jeder nur ein Leben.

Winter adé lieferte keine sozialwissenschaftlichen Analysen, formulierte keine Thesen, stellte keine Forderungen. Helke Misselwitz hatte sich in der DDR des Jahres 1987/88 dort auf die Suche begeben, »wo die Frauen und Mädchen sind«, Gespräche mit fünfzehn von ihnen dokumentiert, ihre individuellen Erfahrungen und Konflikte ernst genommen. Nur fünfzehn – aber es zeigte sich eine Vielfalt von Persönlichkeiten, Lebenswegen und Lebenslagen, die in der Summe dennoch Rückschlüsse ermöglichen: einerseits auf gesellschaftliche Fortschritte (vor allem Sicherheit von Kinderbetreuung, Bildung, Ausbildung, Arbeitsplätzen), andererseits auf Defizite, zu denen patriarchale Strukturen und Verhaltensweisen sowohl auf sozialer und politischer Ebene als auch und in bemerkenswertem Maß im privaten Bereich gehörten. Helke Misselwitz lenkt den Blick der Zuschauer/innen besonders

auf die subtilen Formen: auf die nachhaltigen Wirkungen der absichtlichen oder unbeabsichtigten Weitergabe von patriarchal Erfahrenem in den Familien.

Immer wieder gibt es in diesem Film Situationen, in denen viele Menschen zusammen sind: Bahnsteige, Tanzstunde, Discos, Reisende im Zug – immer wieder tastet die Kamera Gesichter von Frauen und Mädchen ab. Man fragt sich: Welche wird es jetzt sein? Man spürt plötzlich, wie man neugierig wird auf jede und wie man bedauert, dass nur wenige befragt werden (können). Man fängt an, jede Person, jeden Lebensweg interessant und (be)achtenswert zu finden, und fragt sich, was mag aus ihr geworden sein? *Winter adé* bewirkt eine Veränderung der Wahrnehmung von Menschen, und das weit über die konkrete Zeit der Entstehung dieses Filmes hinaus.

Durch die historischen Ereignisse im Jahr 1989 wurde aus der beabsichtigten Bestandsaufnahme im nachhinein eine Schlussbilanz, beeindruckend und aussagekräftig: Dass Helke Misselwitz, in der SBZ geboren, in der DDR sozialisiert, an der Filmhochschule Potsdam-Babelsberg ausgebildet, als Regisseurin im DEFA-Dokumentarfilmstudio arbeiten und im Jahr 1989 der DDR auf diese besondere Weise über individuelle Lebenslagen, Befindlichkeiten, Hoffnungen und Ängste von Frauen berichtete – auch das verstehe ich als Ergebnis angewandter, widersprüchlicher DDR-Frauenpolitik.

2. Frauen und DEFA-Dokumentarfilme. 1946–1992

Auf der Jubiläumstagung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger (GdBA) in Weimar hielt Inge von Wangenheim³ einen Vortrag zum Thema »DIE Frau DIE Jugend DAS Theater«. Der Text wurde im Wortlaut in der Nummer I/1, 1946 der Zeitschrift »Theater Film Funk« veröffentlicht. Das deutet darauf hin, dass er nicht nur an die Theater gerichtet war, sondern an alle, die im Nachkriegsdeutschland in den darstellenden Künsten arbeiteten.

Inge von Wangenheim war kurz zuvor aus dem sowjetischen Exil zurückgekehrt. Auf dieser Tagung forderte sie alle Kolleg/innen, die während des Faschismus in Deutschland geblieben waren, zum gemeinsamen Wiederaufbau der Theater (Kunstinstitutionen) auf.

Sie ging davon aus, dass Faschismus und Krieg tiefe Wunden in die Theaterensembles geschlagen hatten und forderte »eine Beschleunigung der Heilung«, aber keinen spontanen Aktivismus, kein kurzfristiges Denken, sondern stabile Grundlagen für eine langfristige Theaterentwicklung, vor allem eine erneute und kontinuierliche Entwicklung von Ensembles, was soviel hieß wie: weitsichtige Personalpolitik. Dieser Krieg habe so viele Männer zwischen 30 und 40 Jahren ver-

3 Inge von Wangenheim, geb. Franke (1912–1993), Schauspielerin, Journalistin, arbeitete nach 1945 u. a. als Herausgeberin der Zeitschrift »Volksbühne« als Regisseurin an Theatern und Fernsehen in Berlin, später in Rudolstadt/Thüringen als freischaffende Schriftstellerin.

schlungen, es drohe eine Überalterung der Ensembles, wenn nicht »auf jene Reserven« zurückgegriffen würde, »die sowohl unserem Volk als Ganzem wie auch unserem Beruf in der Kunst heute zur Verfügung stehen – das sind die Frauen und die Jugendlichen.« (Wangenheim 1946: 10) Aber, und das war ihr wichtig: Frauen und Jugendliche sollten nicht als Lückenbüßer herangezogen werden, sondern als, was historisch längst überfällig war, gleichberechtigte »schöpferische Kräfte«.

»Neben anderen, noch wichtigeren Erkenntnissen begreifen wir nun, dass auch der in unser modernes Zeitalter noch hineinragende Männerstaat mit seiner im wesentlichen vom männlichen Bewusstsein und männlicher Problematik getragenen Kunst, mit seinem ganzen Vorurteil von der angeblich nur dem Manne eigenen gesellschaftlichen und künstlerischen Formungskraft, nichts weiter ist als ein Anachronismus, den es schleunigst zu beseitigen gilt. Denn wir können uns einen weiteren Verzicht auf die schöpferischen Kräfte der Frau als selbständige, meinungsbildende Staatsbürgerin, als Berufstätige und als Künstlerin heute nicht mehr leisten, wenn unsere noch sehr junge, sich erst entwickelnde Demokratie nicht schon zu Beginn dauernden Schaden nehmen will.« (Wangenheim 1946: 11)

Damit ging Inge von Wangenheim für die damaligen Verhältnisse sehr weit. Sie brachte die Forderung nach Gleichberechtigung und Partizipation von Frauen keineswegs nur als tagespolitische Forderung vor, sondern als Schlussfolgerung aus ihrer Lebenserfahrung und ihrem historischen Wissen. Sie war damals 34 Jahre alt und berufstätig gewesen, seitdem sie die Schule verlassen hatte. In der ökonomisch schwierigen Zeit der Weimarer Republik hatte sie als Schauspielerin in linken Theatertruppen gearbeitet – zunächst bei Erwin Piscator, später bei Gustav von Wangenheim und seiner damals berühmten »Truppe 31« – und während ihres zwölfjährigen Exils in der Sowjetunion als Schauspielerin⁴, Journalistin und Redakteurin. Dort hatte sie drei Kinder geboren und großgezogen.

Interessant für uns Nachfolgende ist, dass sie in ihrem Vortrag die Forderung nach gleichem Lohn für Männer und Frauen ausdrücklich nicht stellte. Denn, so ihr Argument, die Arbeit von Schauspielerinnen und Schauspielern sei nicht gleich. Sie erklärte, warum: »Schon ein prüfender Blick in die dramatische Weltliteratur beweist uns nur allzu deutlich, dass die Chance für die Frau, sich als überdurchschnittliches, formschaffendes Talent zu bewähren, im Verhältnis zum Manne ganz wesentlich geringer ist. Weil eben die dramatische Literatur, wenn sie wahrhaftig sein wollte, nicht umhin konnte, den gesellschaftlichen Zustand des Männerstaates widerzuspiegeln.« (Wangenheim 1946: 11) Ergo: Gleiche Gage (noch) nicht gerecht und außerdem (noch) nicht bezahlbar.

Inge von Wangenheims damalige Forderungen waren durchaus feministisch in einem pragmatischen, der politischen Situation angemessenen Sinn. Sie forderte ein Tarifrecht, das die Kolleginnen als Mutter achtet: Einerseits forderte sie einen

4 Beispielsweise in dem weitestgehend mit deutschen Exilant/innen besetzten Film »Kämpfer« (Regie: Gustav von Wangenheim, 1936, Moskau), der den Reichstagsbrandprozess gegen Georgi Dimitroff und u. a. den Widerstandskampf von proletarischen Frauen zum Thema hatte.

ausreichend bemessenen, bezahlten Schwangerschaftsurlaub und die Verpflichtung der Theaterleitungen, Schauspielerinnen in einem anderen künstlerischen Aufgabenbereich zu beschäftigen, wenn sie wegen ihrer Mutterschaft nicht auftreten können. Andererseits rief sie ihre Kolleginnen auf, endlich »geistige Enge, kunsttheoretische Desinteressiertheit und Aberglauben abzulegen« (Wangenheim 1946: 12). Sie wandte sich damit ausdrücklich an die Frauen. Ihre Forderungen lassen Rückschlüsse auf die damaligen juristischen und sozialen Gegebenheiten und auf massenhaft verbreitete geistige Befindlichkeiten zu.

»Was wir aber sofort tun können und müssen, das ist, die tiefe Unbefriedigtheit der fähigen, schöpferisch begabten Frauen am Theater zu löschen, und zwar mittels ihrer vorurteilslosen Einführung in jene künstlerischen Berufe, die bisher so gut wie ausschließlich männlichen Kollegen vorbehalten waren. Es muss zu einer Selbstverständlichkeit werden, dass Frauen auch Regie führen können, ohne dass sie sich erst in der Öffentlichkeit einen Starnamen als Schauspielerin zu schaffen haben. Es muss zur Selbstverständlichkeit werden, dass wir auf dem Programmzettel eine Frau für das Bühnenbild zeichnen sehen – oder für die Beleuchtung – oder für die Kostüme – oder für die Maske. Und es muss zu einer Selbstverständlichkeit werden, dass man Frauen auch als mit der Funktion eines Spielleiters oder gar – ich schrecke vor nichts zurück! – mit der Funktion eines Intendanten betrauen kann, ohne dass deswegen unser Theatergefüge, geschweige denn die Welt zusammenbricht! Was wir in dieser Hinsicht brauchen, ist Kühnheit, Kühnheit und noch einmal Kühnheit!« (Wangenheim 1946: 11)

Damit waren die wesentlichen sozialen und politischen Probleme genannt, die damals nicht nur in der Sowjetisch Besetzten Zone (SBZ), sondern in allen vier Besatzungszonen hätten gelöst werden müssen, um ein Mindestmaß an Gleichberechtigung von Frauen im Theater und im Film herzustellen.

Aber wie im Theater, so war und blieb es zunächst auch bei der DEFA um Frauen in verantwortlichen Positionen schlecht bestellt. Wenn von den Anfängen des Dokumentarfilms die Rede ist, wird stets nur eine Frau genannt, die Physikerin Dr. Marion Keller. Sie wurde Pressesprecherin bei der DEFA und Redakteurin bei der Wochenschau »Der Augenzeuge«. Und bezeichnenderweise wird etwas nie vergessen zu erwähnen, dass Marion Keller die Ehefrau von Kurt Maetzig⁵ war, dem damals verantwortlichen Leiter des »Augenzeugen«.

An »Kühnheit, Kühnheit, Kühnheit« mangelte es offenbar auch hier.

Bei dem nun folgenden Überblick über DEFA-Dokumentarfilme von, mit und über Frauen stütze ich mich auf den Sammelband »Schwarzweiß und Farbe. DEFA-Dokumentarfilme 1946-92« (Jordan 1996), der auch Auskünfte gibt zu »Der Augenzeuge« (Wochenschau); zu Dokumentarfilmen der Hochschule für Film und Fernseh-

5 Kurt Maetzig, *1911, erlernter Beruf Photochemiker, Studium der Soziologie, Psychologie, Jura; 1945 Eintritt in die illegale KPD. Später Spielfilmregisseur bei der DEFA. u. a. wichtige Filme über Frauen: Ehe im Schatten (1947); Die Buntkarierten (1950); Das Kaninchen bin ich (1965, auf dem 11. Plenum des ZK der SED verboten, erst 1990 öffentlich aufgeführt).

hen Konrad Wolf (HFF) in Potsdam Babelsberg; zur Staatlichen Filmdokumentation; zu der seit 1955 existierenden Nationalen (DDR und BRD), seit 1957 Internationalen Leipziger Dokumentar- und Kurzfilmwoche und zu Populärwissenschaftlichen Filmen der DEFA. In der Summe ist das eine kaum zu übersehende Menge an dokumentarischem Material, so dass auch die Herausgeber von »Schwarzweiß und Farbe« einräumten, auf den immerhin 463 Seiten »nur Schneisen in dieses Œuvre schlagen zu können«. (Schenk 1996, Waschzettel) In diesem Fundus findet sich zweifellos auch viel Filmmaterial von und über Frauen, von dem das meiste erst noch wiederentdeckt werden muss. Dieser Sammelband ist um so wertvoller, als, von Ausnahmen abgesehen, Dokumentarfilme der DEFA schon in der DDR von den Fachwissenschaften und der Öffentlichkeit vergleichsweise selten rezensiert und analysiert wurden.

Ich folge in etwa der Periodisierung, die die ausgewiesenen Kenner/innen der Materie in »Schwarzweiß und Farbe« vorgenommen haben: 1946-52: Die frühen Jahre (Günter Jordan); 1953-60: Von Stahl und Menschen (Thomas Hoffmann); 1960-70: Auftrag Propaganda (Hans-Jörg Rother); 1970-80: Zeit der verpassten Möglichkeiten (Eduard Schreiber); 1980-89: Im Dämmerlicht der Perestroika (Elke Schieber); 1989-92: Der letzte Akt (Heidmarie Hecht). (Jordan 1996: 5)

Überblick

1946–1952

Noch bevor die DEFA (Deutsche Film-AG) am 17. Mai 1946 gegründet wurde, hatten – trotz miserabler Produktionsbedingungen – der erste Dokumentarfilm und die erste neue Wochenschau (bis Anfang August als Monatschau) ihre Premieren in den Kinos Berlins und der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) schon erlebt: »Der Augenzeuge« am 18. Februar 1946 – mit einem von der SMAD (Sowjetische Militär Administration) in Auftrag gegebenen Vorspann: *Und alles wird wieder gut*, einem Kindersuchdienst, vor allem für Kleinst- und Kleinkinder, von denen viele nicht einmal ihren eigenen Namen wussten. Der Dokumentarfilm *Einheit SPD-KPD* hatte seine Premiere am 1. Mai 1946, der zum ersten Mal nach 13 Jahren wieder gefeiert wurde (Schenk 1994: 9 ff.). Bei diesem Bericht über den Vereinigungsparteitag der SED (21./22. April 1946) hatte Kurt Maetzig Regie geführt, Mitglied der Vorbereitungsgruppe der DEFA, dann ein Lizenzträger der DEFA und erster Leiter des »Augenzeugen«.

Die DEFA verfügte von 1946 bis 1992 über ein eigenes Dokumentarfilmstudio und einen entsprechend großen Fundus an Dokumentarfilmen. Das Studio wurde von Richard Brandt⁶ aufgebaut.

6 Richard Brandt, *1897. Sterbedatum unbekannt. Mitarbeiter bei Erwin Piscator; von 1930 bis 1945 Tonassistent, Aufnahmeleiter der, Außenstellenleiter der Deutschen Wochenschau in Agram/Türkei; ab 1945 Filmreferent im Amt für Volksbildung Berlin-Spandau; 1946-50 Produktionsleiter des DEFA-Augenzeugen, von 1951-56 bei DEFA-Spielfilm.

Schriftliche Beschlüsse über die Aufgaben des DEFA-Dokumentar-Films oder gar Verpflichtungen auf sowjetische Traditionen liegen nicht vor. Der Beginn war in jeder Beziehung – organisatorisch und künstlerisch – pragmatisch. Mit einer Ausnahme: Wer mitarbeiten wollte, musste nicht unbedingt eine antifaschistische, aber auf jeden Fall nicht-faschistische Biografie vorweisen können.

Obwohl weniger Frauen als Männer Karriere in faschistischen Organisationen oder Institutionen gemacht hatten, bildeten Frauen bei den Mitarbeitern der DEFA anfangs die Ausnahme, zumal auf der Leitungsebene. Das änderte sich langsam. Aber hinsichtlich der Dokumentar-Film-Regisseure weniger signifikant, als man angesichts der 1949 verfassungsmäßig festgeschriebenen Geschlechtergleichberechtigung vermuten würde. In den 46 Jahren waren etwa 160 Regisseure und 25 Regisseurinnen tätig, wobei die Frauen im Durchschnitt weniger Filme drehten (drehen durften?) als ihre männlichen Kollegen. (Biehl in: Jordan 1996: 384 ff.)

Frauen und Mädchen, Mütter und Witwen wurden zunächst kaum dokumentiert, obwohl sie als »Trümmerfrauen« schwerste Arbeit leisteten, Überlebensarbeit, nicht nur beim Steineklopfen, sondern in allen Bereichen (siehe dazu: Schröter, S. 13). In Dokumentarfilmen wurden die Geschlechterverhältnisse nicht dargestellt, obwohl sich durch den Krieg und die Kriegsfolgen gerade da Veränderungen vollzogen hatten, vollzogen und außerdem dringend notwendig waren.

Die ersten Dokumentarfilme befassten sich mit den Themen:

- Aufbau. Die Regisseure Kurt Maetzig von *Berlin im Aufbau* und Joop Huisken von *Potsdam baut auf* gingen, wie es heißt, realitätsnah, aber behutsam zu Werke. Sie wollten, ohne die Erfolge zu übertreiben, Mut machen.

- SED-Wahlpropaganda für die Gemeinde- und Landtagswahlen in Sachsen, Filme, die bei den Zuschauer/innen Missfallen erregten. Hermann Matern, damals Vorsitzender des Landesverbandes Groß-Berlin der SED, erklärte das so: ».. wir sagten, die SED, also unsere Partei, hat das alles geschafft, während doch die Massen den Aufbau vollbracht haben und die Partei nur der Motor dazu gewesen ist« (Jordan 1996: 21). So übte er schon am Anfang der DEFA-Dokfilm-Arbeit Kritik an politischen Haltungen, die bis zum Ende der DDR (und damit des Studios) nicht ausgemerzt werden konnten. – Aber es gab auch, adressiert besonders an Frauen, den Film *Wohin, Johanna* (Buch und Regie: Peter Pewas). Eine junge Mutter liest am Bett ihres Kindes den letzten Brief ihres gefallenen Mannes: »Jetzt sind die Schuhchen noch klein, aber eines Tages – welchen Weg werden sie gehen, Johanna?« Der Regisseur wollte – über die aktuelle Wahl-Propaganda hinaus – zum Nachdenken über die Gestaltung der Zukunft anregen. (Jordan 1996: 21)

- Aufklärung über die faschistische Vergangenheit. In *Todeslager Sachsenhausen* zeigte der Regisseur Richard Brandt die Vorgeschichte und politischen Umstände der Konzentrationslager, führte einen SS-Wachmann vor, der über die alltäglichen Praktiken berichtete, nannte Zahlen von Häftlingen, Zwangsarbeitern, Ermordeten. Dieser Film wurde ähnlich wie der amerikanische Dokumentarfilm *Die Todesmühlen* (Regie: Hanus Burger, 1945) von der Mehrzahl der erwachsenen Deut-

schen nicht angenommen. So harte Bilder über ihre jüngste Vergangenheit und ihre Mitschuld wollten sie nicht sehen.⁷ Der erste Dokumentarfilm zu Frauen-Konzentrationslagern kam erst mehr als zwanzig Jahre später heraus: *Frauen in Ravensbrück* (Regie: Joop Huiskens, 1968).

1948 wurde der erste Zweijahrplan für die SBZ beschlossen und im Zusammenhang damit wurde nachdrücklich auf die Durchsetzung der Wirtschaftspolitik orientiert, deren Bestandteil die Einbeziehung der Frauen in die Berufsarbeit war. Im gleichen Jahr kamen zwei Dok-Filme heraus, die speziell an Frauen gerichtet waren: der Berufswerbefilm *Das Mädchen mit dem Schraubenzieher* (R.: Richard Groschopp) und der Film über die Rechte von Frauen *Es liegt in Eurer Hand* (R.: Erwin Kreker).

Im Mai 1949 wurde die BRD, im Oktober 1949 wurde die DDR gegründet. In der Verfassung der DDR hieß es:

»- Artikel 7 (1) Mann und Frau sind gleichberechtigt. (2) Alle Gesetze und Bestimmungen, die der Gleichberechtigung der Frau entgegenstehen, sind aufgehoben.

- Artikel 30 (2) Gesetze und Bestimmungen, die die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Familie beeinträchtigen, sind aufgehoben.

- Artikel 33 (1) Außereheliche Geburt darf weder dem Kinde noch seinen Eltern zum Nachteil gereichen. (2) Entgegenstehende Gesetze und Bestimmungen sind aufgehoben.

- Artikel 32 (1) Die Frau hat während der Mutterschaft Anspruch auf besonderen Schutz und Fürsorge des Staates. (2) Die Republik erlässt ein Mutterschutzgesetz. Einrichtungen zum Schutz von Mutter und Kind sind zu schaffen.« (Akademie der Wissenschaften 1989)

Im Vergleich zum beinahe zeitgleich verfassten Grundgesetz der BRD fällt auf, dass Mann und Frau nicht nur allgemein, sondern ausdrücklich auch in der Familie gleichberechtigt sind, dass außereheliche Geburt nicht zum Nachteil gereichen darf und dass alle entgegenstehenden Gesetze aufgehoben sind. Patriarchat – im Sinne von festgeschriebenem Vaterrecht – gab es demnach in der DDR nie.

Im April 1950 erschien die Entschließung des Politbüros des ZK der SED »Eine fortschrittliche Entwicklung der Gesellschaft setzt die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau voraus«. Im September 1950 verabschiedete die Provisorische Volkskammer der DDR das in der Verfassung angekündigte »Gesetz über den Mutter- und Kinderschutz und die Rechte der Frau«. Im Dezember 1951 folgte die »Verfügung über die Führung der Bezeichnung »Frau« durch unverheiratete Personen« u. a. m. (Scholz 1997).

7 Die etwa zur gleichen Zeit entstandenen Spielfilme »Die Mörder sind unter uns« (R.: Wolfgang Staudte) und »Ehe im Schatten« (R.: Kurt Maetzig) wurden dagegen durchaus angenommen. In ihnen wurden Schuld und Mitschuld deutscher Männer an Kriegsverbrechen und Judenverfolgung dargestellt, aber nicht dokumentarisch, sondern als künstlerisch gestaltete, fiktive Vorgänge, als individuelle Geschichten, als moralische Fragestellungen. Frauen wurden in diesen Spielfilmen nicht als Mit-Täterinnen, sondern als Ahnungslose, als Widerständlerinnen oder als Opfer des Faschismus und als – nach dem Krieg – Trösterinnen von moralisch belasteten Männern gezeigt.

In zeitlichem und inhaltlichem Zusammenhang mit diesen Gesetzen und Beschlüssen wurden in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre bei der DEFA mehrere Spielfilme zur Frauenthematik⁸ gedreht, aber merkwürdigerweise noch immer keine Dokumentarfilme. (Ob es dazu Beiträge im Augenzeugen und im populärwissenschaftlichen Film der DEFA⁹ gab, kann im Rahmen dieses Projekts nicht untersucht werden).

Im gleichen Jahr 1949 erschien unter dem Titel *Die Brücke von Caputh* der erste DEFA-Dokumentar-Film, den eine Frau verantwortete: Eva Fritzsche, Dramaturgin bei der DEFA seit 1947¹⁰. Eva Fritzsche hatte als Lehrling für Bühnenmalerei bei Erwin Piscator an der Berliner Volksbühne unter anderem auch Filmschnitt gelernt. In dem »Politischen Theater« (Piscator 1929), das Erwin Piscator zusammen mit Bert Brecht im Berlin der Weimarer Republik entwickelt hatte, spielte die damals noch neue Montage von Filmdokumenten eine herausragende Rolle – als künstlerisches Instrument zum Durchschaubarmachen komplizierter politischer und ökonomischer Zusammenhänge. Es ist also anzunehmen, dass sie dort nicht nur die Techniken des Filmschnitts gelernt, sondern sich auch mit konzeptionellen und dramaturgischen Problemen auseinandergesetzt hatte.

In keinem ihrer drei Dok-Filme¹¹ befasste sich Eva Fritzsche speziell mit Problemen von Frauen. Aber bemerkenswert ist, dass sie die Dokumentation über den Eisenbahnverkehr in der SBZ anders umsetzte als ihre Auftraggeber erwartet hatten. Sie dokumentierte durchaus den Wiederaufbau der zerstörten Eisenbahn-*Brücke bei Caputh*, aber ins Zentrum des Films stellte sie das Verhalten der jungen Arbeiter und Lehrlinge des Reichsbahnausbesserungswerkes (RAW), die »psychologischen und soziologischen Voraussetzungen« für die Meisterung der Schwierigkeiten mit Bürokratie, Arbeitskräfte- und Materialmangel. Das heißt: Es ging Eva Fritzsche weniger um den Zustand von Schienennetz, Bahnhöfen, technischen Geräten als vielmehr um die freiwillige Entfaltung von Produktivität der einfachen Leute, eine, wenn nicht die wichtigste Frage beim Aufbau einer sozialistischen, auf Volkseigentum gegründeten Gesellschaft.

Angesichts der Kompliziertheit dieses Themas besetzte Eva Fritzsche 1949 einige Rollen mit Berufsschauspielern und angesichts der damals noch schwierig zu handhabenden Aufnahme- und Beleuchtungstechnik ließ sie teilweise in nachge-

8 Beispielsweise »Der Biberpelz« und »Die Buntkarierten« über das mutige, lebenserhaltende und sehr wohl politische Verhalten von Arbeiterfrauen Ende des XIX. und in der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts und wie »Bürgermeister Anna« über Frauen in gesellschaftlichen Leitungsfunktionen und deren Probleme.

9 »Populärwissenschaftliche Filme wurden in allen Jahren des Bestehens der DEFA produziert. Ihre Zahl wurde niemals exakt erfasst. Je nach Weite oder Enge der Begriffsbestimmung kommt man auf eine Liste von Titeln, die um die magische Zahl 1 000 pendelt. Das sind aber nur die für das Kino produzierten Filme. Etwa weitere eintausend Titel wurden für das Fernsehen produziert, sehr zögerlich ab 1959 und in großer Zahl ab 1965.« (Gerhard Knopfe. In: Jordan 1996: 295).

10 Eva Fritzsche (1908–1986) wurde 1951/52 Leiterin der Synchronabteilung, ab 1953 Dramaturgin beim Spielfilm. Theaterintendantin am Theater Stralsund von 1958–60, am Ernst-Barlach-Theater Güstrow von 1960 bis zu dessen Schließung 1963.

11 *Die Brücke von Caputh* (1949); *MAS »Fritz Reuter«*; *Haus der Kinder* (beide 1950).

bauten Dekorationen spielen. Überhaupt muss bei der nachträglichen Betrachtung von Dokumentarfilmen ständig mitgedacht werden, dass der jeweilige Stand der Filmtechnik die Produktionsbedingungen determinierte. Gerade beim Dokumentarfilm ist die Handhabbarkeit der Aufnahmegräte (Gewicht, Beweglichkeit, Ton, Beleuchtung etc.) von entscheidender Bedeutung. Während beispielsweise Helke Misselwitz mit Handkameras alle gewünschten Orte und Personen vergleichsweise leicht erreichen und filmen konnte, waren die Bild-, die Ton- und Beleuchtungsapparaturen, sofern es in den ersten Nachkriegsjahren überhaupt welche gab, groß und schwer. Sie mussten mühsam transportiert, umständlich installiert und kompliziert bedient werden. Gerade an dem Ort zu sein, wo etwas Wichtiges würde geschehen können, und in dem Moment startklar zu sein, in dem es geschah, – beides war äußerst schwierig.

Für einen Dokumentarfilm war das Nachstellen von Ort, Personen und Vorgängen natürlich problematisch, aber, so Günter Jordan: »Eva Fritzsche bestand auf dem Recht des Zuschauers, eine Geschichte mit Widersprüchen zu sehen, in Entscheidungssituationen einbezogen zu sein und nicht mit Sprüchen abgefüttert zu werden. Nur daraus konnte Film ideologiebildende Kraft beziehen.« (Jordan 1996: 29)

An der Debatte von 1949 über Sinn und Zweck des Dok-Films, in der reine Dokumentation gefordert wurde, beteiligte sich Eva Fritzsche mit einem konzeptionellen Memorandum. Ihr ging es weniger darum, mittels laufender Bilder die Wirklichkeit naturgetreu abzubilden, als vielmehr darum, mittels der gezielten Herstellung und Montage von Bildern komplizierte Vorgänge und schwer erkennbare Zusammenhänge zu zeigen und durchschaubar zu machen. Dafür bedürfe es »bereits einer ... organisierten Vorbereitung. ... zumindest eines Konzepts und damit einer Absprache zwischen Filmgestalter und ›Darstellern‹. Zwar sind es die vorgefundenen Umstände, welche dem Filmgestalter das Gegenständliche seines Bildes liefern, aber um seinem gestellten Gesamtthema gerecht zu werden, muss von hier ab die Filmgestaltung auf die Darstellung des Vorgangs Einfluss nehmen. ... Sie wird – mit einem Wort – selbst aktiv in Erscheinung treten.« Wichtig sei lediglich, »dass der Zuschauer nicht beschwindelt wird, dass er vielmehr durch die Einsicht in die wirklichen Gegebenheiten erhält«. Dokumentarfilm habe nicht nur politisch-pädagogisch zu wirken, sondern – wie jedes Kunstwerk – der Unterhaltung zu dienen (Fritzsche 1949: Über den Dokumentarfilm und seine Gestaltung. In: Jordan 1996: 33 f.). Der Unterhaltung, füge ich hinzu, im Sinne Brechts: als Entdeckung der Veränderbarkeit der Realität und der Meisterungsmöglichkeit des menschlichen Schicksals. (Brecht 1993: 65 ff.) Mit diesen Forderungen zu Funktionen des Dokumentarfilms und zur individuellen Verantwortung der Filmemacher/innen gegenüber dem Stoff und gegenüber den Zuschauer/innen war Eva Fritzsche damals vielen ihrer Kollegen voraus.

Nach dem III. Parteitag der SED (Juli 1950), auf dem der Entwurf des ersten Fünfjahrplan vorgestellt worden war, lag der Schwerpunkt der Dok-Film-Produktion auf den Themen Arbeit, Produktion, Arbeiterklasse. Damit blieb – trotz aller

staatlichen Bemühungen um weibliche Arbeitskräfte, um die Werbung von Mädchen für Berufsausbildung, für die Arbeiter- und Bauernfakultäten (ABF), für Abitur und Studium – das Hauptinteresse der Dokumentarfilmer bei den Männern. Sie leisteten die qualifizierten Arbeiten, die Frauen eher die unqualifizierten. Männer blieben die Dok-Film-Helden. Und sie redeten über Arbeit, nicht über ihre privaten Angelegenheiten und schon gar nicht über Geschlechterverhältnisse und Gleichberechtigung.

1953–1960

1950 wurde der Volkseigene Betrieb VEB PROGRESS Filmvertrieb gegründet, 1953 wurde die DEFA-Aktiengesellschaft (AG) volkseigen (VEB), damit waren Planung, Produktion und Vertrieb von Filmen in die Fünfjahresplanung der DDR eingebunden.

1954 wurde die Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) in Potsdam-Babelsberg gegründet. Praktische Übungen zum Dokumentarischen waren von Anfang an Teil des grundlegenden Ausbildungsprogramms für alle, die Regie, Dramaturgie, Kamera studierten. Das ist in unserem Kontext insofern wichtig, als die Studierenden gehalten waren, die sozialen Lagen und das Verhalten von arbeitenden Menschen – das waren zunehmend auch Frauen¹² – genau zu beobachten. Während der Ausbildung arbeiteten die Studierenden der verschiedenen Fachrichtungen (Regie, Kamera, Szenaristik etc.) in Arbeitsgruppen an diesen Projekten. So entstanden schon bei den Studierenden das Interesse an und die Fähigkeit zu der sozialen Genauigkeit, die im Laufe der Zeit zu einem Markenzeichen der DEFA wurde – nicht nur im Dokumentarfilm, sondern auch im Spielfilm, unübersehbar auch im Kriminalfilm. Dieses Interesse wirkt bei den damaligen Hochschulabsolvent/innen bis in die Gegenwart nach.¹³ Eine Spezialklasse für Dokumentarfilm wurde erst 1965 eingerichtet.

1955 fand das erste »Gesamtdeutsche Dokumentarfilmfestival« in Leipzig statt, das dort seit 1957 als »Internationales Dokumentar- und Kurzfilmfestival« in jedem Herbst begangen wird.

Bereits 1954 hatte der berühmte niederländische Dok-Film-Regisseur Joris Yvens zwei Filme für die »Internationale Demokratische Frauen Föderation« (IDFF) vereinbart. Damit fand Frauen-Emanzipation als eine weltweite politische Problematik – zwei Jahrzehnte vor dem von der UNO beschlossenen »Jahr der Frau« 1975 – Eingang in die DEFA-Dok-Film-Produktion. Das Ergebnis dieser Vereinbarung *Die Windrose* kam 1957 heraus. Vier Regisseure(!) aus der UdSSR, Brasilien, Italien und Frankreich sowie eine Regisseurin(!) aus der VR China erzählten über den Kampf von Frauen um bessere Lebensverhältnisse. Auch hier waren die

12 Beschäftigungsgrad von Frauen im arbeitsfähigen Alter: 1950: 49,2 Prozent; 1960: 69,8 Prozent.

13 Beispielsweise bei Andreas Dresen (*1963), der Filme wie »Halbe Treppe« und »Wolke 9« drehte.

Hauptrollen mit Schauspielerinnen besetzt. Den Prolog des Films sprach die Schauspielerin und Intendantin des Berliner Ensembles Helene Weigel.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre erschienen mehrere Filme zur Kindererziehung (Krippe, Kindergarten) und zur Halbstarkenproblematik (Jugendwerkhof), Sujets, die darauf schließen lassen, dass die Themen Frauen-Emanzipation und Veränderung der Geschlechterverhältnisse zumindest via Kindererziehung interessant zu werden begannen.

1960–1970

Die Schließung der DDR durch den Bau der Mauer im August 1961, einem kritischen Moment im Kalten Krieg, brachte für viele Künstler/innen die Hoffnung, von nun an weitgehend ungehindert durch politische Einflüsse von außen und vergleichsweise frei künstlerisch arbeiten und so an der Gestaltung einer neuen, sozialistischen Gesellschaft mitwirken zu können. Dass sie das glaubten, wissen wir aus vielen Selbstaussagen, und auch, dass sich dieser Glaube bald als Illusion erwies.

Im gleichen Jahr wurden als Reaktion auf reale Entwicklungen, auf alte und neu entstandene Defizite wichtige frauenpolitische Maßnahmen beschlossen.

Im April trat das »*Gesetzbuch der Arbeit*« in Kraft, in dem das gesamte 11. Kapitel der »Förderung der werktätigen Frau« gewidmet war. Darin ging es um: – das Recht auf Arbeit und die Mitwirkung an der Leitung von Staat und Wirtschaft (!),

– die Pflicht der Betriebsleiter, die Voraussetzungen dafür zu schaffen sowie die Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Kindererziehung zu verbessern,

für vollbeschäftigte Frauen einen Hausarbeitstag zu ermöglichen,

Qualifizierungsmöglichkeiten für sie zu schaffen und zu sichern,

die notwendige Hilfe bei Erkrankung von Kindern zu gewähren sowie

Frauen, besonders schwangeren und stillenden Frauen, einen besonderen Arbeitsschutz zu gewähren. (Scholz 1997, 131 ff.) Das brachte Erleichterungen vor allem für junge Mütter, band aber – trotz aller verfassungsmäßigen Gleichberechtigung in der Familie – die Verantwortung für die Kinderbetreuung weiterhin an die Frauen.

Dem Arbeitsgesetzbuch folgte im Dezember 1961 das Kommuniqué des Politbüros der SED »Die Frau, der Frieden und der Sozialismus«, das – vom Parteijargon und der Aufzählung der Verdienste der Partei abgesehen – den damals aktuellen Stand sowie die Hindernisse bei der Emanzipation analysierte und nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer aufrief, an der Emanzipation der Frauen zielstrebig weiterzuarbeiten. Dem wiederum folgte eine Woche später ein »Beschluss über die Aufgaben der Staatsorgane bei der Durchführung des Kommuniqués«, der im April 1962 in Kraft trat. (Scholz 1997: 139) Aufschlussreich ist, dass, wie Lotte Ulbricht 1964 auf einer Frauenkonferenz des Stahl- und Walzwerkes Hennigsdorf sagte, dieses Kommuniqué vor allem »zur Erziehung und

Umerziehung der Männer« gemacht wurde. »Denn wir hatten in gründlichen Untersuchungen 1961 feststellen müssen, dass sich zwar bei den Frauen ein großer Wandel vollzogen hat, dass sie auf allen Konferenzen, Beratungen etc. mit vielen vernünftigen, sachlichen ... Vorschlägen auftreten, dass sie aber nicht genügend gefördert werden. Gleichzeitig mussten wir feststellen, dass der Hauptgrund dafür nicht so sehr die Hemmungen oder das Minderwertigkeitsgefühl bei den Frauen war, sondern die Tatsache, dass Wirtschafts-, Gewerkschafts- und Parteifunktionäre zum Teil die Rolle der Frau unterschätzen. An den Protokollen der Abteilungen sieht man, dass hier im Betrieb bei manchen Männern noch nicht ganz durchgedrungen ist, dass auch sie sich ändern müssen.« (Ulbricht 1968, 311).

1964 fand der erste Frauenkongress der DDR unter dem Motto »Unsere Republik braucht alle Frauen – alle Frauen brauchen unsere Republik« statt. (Siehe dazu Schröter, S. 41 ff.). Ebenfalls 1964 wurde auf Vorschlag der Frauenkommission beim ZK der SED und auf Beschluss des Ministerrates der DDR der Wissenschaftliche Beirat »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft« gegründet und beim Präsidenten der Akademie der Wissenschaften angesiedelt. Auch wenn die Arbeit dieses Wissenschaftlichen Beirats ausdrücklich nicht »Frauenforschung« genannt wurde und auch wenn sie bis zum Ende der DDR nicht als Studienfach installiert wurde, so war sie de facto doch die erste Frauenforschung in Europa (parallel zu den nordischen Ländern). Dieser Beirat beschäftigte sich bis zum Ende der DDR mit interdisziplinärer Forschung zur Situation von Frauen und Mädchen in der DDR und veröffentlichte einen Teil der Ergebnisse in den genannten »grünen Heften«. (Ulrich in: Schröter 2004: 9 ff.)

In diesen Jahren traten auch die ersten in der DDR ausgebildeten Dokumentarfilmregisseur/innen auf den Plan. Und es gab eine deutliche Zunahme von DEFA-Spiel- und DEFA-Dokumentar-Filmen zur Frauen- und Geschlechterproblematik.

1961/62 drehte Winfried Junge (*1935) die Einschulung der *Kinder von Golzow*, einem Dorf in der Uckermark. Dieses Projekt wurde als eines von wenigen nach der Wende fortgesetzt. Bis 2008 folgten immer wieder neue Folgen, 47 Lebensjahre dieser Golzower Mädchen und Jungen – Jugendlichen – Frauen und Männer wurden gefilmt. Die Golzow-Filme gelten als die bisher weltweit umfangreichste filmische Langzeitdokumentation.

1963 drehte Jürgen Böttcher (*1931) den Film *Stars* über Frauen im Berliner Glühlampenwerk NARVA. 1965 drehten Winfried Junge an der technischen Hochschule Ilmenau *Studentinnen* zu dem gegenwärtig wieder brisanten Thema Frauen und technische Berufe und Gitta Nickel (*1936) den Debütfilm *Wir verstehen uns* über einen deutsch-russischen Kindergarten. Ebenfalls 1965 eröffnete Karl Gass¹⁴ die bereits erwähnte Klasse für Dokumentarfilmregisseure.

14 Karl Gass (1917-2009) übersiedelte 1948 aus der Britisch Besetzten in die Sowjetisch Besetzte Zone, war ab 1954 künstlerischer Leiter des DEFA-Studios für populärwissenschaftliche Filme, ab 1960 Regisseur im DEFA-Studio für Wochenschau und Dokumentarfilm, von 1960-70 Gastdozent und Leiter der Regieklasse für Dokumentarfilm an der HS für Filmkunst in Potsdam-Babelsberg.

Aber 1965 – im Dezember – fand aber auch die berühmt-berüchtigte 11. Plenartagung des ZK der SED statt, auf der 12 DEFA-Spielfilme verboten wurden, darunter vor allem solche, in denen junge, in der DDR sozialisierte Menschen, auch junge Frauen, eigene Ansprüche auf Mitgestaltung der Gesellschaft anmeldeten.¹⁵ Dieses sogenannte Kahlschlag-Plenum hatte in allen kunstproduzierenden Bereichen Repressalien zur Folge. Welche Konsequenzen es speziell für das Dok-Filmstudio hatte, wird in dem Band »Schwarzweiß und Farbe« nicht dargestellt.

Wiederum nur wenige Tage nach dem Kahlschlag-Plenum verabschiedete die Volkskammer der DDR das »Familiengesetzbuch der DDR«. Es trat am 1. April 1966 in Kraft (Scholz 1997, 157 ff.), galt damals weltweit als eines der besten, wenn nicht als das beste Familiengesetz. Trotz der Institutionalisierung der Frauenforschung, des Inkrafttretens des Familiengesetzbuches und der ersten Studienabschlüsse von Filmregisseurinnen wurden in der zweiten Hälfte der 60er Jahre auffällig wenig Filme zur Frauenthematik gedreht. 1968 kam der bereits erwähnte erste Rückblick auf das Konzentrationslager *Frauen in Ravensbrück* heraus. (1968. R.: Joop Huisken)

1970–1980

In »Schwarzweiß und Farbe« gibt Eduard Schreiber dem Kapitel über das Jahrzehnt von 1970 bis 1980 den Titel »Zeit der verpassten Möglichkeiten«. Das begründet er folgendermaßen:

Erstens: International gab es in diesem Jahrzehnt erhebliche Neuerungen im Dok-Film – sowohl durch einen Generationswechsel und als auch durch den technischen Fortschritt. Durch die Verbesserung der Aufnahmetechnik konnte das Prinzip der Inszenierung aufgegeben werden. Wichtig wurde die Authentizität der dokumentierten Vorgänge und Personen, erzählt wurden individuelle Schicksale.

Zweitens: In der DDR aber gab es von nun an keine grundlegenden Debatten über die Funktion des Dokumentarfilms mehr. In stillschweigender Übereinkunft wurde er von der Öffentlichkeit, den Politikern und auch von den Dok-Filmern selbst weiterhin als »ein Propagandamittel, ein Instrument im Dienst der Partei« aufgefasst. (Jordan 1996: 130).

Drittens: Auch wenn es nach der Ablösung Walter Ulbrichts durch Erich Honecker im Mai 1971 Lockerungen für die Künste gab – es könne »auf dem Gebiet der Kunst und Literatur keine Tabus mehr geben« (Honecker 1971) –, der Dokumentarfilm schwankte auch in diesem Jahrzehnt zwischen Propaganda und genauer Beobachtung der DDR-Realität.

Viertens: In diesem Spannungsfeld bewegte sich der Dokumentarfilm bis zum Ende der DDR. Eine Ursache dafür war, dass mittlerweile das Fernsehen der DDR zum größten Auftraggeber geworden war. Damit hatten sich die Unterstel-

15 »Das Kaninchen bin ich«, R.: Kurt Maetzig; »Karla«, R.: Hermann Zschoche. Bu: Ulrich Plenzdorf, Hermann Zschoche. – »Spur der Steine«, R.: Frank Beyer nach dem gleichnamigen Roman von Erik Neutsch.

lungsverhältnisse verändert, wenn auch nicht de jure, so doch de facto. Der Dok-Film unterstand dem Ministerium für Kultur, das Fernsehen der Abteilung Agitation und Propaganda beim Zentralkomitee der SED und damit einer erheblich schärferen ideologischen Kontrolle.

Fünftens: 1975 wurde innerhalb des Berliner Dok-Film-Studios eine Produktionsgruppe für Kinder- und Jugendliche gegründet. Diese Neugründung betrifft das Thema Frauen im Dokumentarfilm insofern, als eine große Zahl der 150 Dokumentarfilme und –serien, die diese Gruppe in den folgenden 15 Jahren produzierte, sich mit den Geschlechterrollen und -beziehungen befasste. (Sie können im Rahmen dieser Studie nicht untersucht werden.)

In allen Kunstgattungen gab es, was die Frauen- und Geschlechterproblematik betrifft – ab Beginn der 70er Jahre einen beachtlichen Quantitäts- und Qualitätssprung.

Es erschienen plötzlich überraschend viele Kunstwerke (Bücher, Bildende Kunst, Filme) von und über Frauen. Die in der DDR sozialisierte und ausgebildete Generation trat auf den Plan. Im Dokfilm-Studio gab es noch immer erst eine Regisseurin, die kontinuierlich Filme drehte: Gitta Nickel¹⁶. Aber das Studio brachte erstaunlich viele Filme mit und über Frauen heraus. Frauen, so Eduard Schreiber, waren auskunftsfähiger und auskunftsfreudiger. Männer gaben sich vor der Kamera eher statisch, entsprachen mehr den offiziellen Erwartungshaltungen, heroisierten das Kollektiv. Sie problematisierten das Männerbild kaum. (Schreiber in Jordan 1996: 168) Frauen sprachen über ihren Alltag, ihre Lebensbedingungen, ihre Wünsche, Sehnsüchte, über ihre Beziehungen zum anderen Geschlecht – und damit direkt oder indirekt auch über solche gesellschaftlichen Probleme, deren Lösung anstand. Und das meistens mit dem »Blick von unten«. Genau deshalb arbeiteten die Dok-Filmer/innen gern mit Frauen. Frauen sprachen aus, was viele Menschen dachten.

In den meisten Filmen dieses Jahrzehnts steht die Berufstätigkeit von Frauen im Zentrum des Interesses. Hier ein Überblick:

- 1970: *Sie* – Frauen in einem Berliner Konfektionsbetrieb (Gitta Nickel). *Der Sekretär*. Ursprünglicher Titel *Grimmes Frauen* – Frauen, die sich nicht qualifizieren wollen (Jürgen Böttcher).

- 1972: *Martha Lehmann*. Erinnerungen an den schweren Anfang (H & S = Heynowski/Scheumann). – *Heuwetter*. Erinnerungen der Kälberzüchterin Frieda Franz (Nickel). – *Die Mit-Arbeiterin*. Portrait Elisabeth Hauptmann (Karl-Heinz Mund). – *Wäscherinnen*. Junge Frauen in einer Wäscherei (Böttcher. Siehe S. 99). – *In Sachen H. und acht anderer*. Gerichtsbericht über neun Jugendliche. Zerstörte Familienverhältnisse (Cohn-Vossen).

- 1974: *Liebe Liesbeth*. Eine 60jährige Arbeiterin in einem Dresdener Großbetrieb (Harry Hornig). – ... und morgen kommen die Polinnen. Frauen im KIM (Eier- und Broilerproduktion) in Storkow (Nickel).

16 Nach einem Pädagogik- und Germanistik-Studium arbeitete Gitta Nickel als Regieassistentin im Studio für populärwissenschaftliche Filme, dann für Spiel-, dann für Dokumentarfilme. Ab 1965 als Dokumentarfilmregisseurin. Nach 1991 freischaffend.

- 1975: *Mädchen in Wittstock*. Frauen und junge Mädchen in einem »auf der grünen Wiese« errichteten Textilbetrieb in Wittstock (Volker Koepp. Siehe S. 101 ff.).

- 1976: *Abgeordnete in Rostock* (Cohn-Vossen). – *Wir von ESDA ... und das Weib sei nicht mehr Untertan*. Frauen in der Strumpfproduktion (Nickel). – *Wieder in Wittstock* (Koepp).

- 1977: *Wittstock III* (Koepp). – *Hütes*. Frauen in einer Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) im Thüringer Wald (Koepp). – *Jung sein und was noch?* Lebensentwürfe junger Menschen (Nickel).

- 1978: *Martha*. Eine der letzten Trümmerfrauen (Böttcher. Siehe S. 100). – *Wolters Trude*. Eine 72jährige erzählt über Leben, Glück, Alter, Einsamkeit (Gabriele Denecke). – *Jugend-Zeit*. Drei Mädchen in Ausbildung (Roland Steiner).

- 1979: *Jugend-Zeit in der Stadt*. (Steiner). – *Melanie*. Ein Mädchen muss allein zurechtkommen, weil die Eltern berufstätig sind (Steiner) – *Die Fähigkeit zur Liebe oder Probleme der Anpassung*. Eine 11. Klasse im Prenzlauer Berg (Rainer Ackermann).

- 1980: *Jugend-Zeit zu zweit* (Steiner).

Dieser Überblick macht mehrere Trends deutlich:

Erstens: Das Thema Geschlechterbeziehungen wurde vor allem in Filmen über und für Jugendliche besprochen, also mit der und für die Generation, die in den sich rapide verändernden Geschlechterverhältnissen auf der Suche nach eigenen Lebensentwürfen und Verhaltensmustern war.

Zweitens: Es wurde kaum über die 1972 legalisierten Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs, bzw. die kostenlos erhältliche Verhütungspille gesprochen. Das Problem blieb trotz der hochmodernen Gesetzgebung so heikel (oder so normal?), dass es nicht zum Thema gemacht wurde.

Drittens: Nun standen Frauen aller Generationen im Zentrum des Interesses, aber bemerkenswert wenig Frauen mit Fach- oder Hochschulabschluss und/oder in Leitungsfunktionen, sondern vor allem Arbeiterinnen im Produktions-, im Dienstleistungsbereich und in der Landwirtschaft. Dieser Fokus blieb typisch für den DDR-Dokumentarfilm und war auch in *Winter adé* noch erkennbar (siehe S. 66 ff.). Das ist für einen Arbeiter- und Bauernstaat nicht überraschend, aber doch insofern erstaunlich, als die Politik gerade in diesen Jahren darauf orientierte, dass Frauen die gebotenen Bildungschancen nutzten (mit Erfolg!), und darauf, dass sie Leitungspositionen übernahmen (mit weniger Erfolg).

1980–1989

Auch Elke Schieber beginnt ihr Kapitel »Im Dämmerlicht der Perestroika« (Jordan 1996: 181 ff.) mit mehreren Bemerkungen, die das Bedingungsgefüge charakterisieren:

Erstens: Der Kurzfilm befand sich nunmehr international in einer Krise, unter anderem deshalb, weil viele Kinos auf die (unter anderem durch das Fernsehen)

veränderten Bedürfnisse der Zuschauer/innen reagierten und vor dem jeweiligen Hauptfilm keine Wochenschauen und keine Dokumentar- oder Kurzfilme mehr zeigten. Dokumentarfilmer/innen tendierten deshalb weltweit – auch in der DDR – zu Langfilmen, um über Subjektives hinaus Allgemeines zu sagen, um geschichtliche und sozialstrukturelle Vorgänge zu analysieren, um empirische Beobachtungen in die Verallgemeinerung zu treiben.

Zweitens: Auf dem von Karl Gass 1978 initiierten, jährlich stattfindenden »Nationalen Dokumentar- und Kurzfilmfestival der DDR« (Neubrandenburg) fordernten die Filmemacher, Wahrheit und Widersprüche zeigen zu wollen und zu dürfen. Das änderte allerdings wenig an den eingefahrenen, politisch motivierten Zensur-Modi. Bestimmte Themenbereiche wurden offenbar weiterhin von vornherein abgelehnt, einige abgedrehte Filme nicht »abgenommen«, sofern sie Tabus berührten und/oder Kritik übten.

Interessant ist, dass genau die Filme aus der ersten Hälfte der achtziger Jahre, die Elke Schieber als gelungen, wahr und wirklichkeitsgenau hervorhebt, sich mit Frauen und/oder Mädchen befassen.

Zunächst nennt sie aus dem Jahr 1979/80: *Tag für Tag*. Der Alltag einer 36jährigen Schweißerin und Lehrausbilderin (Koepp). – *Posten 9*. Neumann. *Schranken geschlossen*. Eine Streckenwärterin der Reichsbahn (Uwe Belz). – *Berlin Auguststraße*. Am Beispiel von zwei Schülerinnen wird gezeigt, welche sozialen Unterschiede es auch nach dreißig Jahren DDR noch gab (Günter Jordan, Künstlerische Arbeitsgruppe Dokumentarfilm für Kinder).

- 1981 *Liebe Kolleginnen ...* Frauen in der Schokoladenfabrik VEB Elbflorenz Dresden (Rainer Ackermann);

- 1983 *In der Strömung*. Porträt einer Fährfrau. (Karl Farber).

- 1984: *Sylvia*. Eine junge Arbeiterin, die den ganzen Tag angestrengt am Mikroskop arbeitet (Ernst Cantzler). – Erste Zusammenfassung der *Wittstock*-Filme (Volker Koepp).

- *Woran wir uns erinnern*. In diesem Interviewfilm mit Dreißigjährigen hatten, wie der Regisseur Roland Steiner sagte, »die Leute vor der Kamera über alles gesprochen ..., über ihre Sorgen, über die Mauer«. Er wurde so verstümmelt, dass Steiner nicht mehr weiter arbeiten wollte, weil er sich für die Verstümmelung mitverantwortlich fühlte (Jordan 1996: 190).

- 1986 *Gabi – Vermittlung Platz 12*. Eine junge Frau bei der Volksarmee (Walter Beck);

- 1987 *Die Küche*. Frauen in einer Rostocker Werftkantine (Böttcher. Siehe S. 99);

- 1989 *Aschermittwoch*. Eine Kassiererin in einer Kaufhalle (Lew Hohmann).

Roland Steiner begann 1986 noch einen weiteren Film: *Unsere Kinder*. Junge Neonazis, ihr Gerichtsprozess, ihre Beweggründe, ein Treffen mit Christa Wolf und ein Interview mit Stefan Heym.

Auch das wieder ein heikles Thema. Aber dieser Film annoncierte, dass es eine Lockerung gegenüber Problemen gab, die bis dahin tabu für die DDR-Öffentlich-

keit gewesen waren. In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts, unter dem Einfluss der in der Sowjetunion beginnenden Perestroika, entstanden nun – jeweils einzelne – Dokumentarfilme zu Themen wie körperliche und/oder geistige Behinderungen, Süchte (sowohl bei Männern wie bei Frauen), Beziehungsschwierigkeiten, Suizide, Homosexualität, Einsamkeit im Alter (auch in Feierabendheimen), Ausländer/innen in der DDR, Umweltzerstörung, individuelle Sichten auf historische Ereignisse, unter anderem auf die faschistische Massenvernichtung von Juden. Über die Themen Mauer und Ausreisewillige wurde noch immer nicht berichtet.

In diesem Jahrzehnt gab es auch zunehmend Filme *von Frauen über Frauen*:

- 1982 drehte Petra Tschörtner, noch als Studentin an der HFF, *Hinter den Fenstern*. Drei Paare und deren private Probleme. In ihren späteren Filmen, deren Heldinnen auch Frauen waren, stellte sie die Frauenproblematik weniger ins Zentrum.¹⁷

- 1986 drehte Róza Berger-Fiedler *Die Vorzeigefrau*. Die Philosophieprofessorin und Sprecherin der UNO-Frauen-Kommission Helga Hörz. Und 1989 den Dok-Film *Fabrikaktion* über die Ereignisse von 1943 in der Berliner Rosenstraße¹⁸ und *Herr Schmidt von der Gestapo* über Gestapo-Überlebende in der DDR.

- 1987/88 *Winter adé* von Helke Misselwitz (siehe S. 66).

1989–1992

Einige Filmemacher/innen versuchten, die Tradition der Dokumentierung von Werktätigen nach der Wende fortzusetzen, die meisten ohne Erfolg. Die Volkseigenen Betriebe wurden entweder geschlossen und die Werktätigen arbeitslos. Oder die Betriebe wurden privatisiert und den Filmemacher/innen, von seltenen Ausnahmen abgesehen, der Zugang verwehrt. Die Langzeitdokumentationen über die *Mädchen von Wittstock* und über die nun erwachsenen *Kinder von Golzow* wurden fortgesetzt.

Es gab eine Reihe von Filmen über die Begeisterung über den Fall der Berliner Mauer. Es gab Filme über Abschiede: Abschiede von der eigenen Biografie, vom eigenen Betrieb, von der DDR. Es gab erste Anläufe, die Geschichte der DDR als Diktaturgeschichte aufzuarbeiten.

1992 wurde mit der Privatisierung des DEFA-Studios für Dokumentarfilme begonnen, der Name DEFA ging verloren, die Gebäude Jägerstr. 27-32 wurden verkauft, die Filmemacher/innen »frei« gesetzt. Ob sie seither Filme machten und ob sie über die Veränderung der Geschlechterverhältnisse berichteten, bedarf weiterer Recherchen.

17 1986: »Meine Mutter ist Lehrerin«; 1989: »Schnelles Glück«; 1990: »Unsere alten Tage«.

18 2003 hat Margarete von Trotta über diese Ereignisse den Spielfilm »Rosenstraße« gedreht.

Deutlich wird aus diesem Überblick, dass in dem reichen Dokumentarfilm-Fundus noch sehr viel Material verborgen ist, das über den Alltag der DDR, die Wirkung des Patriarchats, die Bemühungen um seine Überwindung Auskunft geben kann.

3. Wäscherinnen, Köchinnen, Näherinnen, eine Blockwalzerin und eine Trümmerfrau

Wie gesagt: Ab Mitte der 60er/Anfang der 70er Jahre erschien plötzlich eine große Zahl von Kunstwerken von Frauen und über Frauen, die in der DDR sozialisiert und ausgebildet worden waren und ihre Konflikte nun selbst zur Sprache brachten.

Es erschienen Bücher von Schriftstellerinnen wie Helga Königsdorf, Irma Morgner, Brigitte Reimann, Helga Schütz, Eva Strittmatter, Gerti Tetzner, Christa Wolf; Dokumentarliteratur wie »Die Pantherfrau« von Sarah Kirsch und »Guten Morgen, du Schöne« von Maxie Wander; Werke bildender Kunst von Gudrun Brühne, Sabine Grzimek, Heidrun Hegewald, Margret Middell, Nuria Quevedo, Emerita Pansowowa; DEFA-Spielfilme wie »Zeit der Störche« (1971)¹⁹; »Der Mann, der nach der Oma kam«²⁰, »Der Dritte« (beide 1972), »Die Legende von Paul und Paula« (1973), wobei die letzteren zu Kultfilmen wurden.²¹ Noch führten meistens Männer die Regie. Aber die Zahl junger Schauspielerinnen, die damals debütierten und in das Theater, den Spielfilm und das Fernsehen ihre Erfahrungen einbrachten und ihre eigenen Positionen selbstbewusst behaupteten, ist bemerkenswert. Unter ihnen Anne-Katrin Bürger, Angelika Domröse, Jutta Hoffmann, Ursula Karuseit, Jutta Wachowiak, Ursula Werner u. a. (Siehe dazu: Ullrich in: Behrend 1997: 145 ff.; Ullrich, Wiegand in: Uecker 1998: 37 ff.) Und es erschienen zunehmend Dokumentarfilme über Frauen.

Stars (1963), Wäscherinnen (1972), Die Küche (1987), Martha (1978) von Jürgen Böttcher²²

Am 10. November 2008 wurden – aus Anlass des 19. Jahrestages der Maueröffnung – auf dem ZDF dokukanal mehrere Filme des Dokumentarfilmers und Malers Jürgen Böttcher, alias Strawalde, gezeigt. In dem anschließenden Gespräch fragte Christhard Läßle: »Ihre Protagonisten: Helden des Alltags?« »Natürlich!«

19 »Zeit der Störche« nach der gleichnamigen Erzählung von Herbert Otto. R.: Siegfried Kühn.

20 »Der Mann, der nach der Oma kam« nach der Erzählung »Graffunda räumt auf« von Renate Holland-Moritz. R.: Roland Oehme.

21 »Der Dritte« (1972) nach der Erzählung »Unter den Bäumen regnet es zweimal« von Eberhard Panitz. R.: Egon Günther. – »Die Legende von Paul und Paula« (1973). Bu.:Ulrich Plenzdorf. R.: Heiner Carow.

Böttcher zitierte aus Goethes Faust: »Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt, und wo ihr's packt, da ist's interessant. ... Ich habe ... Filme über arbeitende Frauen gemacht. Und was in der DDR etwas Anrührendes war – bei aller Scheiße –, dass die selbstverständlich Arbeit hatten und nicht nur den Männern ausgeliefert waren. Diese Frauenbrigaden – die waren irre. Die konnten ihre Kinder in den Kindergarten geben und waren froh, dass sie noch ein anderes Leben hatten und auch was mit-taten. Und diese ganzen Betriebe, die sind alle plattgemacht worden. Auf einmal sitzen die bei ihren Männern, die auch keine Arbeit haben und saufen vor Wut. Das ist natürlich ein schauriges Leben erst mal. Und trotzdem soll es die Demokratie sein, die freie Welt, und man soll sich bedanken. Das ist nicht so einfach. Denn es bricht ja nicht nur die Sache selbst zusammen, so dass man kein Geld hat, sondern die Selbstachtung schmilzt.«

Seinen ersten Film über eine Frauenbrigade *Stars* hatte Böttcher 1963 im Berliner Glühlampenwerk NARVA gedreht, das nahe der Warschauer Brücke hinter dem S-Bahnhof Warschauer Straße stand. Der Film beginnt damit, dass sich Frauen in weißen Kitteln aus großen Fabrikfenstern lehnen und dem Filmteam zuwinken. Es ist Arbeitspause. Die Frauen massieren einander die Schultern. Dann: Die Frauen bei der Arbeit. Sie kontrollieren winzige Wolframfädchen, 30 000 Stück pro Tag. Eine Arbeit, die Konzentration erfordert. Trotzdem: Zurufe, Lachen. Die Brigadierin bittet um Ruhe: Der Chef habe gesagt, sie sollten nicht laut, sondern innerlich lachen. Zwischenruf: »Das soll er mir mal vormachen.« Gelächter. – Später noch eine Ermahnung. Die Brigadierin sagt, sie habe sie bis Montag aufgehoben, um den Frauen nicht das Wochenende zu vermiesen. Der Chef habe gesagt, sie sollten die Fädchen korrekt zählen, damit nicht noch einmal jemand nacharbeiten müsse. Eine harte Kritik, aber freundlich vorgetragen. – Arbeitspause: Essen, lesen, schminken. Eine Kollegin mit Kinderwagen besucht ihre Brigade. Der neue Mensch wird willkommen geheißen. – Es entsteht eine Diskussion zum Thema Frauen und Berufsarbeit. Alle sind sich einig: Nur zu Hause würden sie es nicht mehr aushalten. Sie würden ihre Kinder in die Krippe geben. Warum auch nicht? Aber allein mit zwei Kindern? Nicht einfach! Vielleicht sollte man halbtags arbeiten können? – Dann: Einige Frauen besuchen eine Kollegin in einer Entbindungsklinik. Eine junge Krankenschwester präsentiert das Kind. Begrüßung und Bewunderung. Die junge Mutter solle bald wieder arbeiten kommen, alle freuten sich schon darauf. – Am Ende: Die Frauen in ihren weißen Kitteln winken dem Filmteam zum Abschied.

22 Jürgen Böttcher, *1931 in Sachsen. 1949-53 Studium an der Akademie für Bildende Künste Dresden. Freischaffender Maler (Pseudonym Strawalde) und Dozent. 1955-60 Studium an der Deutschen Hochschule für Filmkunst Potsdam-Babelsberg. Seit 1961 Regisseur im DEFA-Dokumentarfilmstudio. Zwei seiner Filme wurden verboten (1961 und 1965).

Der Film war nicht lang, nur etwa 20 Minuten. Dokumentarfilme wurden zu der Zeit noch im Kino zwischen Wochenschau und Hauptfilm gezeigt. Manche Szenen wirkten ein bisschen inszeniert. Die Botschaft war leicht zu verstehen: Berufsarbeit ist anstrengend, macht aber Spaß und unabhängig, Vereinbarkeit von Beruf und Kindererziehung ist zu schaffen. Der Film redete nicht von der Verantwortung der Väter, wandte sich aber früh gegen das tradierte Bild von der »Rabenmutter« und gegen das damit verbundene schlechte Gewissen von Frauen. Der Vorschlag, Teilzeitarbeit machen zu können – man begreift ihn heute als Kritik –, wurde Anfang der sechziger Jahre noch vorsichtig geäußert. Er fand in der Politik lange keinen Widerhall, aus Gründen, die einiges über das spezifische Patriarchat in der DDR aussagen. Teilzeitarbeit wurde abgelehnt, einerseits, um zu verhindern, dass der Gesellschaft wertvolle Arbeitskraft verloren ging, aber andererseits auch, um zu verhindern, dass durch Teilzeitarbeit von Frauen die tradierte Rollenverteilung in den Familien wieder hergestellt und/oder gefestigt wurde. An der Abschaffung der tradierten Rollen wurde gerade, wenn auch nicht wirklich radikal, politisch gearbeitet. Der Hauptteil der Verantwortung für die Kinder blieb bei den Müttern. Spätere soziologische Untersuchungen zeigten, dass die Befürchtung hinsichtlich der Halbtagsarbeit nicht unberechtigt waren.

Die Abnahmekommission jedenfalls hielt die Botschaft des Filmes nicht für eindeutig genug. Deshalb wurde ein, so Böttcher, »blöder Kommentar« nachproduziert. Der Kommentar beruht auf einer schönen Grundidee: Wir brauchen nicht Stars wie Brigitte Bardot. Unsere Stars seid Ihr! Eine Liebeserklärung. Ein Beitrag zur Diskussion über Frauenbilder, über Wertvorstellungen überhaupt. – »Blöd« ist in der Tat, dass dieser Kommentar gelegentlich zum Kitsch neigt und durchgehend von einer Männerstimme gesprochen wird. Damit bekommt der Film, möglicherweise unbeabsichtigt, einen Hauch von Herablassung: Wir, die Männer, finden, Ihr, die Frauen, seid schon auf dem richtigen Weg.

Böttchers Verständnis von Dokumentarfilm: Leben mit der Kamera notieren. In den Brigadefilmen *Wäscherinnen* und *Die Küche* setzte er, ohne sich bevormunden zu lassen, auf die Aussagekraft der Bilder. Läßle fragte Böttcher – ganz im politischen Zeitgeist des Jahres 2008: »Fehlende Kommentare: Klugheit oder Feigheit?« Böttcher, der in diesem Gespräch bereits mehrere Antworten auf Fragen dieser Art mit den Worten »Ich möchte Ihre Fragen nicht kritisieren, aber ...«, begonnen hatte, sagte nun sichtlich gereizt: »Manchmal möchte ich frech werden. Sagen wir einfach: Ich bin ein feiger Hund. Dann ist die Sache erledigt.« (Zitiert nach dem Fernsehgespräch) Neunzehn Jahre nach dem Mauerfall war er es leid, seine Schwierigkeiten mit der DDR erklären zu sollen. Ihm ging es um die Bilder, die er gemalt, um die Filme, die er gemacht hatte, um das Verhältnis von Wirklichkeit und Kunst überhaupt und seine eigenen künstlerischen Intentionen und Prinzipien im besonderen, um Geschichte, Geschichten, Menschen. So antwortete er auf die Frage nach den fehlenden Kommentaren anders als der Moderator erwartet hatte: Künstlerische Wahrheit sei, gerade für ihn als Maler, eine Frage des

Raumes. Raumerfahrung – Welterfahrung. Den Raum ausmessen, ihn verkürzen. Und dann: »Wie nähert man sich dem Menschen? Nimmt man ihn ernst, auch wenn er nichts sagt? Wenn er nur dasitzt?« (Zitiert nach dem Fernsehgespräch)

Nicht nur Frauen wie Helke Misselwitz, auch Männer wie Jürgen Böttcher, Volker Koepp, Joachim Tschirner hatten die Achtung »vor dem Menschen«, namentlich vor dem arbeitenden Menschen, zu ihrem künstlerischen Grundprinzip gemacht und sie verletzen dieses Prinzip nicht. Sie alle – Regisseurinnen und Regisseure – waren durch die gleiche künstlerische Schule gegangen.

Wäscherinnen drehte Böttcher 1972 im Berliner VEB Rewatex. Die Wäscherei, die Heißmangel, Räume, undurchsichtig vom Wasserdampf. Die Frauen sind zeitweise kaum zu erkennen. Es sind vor allem junge Frauen. Laute Maschinengeräusche. Die Frauen reden miteinander, sind aber kaum zu verstehen. Sie hantieren mit der nassen schweren Wäsche, ziehen Bettbezüge durch die Mangel, falten sie ordentlich, einen nach dem anderen – jeden Tag acht Stunden. Hier ist nichts inszeniert, dieser Film ist wirklich »mit der Kamera notiert.« Man sieht die Frauen, ihre Schönheit, ihre Stärke, ihren Durchhaltewillen und dass sie keine Phrasen dreschen, nichts schön und nichts schlecht reden. Man sieht, dass sie tun, was getan werden muss und dass das Kraft und Zeit kostet. Der Film macht – fast nur durch Bilder und die Geräusche – aufmerksam auf den Widerspruch zwischen Propaganda und Wirklichkeit: Lustvolle Arbeit, Arbeit als Lebensbedürfnis, als Selbstverwirklichung ist das nicht. Die Widersprüche sollten nicht unter den Teppich gekehrt, darüber sollte geredet werden. Insofern ist *Wäscherinnen* eine wirkliche Liebeserklärung an Frauen und zugleich Provokation. Schön und wahr.

Die Küche drehte Böttcher 1987 auf einer Werft an der Ostsee: Ein großer heller Raum, modern eingerichtet, blitzblank. Wieder nur Frauen. Sie arbeiten schnell, ohne Hektik, sprechen kaum miteinander. Das Mittagessen für die Werftarbeiter muss auf die Minute genau fertig sein. Die Arbeit ist offenbar perfekt durchorganisiert. Böttcher fragt eine Frau, ob sie diese Arbeit als ihre Lebensaufgabe ansieht. Eigentlich nicht. Aber – sie habe sich entschlossen zu bleiben. – Die Mittagspause. Die Arbeiter, die Werkzeuge in den Overalltaschen, kommen von der Werft in den Speisesaal. Frauen teilen das Essen aus. Männer nehmen es entgegen. Da fällt plötzlich auf: Alle diese Frauen sind Dienstleisterinnen, alle diese Männer produktive Arbeiter. Gleicher Lohn für gleiche Arbeit – ja. Aber ist die Arbeit gleich? Und vor allem: Wird sie gleich bewertet? In der DDR war es wie anderswo auch: Sobald eine Berufsgruppe feminisiert war, wurde sie schlechter bezahlt. – Die Männer gehen zurück an ihre Arbeit: Schiffe bauen. Die Frauen zurück an ihre: aufräumen, saubermachen.

1978 – zwischen diesen beiden Filmen – drehte Böttcher den Dokumentarfilm *Martha*. In diesem Film geht es nicht um die Arbeit einer Gruppe im gegenwärtigen Moment, sondern um die (Zwischen)Bilanz eines langen Lebens. Wo Bilder fehlten, musste geredet werden. Böttcher nicht nur als Beobachter, sondern als Rechercheur.

Er hatte gehört, in der Trümmernaufbereitungsanlage in Berlin-Rummelsburg gebe es die letzte Berliner Trümmerfrau, die noch arbeitete. Er hatte sich auf die Suche gemacht und Martha gefunden, als sie auf den Stufen eines Bauwagens stand, eine Frau in einem langen hellgrünen Gewand. Beeindruckend. Während Böttcher diese Vorgeschichte erzählt, misst er mit der Kamera den Raum aus: eine Art Mondlandschaft, dann langsame Annäherung an eine unförmig einmummelte Frau – Wattermantel, Pudelmütze, Arbeitshandschuhe. So führt der Maler/Regisseur diese alte Trümmerfrau ein, macht uns neugierig auf sie wie auf einen »Star«, fordert uns auf, die besondere Schönheit dieser alten Frau zu entdecken.

Martha war damals 67 Jahre alt, stand täglich – sommers wie winters – im Freien an einem Band und sortierte, was angeliefert wurde. Sie hatte den Krieg überlebt, danach Steine geklopft und geschleppt, seitdem immer schwer und – auch lieber – mit Männern zusammen gearbeitet. Und, das betonte sie, sie hatte für diese gleiche Arbeit immer den gleichen Lohn erhalten. 1951 war sie mit ihrem kleinen Sohn in eine der ersten fertiggestellten Wohnungen in der Stalin-, der jetzigen Karl-Marx-Allee, eingezogen. Diese großen, hellen, gut ausgestatteten Wohnungen galten in der DDR offiziell als Symbol für den schweren, aber hoffnungsfrohen Aufbruch; die Häuser wurden von Kritikern in Ost und West als Beispiel für Moskau-Hörigkeit der DDR in der Architektur bezeichnet; sie gelten seit der Wende als exklusiv, was sich nun auch im Quadratmeterpreis zeigt. Auch 1978 wohnte Martha noch dort, verstand ihren Lebensstandard als angemessene Folge ihrer eigenen Arbeit, hatte ihr Rentnerinnen-Dasein genau geplant. Sie genoss es, von ihrem Kollektiv geschätzt zu werden, wusste, dass sie auf ihre Kollegen, besonders auf die jungen, ungelernten Kollegen, einen guten Einfluss hatte, schien zufrieden und bezeichnete sich selbst als völlig unpolitisch.

Böttcher sagte 2008 in dem Fernsehgespräch, er halte nichts von dem Begriff »Kunst als Waffe«, jedenfalls, schränkte er dann ein, nicht für seine Zeit. Er selbst habe Kunst nicht als Waffe benutzt, wie »Scheiße« er auch vieles gefunden habe. Er habe seine Filme als Chance verstanden, die Menschen, ihre Sinne, ihre Beobachtungsfähigkeit, ihr Problembewusstsein zu sensibilisieren. Niemals ist in diesem Film von Politik oder gar Frauenpolitik die Rede. Aber mit der wie nebenbei gestellten Frage, ob Martha ihre Arbeit für politisch halte, regte er die Zuschauer/innen an, anders über Politik nachzudenken als von der Propaganda gefordert. »Viele – meistens Frauen – haben mir gesagt: Ich sehe, ich höre ganz anders durch Ihre Filme.« (Zitiert nach dem Fernsehgespräch) Böttcher hat Frauen nie mit sexistischem Blick gefilmt und er hat mit seinen Filmen dazu beigetragen, die Schweise seines Publikums zu verändern, besonders die Sicht auf Frauen. Nach 1987 hat er zum Thema Frauen keine Filme mehr gedreht.

Wittstock – Wittstock – Wittstock (1975, '76, '78, '93, '96) Langzeitdokumentation von Volker Koepp²³

Man erkennt am meisten dann und dort, wenn und wo sich etwas grundlegend verändert. Tatsächlich sind die Langzeitdokumentationen über das Obertrikotagenwerk in Wittstock (Volker Koepp) und die Maxhütte Unterwellenborn (Joachim Tschirner) besonders auskunftsfähig. Beide Filme dokumentieren das Leben von »Heldinnen des Alltags« vor und nach 1989. Von dieser großen gesellschaftlichen Veränderung her sieht man die unterschiedlichen Patriarchatsformen, -praktiken und -prinzipien plötzlich neu, verfremdet, schärfer. Beide Langzeitdokumentationen zeigen, dass die beiden volkseigenen Großbetriebe nach der Vereinigung »plattgemacht« (Böttcher) wurden. Aber nicht die Methoden kapitalistischen Konkurrenzkampfes stehen im Mittelpunkt des Interesses der Filmleute. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die Auswirkungen der beiden gegensätzlichen Systeme auf die Frauen, die dort gearbeitet hatten, auf ihre Lebenslagen, Konflikte und Befindlichkeiten und damit auf ihre Emanzipations-Chancen und -Bemühungen.

In Wittstock gab es nicht nur eine große Veränderung, sondern zwei. Die erste bereits in der ersten Hälfte der 70er Jahre. Damals war Volker Koepp bei einem Kurzaufenthalt in Wittstock durch Zufall auf den »Obertrikotagenbetrieb ›Ernst Lück‹ (OTB)« aufmerksam geworden: einen reinen Frauenbetrieb, der gerade auf der grünen Wiese errichtet wurde und in dem laut Plan einmal 3 000 Frauen arbeiten sollten (1989 waren es 2 700). Die Werkshallen, die Maschinen, die Belegschaft – alles im Aufbau.

Die Errichtung des OTB war – wie die anderer Großbetriebe im Norden der DDR auch – ein Schwerpunkt des Fünfjahrplanes 1971-75. Mecklenburg und der Norden Brandenburgs waren traditionell vergleichsweise dünn besiedeltes Agrarland, in dem sich sprichwörtlich Fuchs und Hase gute Nacht sagten. Politisch zielte das Vorhaben darauf, die Region mittels der Ansiedlung hochmoderner Industrie sozial und kulturell zu beleben.

Diese neuen Betriebe hatten vornehmlich zwei Aufträge: Sie sollten zur Erhöhung der Industrieproduktion der DDR beitragen. Und sie sollten Arbeitskräften, die durch die Technisierung der Landwirtschaft freigesetzt worden waren, Arbeitsplätze verschaffen. Ein vernünftiges Konzept: Arbeit wurde dorthin gebracht, wo Menschen waren, nicht Menschen dorthin, wo es bereits Arbeitsplätze gab. Die Region sollte nicht entvölkert werden. Im Gegenteil: Die Bevölkerung sollte wachsen.

Koepp fand am Werkstor die Losung »Der Jugend vertrauen heißt in erster Linie, ihr Verantwortung zu übertragen«. Auch das ein vernünftiges Konzept. Er wollte wissen, ob und wie das in einem reinen Frauenbetrieb funktionierte, der zudem noch im Bau war.

23 Volker Koepp, *1944. Abitur. Lehre als Maschinenschlosser mit Facharbeiterabschluss. Studium an der Technischen Universität Dresden. 1966-69 Sonderstudium an der Deutschen Hochschule für Filmkunst Potsdam-Babelsberg. Ab 1970 Regisseur und Autor im DEFA-Studio für Dokumentarfilme.

Er fand die Jugendschicht, etwa 80 Frauen und Mädchen, die ihre Lehre im OTB bereits abgeschlossen hatten und als Näherinnen arbeiteten, unter ihnen Sabine, 20, Meisterin; Elsbeth, 18, Leiterin der Qualitätskontrolle; Edith, 20, FDJ-Sekretärin, und Renate, 30, Schichtleiterin. Koepf und sein Team begannen im OTB zu drehen, dokumentierten den Betrieb bis Ende 1990, begleiteten Elsbeth, Edith und Renate bis 1996. Das Werk durften die Filmleute nach dessen Privatisierung im Jahr 1991 allerdings nicht mehr betreten. Der neue Besitzer gestattete es nicht. Das war sein Recht. Aber aufschlussreich sind die Gründe. Er teilte sie per Telefon mit: Koepfs Filme, so habe man recherchiert, erreichten nicht den intendierten Kundenkreis, ergo sie trügen nicht zum Absatz der Produkte bei. (Dokumentiertes Telefonat in *Neues in Wittstock*). In der Tat: Koepfs Filme hatten nie der Produkt-Werbung gedient. Sein Interesse hatte von Anfang an den Frauen, dem Betrieb, der Region gegolten. Deswegen war er zweimal wiedergekommen, 1977/78 und 1983/84. Dann sollten die Dreharbeiten beendet sein. – Aber dann brach die DDR zusammen und Koepf kehrte noch dreimal zurück: 1990/91, 1993 und 1996 – immer noch aus Interesse am Schicksal der Frauen, des Betriebes, der Region. Genau das interessierte den damals neuen Besitzer aus den alten Bundesländern nun gar nicht. – Aber so wurde aus dem anfangs eher kleinen Projekt über *Mädchen in Wittstock* die fünf Filme umfassende Langzeitdokumentation darüber, dass es da mal etwas Wichtiges gab. Glücklicherweise! Denn wenn Wittstock seither in den Medien überhaupt erwähnt wird, so wegen der überdurchschnittlich hohen Arbeitslosenzahlen oder wegen der Demonstrationen und Prozesse gegen das Bombodrom, das die Bundeswehr von der Sowjetischen Armee übernommen hat.

Auf die Frage, wie sie sich einen Film vorstellte, antwortete Elsbeth, die Gütekontrolleurin: »Also, einen Spielfilm stelle ich mir so vor: Da lernen sich zwei kennen. Und nach 'ne gewisse Zeit gibt's den ersten Krach: Dann sind sie beide zu stolz, dass einer zum anderen hinget und sie sich versöhnen und so. Und dann müssten sie viel von der Arbeit bringen. Was sie macht und was er macht. Naja. Eines Abends lernt sie einen anderen kennen, also einen jungen Mann. Und dann merkt sie nach 'ne gewisse Zeit, dass sie den doch nicht so gern hat wie den, mit dem sie zusammen war. Und dann kommen sie doch zusammen. Und dann dürften sie nicht gleich abdrehen. Dann müssten sie zeigen, wie die Familie wächst und was für Probleme da sind. Und – weiter weiß ich nicht.« (Zitiert nach dem Film *Leben in Wittstock*)

Interessant ist, dass Elsbeth sich über die üblichen Versatzstücke eines (Liebes)-Films hinaus ganz selbstverständlich vorstellte, dass »er« und »sie« berufstätig sind, dass viel von »ihrer« und von »seiner« Arbeit gezeigt werden müsse und nach dem Happy End nicht abgeblendet werden dürfe. Solche Forderungen kamen uns damals normal und berechtigt vor. Für viele junge Frauen waren Arbeit (Arbeitsinhalte), Partnerbeziehungen (Partnerwahl, Beziehungsqualität, Alltagsorganisation) und Kinder (Erziehung) selbstverständlich, wichtig und kunstwürdig – sowohl mit Blick auf jeden einzelnen Bereich als eigenständigen Wert

und Konfliktfeld wie auch mit Blick auf deren Vereinbarkeit als Wert und Konfliktfeld. Es waren Probleme, für deren Lösung es kaum Vorbilder und gewiss keine Rezepte gab. Elsbeths Ansprüche an die Künste waren durchaus realitäts- und zeitbezogen.

Die Wittstock-Filme handeln von alledem, auch vom Heiraten und Familienleben. Aber im Zentrum steht das Thema Frauen und Berufsarbeit, und zwar auf dem damals erreichten Stand. Es geht nicht mehr um die Empfehlung an die Frauen, einen Beruf zu erlernen, arbeiten zu gehen, die Kinder den Tagesstätten anzuvertrauen. Es geht nicht wie Jahre zuvor in *Wäscherinnen* und Jahre danach in *Winter adé* (Christine, die Klopferin) um miserable Arbeitsbedingungen. Die waren in diesem neuen Werk vergleichsweise gut. Es geht nicht um gleiches Geld für gleiche Arbeit, das war in dem Frauenbetrieb offenbar kein Thema. Trotzdem wird in den Wittstock-Filmen nicht gesagt, das sozialistische Patriarchat habe darin bestanden, dass den Frauen »alles geschenkt wurde«, dass sie um nichts kämpfen mussten, wie es im nachhinein – erstaunlicherweise oft auch von westdeutschen Feministinnen – behauptet wird.

In den ersten drei Filmen (*Mädchen in Wittstock*; *Leben in Wittstock*; *Wittstock III*) geht es um den permanenten Kampf von Frauen bei der Herstellung innerbetrieblicher Demokratie. Der Betrieb wird zwar von Staat und Bezirk errichtet, aber ihre Interessen müssen sie selbst vertreten, ihre Sache selbst in die Hand nehmen.

Unabhängig davon, ob es sich um Frauen-, Männer- oder »gemischte« Betriebe handelte, eine vorrangige Aufgabe in den neu errichteten Betrieben lautete: Junge Menschen aus der Landwirtschaft umzuschulen und zu Betriebsarbeiter/innen zu erziehen. Welche Probleme es dabei gab, erzählte Bärbel Jaksch, damals Dramaturgin am Staatstheater Schwerin, aus ihrer Begegnung mit Zuschauern: »Ich erinnere mich, dass ein sogenannter Spezialist, der aus dem sächsischen Industriegebiet zu sozialistischer Hilfe gekommen war, uns (den Theaterleuten) erzählte, wie verzweifelt er am Anfang war, wie oft er seine Tasche nehmen und nach Hause fahren wollte, weil er es nicht mit einer Arbeiterklasse im traditionellen Sinne zu tun hatte, sondern mit aus der Landwirtschaft freigesetzten jungen Leuten, die von Arbeitsabläufen in der Industrie überhaupt keine Ahnung hatten. ... Er sagte, es kam vor, dass Leute zu einem bestimmten Zeitpunkt ihre Maschinen abstellten und in ihr Dorf fuhren, weil die Kühe gemolken werden mussten. Das hat ihn bis zur Raserei gebracht. ... Die Neunzehnjährigen mussten nicht nur an die Disziplin ... gewöhnt werden, sondern auch an bestimmte Arbeitsgänge. Dazu wurden sie nicht etwa an alte, primitive Maschinen gesetzt, sondern an neue, hochkomplizierte und teure. Sie haben uns Summen genannt, die uns tiefe Hochachtung abgerungen haben.« (Ullrich 1986: 51)

Solche Extreme wurden im Film nicht berichtet. Aber auch die Frauen im OTB mussten sowohl »arbeiterliche« (Engler) Disziplin als auch »arbeiterliche« Solidarität lernen. Renate, die Schichtleiterin, die als gelernte Näherin »zu sozialisti-

scher Hilfe« aus dem traditionellen sächsischen Textilindustriegbiet nach Wittstock delegiert worden war, hatte genau darum zu kämpfen. Die Frauen, die aus den umliegenden Dörfern kamen, Cliques bildeten und gegeneinander intrigierten, mussten lernen, miteinander zu arbeiten, Interessen abzustimmen und sie gemeinsam gegenüber der Betriebsleitung zu vertreten.

1974. Dokumentiert wird eine Versammlung der Jugendschicht, in der Vertreter der Betriebsleitung die junge Meisterin Sabine absetzen und durch eine Frau mit Betriebserfahrung ersetzen wollen. Alle, auch Sabine selbst, wissen, dass sie Fehler gemacht hat. Trotzdem, die Schicht erreicht, dass Sabine bleibt. Edith, damals FDJ-Sekretärin: »Uns wurde gesagt, dass unsere Meinung nicht richtig war. ... Aber wir wollen nicht, dass einfach einer abgeschoben wird. Wir haben das so gesagt, wie wir gedacht haben.« Nach diesem Sieg feiern die Frauen zum erstenmal zusammen und sie überreichen – unter lautem Hallo – jedem Film-Mann ein Pullover aus ihrer Produktion. Das bedeutet möglicherweise nicht nur, dass ihnen das Filmteam sympathisch ist, sondern auch, dass dessen Anwesenheit die Leitungsentscheidung beeinflusst hat.

1975. Wieder eine Versammlung. Die Jugendschicht wird kritisiert, weil sie den Verpflichtungen gegenüber dem Handel nicht nachkommt. Im Gegenzug attackieren die Frauen Mängel in der Leitungstätigkeit. Ohne auf die Vorwürfe einzugehen, sagt einer der beiden Leitungsvertreter, er sei »dankbar« für die Diskussionsbeiträge, schiebt danach alle Verantwortung zurück auf die Meisterebene, also auf die Frauen, und fügt dann noch einige Phrasen an. Hier vergibt ein kritik- und konfliktunfähiges (männliches) Leitungsmittglied vor aller Augen, auch vor den Augen der (Film-)Öffentlichkeit, die Chance zur Verbesserung der Produktion und des Betriebsklimas. Handelte es sich hier um Fiktion, so wäre es ein tragikomischer Vorgang. Aber es handelt sich um Realität. Als Edith nach der Wende diese Passage widersieht, murmelt sie etwas wie: »Dankbar!! – Das war'n Arsch.« Man/frau gibt ihr Recht. Das Verhalten dieses Mannes ist ein klassisches Beispiel für die Unfähigkeit eines Leiters, einen Konflikt produktiv zu machen. Aber ist es auch ein treffendes Beispiel für Geschlechterhierarchie in einem sozialistischen Betrieb? Vorgänge dieser Art auf die Geschlechterproblematik zu reduzieren, wäre zu einfach.

1975. Edith sitzt wieder an der Nähmaschine, ist nicht mehr Bandleiterin. Sie war zurückgestuft worden, aber nicht, weil sie schlecht gearbeitet hatte, sondern weil sie sich – öffentlich – mit einer Leiterin(!) angelegt hatte, also letztlich: Sie wurde bestraft wegen (wiederholten!) »Ungehorsams«. Eine Erziehungsmaßnahme, der auch die Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL) zugestimmt hatte. Bedauerlicherweise gibt es keine Äußerungen der Betriebs- und der BGL zu dem Vorgang, aber auch keinen Hinweis von Koepp, ob danach gefragt wurde.

Edith hatte sich immer wieder für Verbesserungen eingesetzt, sich immer wieder aufgeregt: »Manchmal sind es kleinste Kleinigkeiten, wir reden drei, vier Jahre darüber, es ändert sich nichts.« Nun schlussfolgerte sie: »Ich werde es nicht

wieder machen. Es ist immer was da, was einen zu Kochen bringt. Nee, werde ick nich wieder machen!« Aber sie kann es nicht lassen.

1977 ist sie längst wieder Bandleiterin, hat mit einem Meisterstudium begonnen, hat endlich ihre Brigade »so weit«. Nun soll sie ein anderes Band übernehmen. Sie soll, so Edith selbst, »weg«; »größere Verantwortung übernehmen«, so die neue Stellvertreterin des Betriebsdirektors. – Edith berät sich mit ihrer ebenfalls sehr jungen Parteisekretärin Vroni. Die versteht sie gut: »Aufbauen, umstoßen. Jeder hat hier andere Vorstellungen.« (Das hatte Renate schon 1974 kritisiert: »Hier gibt es zu viele, die was zu sagen haben. 23 Direktoren! Jeder will Direktor spielen hier!«) Edith: »Mal muss Schluss ein! Aber beim Genossen ist nie Schluss. Manchmal überlege ich mir, ... Nee, das sage ich jetzt lieber nicht.« Blick zur Kamera. Lächeln. Einverständnis. Dann: »Nee, nee.« Kritik an Politik und Partei nein, Kritik am Betrieb ja. Vor Entlassung schützte alle das Arbeitsrecht der DDR.

Später in der Wendezeit, nachdem sie beide aus der SED ausgetreten waren, Edith im September 1989, Renate im Januar 1990, beide aus Wut, Enttäuschung, dem Gefühl, belogen worden zu sein, und bevor sie ihre praktischen Erfahrungen mit der neuen kapitalistischen Ordnung machten, sagte Edith, sie habe sich immer wieder ducken müssen, und Renate, sie habe immer Angst gehabt, von der Linie abzuweichen. Beide sprechen hier von der Parteidisziplin, die eine Art von Gehorsam forderte, über die sie nichts Genaueres sagen – weder vor noch nach der Wende. – Elsbeth, die kein SED-Mitglied war, spricht nicht von solchen Zwängen und Ängsten. Sie war es auch, die, sobald sie nach ihrer Schicht das Werk verließ, die Probleme hatte vergessen und sich der Familie widmen können. Das hatten Edith und Renate nicht geschafft. Sie nahmen, wie sie sagten, die Probleme mit nach Hause. Sie befanden sich durchgehend in dem typischen Konfliktfeld, zugleich Leiter/in, Genoss/in und Gewerkschaftler/in zu sein. Sie hatten den Konflikt zwischen Verantwortung von oben und Forderungen von unten immer in sich getragen.

Nach den Versammlungen (1974 und 1975) gibt es übrigens in der ganzen Filmserie nur noch eine Begegnung mit einem Mann aus der Leitungsebene. Das war 1984. Ein Interview mit dem damaligen Betriebsleiter. Der OTB war gerade als bester Kombinatbetrieb ausgezeichnet worden. Die Fluktuation (sowohl in der Produktion als auch in der Leitung) hatte sich normalisiert. Aber bedauerlicherweise sagte der Betriebsdirektor nichts Erhellendes über die spezifischen Probleme bei der Leitung dieses Frauenbetriebes. Entweder es gab keine Besonderheiten oder er war angehalten und/oder diszipliniert genug, sie nicht zu preiszugeben. Um die Zeit dieses Interviews waren alle drei Frauen, Elsbeth, Edith und Renate, bei Filmaufnahmen im Werk – ohne Nennung von Gründen – merkwürdig gereizt und einsilbig, in ihren eigenen Wohnungen dagegen freundlich und auskunftsbereit. Wohnungen in zwei landschaftlich schön gelegenen Neubauvierteln, die inzwischen für die Beschäftigten des OTB gebaut worden waren.

1984 sind alle drei verheiratet. Renate zum zweiten Mal, nachdem ihre erste Ehe geschieden wurde, in gegenseitigem Einvernehmen, wie sie ungefragt und ein wenig zu eifrig erklärt. Nach der Wende wiederholt sie das, wagt aber erst da öffentlich hinzuzufügen, dass er getrunken und geschlagen hat. Über Gewalt gegen Frauen sprach man miteinander, aber nicht in der Öffentlichkeit, und schon gar nicht, wenn sie eine Frau in einer Leitungsposition betraf. Renate hat nun zwei fast erwachsene Töchter und einen kleinen Sohn. – Elsbeth hat »doch einen aus Wittstock« geheiratet, was sie nie gewollt hatte, weil die Wittstocker, ihrer Erfahrung nach, tranken, Händel suchten, prügeln. Als junges Mädchen hatte sie sogar einmal geträumt, dass sie und ihre Freundin aus der Stadt wanderten, dass ihnen Jungen folgten und dass sie beide, als die Jungen sie fast erreicht hatten, plötzlich Flügel bekamen und davon flogen. Sie hat zwei Töchter. – Ediths Ehemann arbeitet inzwischen auch im OTB. Sie fühlt sich nach 13 Jahren im OTB in Wittstock angekommen. Es habe sich eigentlich alles so ergeben, wie sie es sich gewünscht hat. »Da muss schon was Schlimmes passieren, dass ich hier weggehe.«

Hier war die Dokumentation zu Ende. Alle drei waren »angekommen«, es würde weitergehen, ohne sich groß zu verändern.

1990: Das Team dreht wieder in Wittstock. Eine Touristengruppe aus Hamburg besichtigt das historische Stadtzentrum. »Kann man von der Kirche Ansichtskarten kaufen?« Der Stadtführer: »Sie können ganz Wittstock kaufen.« Die Touristen lachen. Ein Witz. Aber mit bitterem Wahrheitsgehalt. – Nur wenige Filmsequenzen später: Ein graumeliertes Herr steht hinter dem Stadtmodell von Wittstock, preist die Schönheit der Altstadt und der Landschaft an: die Seenplatte – ein vorzügliches Erholungsgebiet, ein Einzugsgebiet für Hamburg, für Berlin. Nach vierzig Jahren sei er endlich zurückgekommen und sehe nun: Fünf der sechzehn Bundesländer müssten wieder christianisiert werden, 70 Prozent Atheisten als Hinterlassenschaft des verheerenden SED-Regimes! Das sei ein Problem, auch für die Kirchensteuer. Dann erst stellt er sich vor: »Ich wurde zum Direktor der Niederlassung Schwerin bei der Treuhand berufen und habe die Aufgabe, 400 Unternehmen zu privatisieren oder zu reprivatisieren.«

Im OTB finden Massentlassungen statt. Als erste wurde Edith arbeitslos, entlassen noch von den alten Chefs des OTB, weil sie an den Demonstrationen vom Herbst 1989 teilgenommen habe. – Als zweite Renate, entlassen von dem Chef des »Freizeitmoden GmbH in Gründung«. – Als letzte Elsbeth, entlassen von jenem neuen Besitzer, der das Filmen nicht erlaubt. Diese drei Entlassungen markieren auch die Etappen des Niedergangs des Betriebes.

Renate zu Hause im Kreis von Kolleginnen. Amüsiert, aber doch neugierig lässt sie sich von einer Freundin die Karten legen. Diese prophezeit: »Du bekommst Anlass zum Kummer – wegen Geld.« Nicken. »Dein Sohn geht weg. Deine Töchter auch, aber nicht so weit. Du bleibst bei deinem Mann.« Nicken. Warten. Dann die Kartenleserin bedauernd: »Die Karte für Arbeitslosigkeit kenne ich noch nicht.«

Von nun an geht nur noch um Arbeitssuche. In Wittstock sind um die Zeit 76 Prozent der Frauen in arbeitsfähigen Alter erwerbslos. Die drei Frauen ergreifen sofort die Initiative, versuchen drei verschiedene Varianten, mit den Folgen der »neuen Ordnung« fertig zu werden: dem Überflüssig-, dem Erniedrigt-, dem Arm-Werden.

Edith, die Meisterin, und ihr Mann, beschließen zu tun, was sie nur hatten tun wollen, »... wenn was Schlimmes passiert: hier wegzugehen«. »Angst? Ja! Angst habe ich.« – Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit meldet sie sich ab auf dem Arbeitssamt, zieht an der Anmeldung eine Warte-Nummer, nennt ihrer Arbeitsvermittlerin nicht ihren Namen, sondern die Nummer 3566, die Nummer ihrer Besucherkarte. Die nickt, sucht die Akte. Edith wird nach Süddeutschland ziehen, zu einem Arbeitsplatz, den sie per Internet gefunden hat. Später sehen wir sie in einem kleinen Betrieb Kabel stecken, vom Chef gelobt werden, einigermmaßen Schwäbisch verstehen und sich nicht zu Hause fühlen.

Renate, die Schichtleiterin, schreibt 19 Bewerbungen. Dann bekommt sie ein Angebot: Zimmerfrau in einem Hotel. »Putzen ist das letzte, was ich machen wollte.« Es ist der soziale Abstieg. Aber sie sei froh, dass sie zu tun hat, unter Leute kommt, Geld verdient. Später erfährt sie, dass der Betrieb sie wegen ihres Alters eingestellt hatte: »um die Fördermittel zu kriegen. Und zehn andere stehen draußen. Das ist doch nicht normal. Du kannst doch einen Menschen nicht so abwürgen, dass er im Karton schläft.«

Elsbeth, die Chefin der Qualitätskontrolle, begibt sich auf die Ochsentour durch Bewerbungen, Weiterbildungen, Computerkurse, Umschulung zur Fachverkäuferin, unbezahlte Praktika. Ende 1996. »Wir sind jetzt ausgebildet. Aber jetzt nehmen die lieber Ungelernte. ... Machen wir eben noch ein paar Umschulungen mit! Damit man zu Hause nicht versauert.«

1993. In Wittstock gibt es keine Textilindustrie mehr. Alle sind entlassen, die Maschinen verkauft, die Hallen leer. Das Team darf wieder drehen. Auch Elsbeth und Renate dürfen das Werk betreten, versuchen zu rekonstruieren, wo was stand, finden ein Wäscheband. Damals hätten sie es nicht mitnehmen dürfen: »Das wäre mindestens ein Verweis gewesen.«

***Katrins Hütte* (1991) von Joachim Tschirner²⁴**

Auch dieser Film wurde, obwohl nicht so geplant, in mehreren Etappen gedreht. 1987 kam *Katrin* in die Kinos, 1991 *Katrins Hütte*. Auch hier wurde Material des ersten Films in den zweiten aufgenommen.

Katrin – das ist Katrin Hensel *1962; die Hütte ist die Maxhütte in Unterweltenborn, die »Großmutter der DDR-Metallurgie«, gegründet 1871, im Krieg von

²⁴ Joachim Tschirner, *1948, Abitur mit Berufsausbildung (Schriftsetzer), Volontär und Aufnahmeleiter beim Fernsehen; Studium der Kulturwissenschaft an der HUB und freier Mitarbeiter der DEFA; ab 1974 Redakteur im Studio für Kurzfilme; 1982-91 Regisseur.

Flick übernommen, dann stark zerstört. Seit Februar 1946 wurde wieder produziert. *Katrins Hütte* – dieser Titel spielt auf zwei Besonderheiten an. Eine Frau erstens in einem Männer- und zweitens in einem Volkseigenen Betrieb.

1985/86 Katrin arbeitete als Blockwalzerin. Sie war die zweite Frau und erste Jugendliche auf dieser Position. Katrin: »Früher waren hier nur Männer. Aber warum? Denken kann jeder genauso. – Aber früher war hier mehr körperliche Anstrengung.«

Der Film berichtet von den Konflikten, die Katrin wichtig genug fand, um darüber öffentlich zu sprechen. Es waren in jedem Lebensabschnitt unterschiedliche Konflikte. Interessanterweise hatten die meisten einen patriarchalen Hintergrund.

Erster Konflikt: Katrins Elternhaus. Katrin war in einem kleinen thüringischen Dorf geboren und aufgewachsen. Als sie 12 Jahre alt war, war ihre Mutter krank geworden. Der große Bruder habe sich – logischerweise (!) – für Hausarbeit nicht interessiert. Also hatte sie als »von den Töchtern die älteste« den Haushalt führen müssen. Sie hatte alles geplant und war, wie sie sagt, »immer gehüpft«. Aber dass sie in diese Rolle nicht aus überkommener Familienideologie gezwungen, dass sie von ihrer Familie anerkannt, wenn auch sicher nicht genügend gewürdigt worden war, hatte ihr zu einem gesunden Selbstbewusstsein verholfen.

Das zeigte sich u. a. darin, dass sie mit sechzehn, nach Beendigung der zehnjährigen Polytechnischen Oberschule (POS) »einfach weggegangen« war. Keine Flucht, sondern eine zielstrebige Trennung vom Elternhaus und vom Dorf. Sie hatte sich um sich eine Lehrstelle in der Maxhütte beworben, war genommen worden. Mädchen wurden damals für technische Berufe geworben. Katrin war vorher nie in Unterwellenborn und nie in einem Industriebetrieb gewesen. Der erste Tag in dem Walzwerk war für sie überwältigend: »Diese glühenden Blöcke oder die ausgewalzten Stäbe – das ist für jemanden, der zum ersten Mal in so ein Werk kommt, überwältigend. Man sich sagt: Wenn ich das beherrsche – das muss was ganz Großes sein. Das ist es auch. ... Man fühlt sich richtig stolz, dass man alles kennt... Man ist halt firm.« Sie fühlte sich in dem Walzwerk zu Hause.

Aber das verinnerlichte Pflichtgefühl der Tochter gegenüber der Mutter blieb. Obwohl ihre Geschwister inzwischen groß waren und sie selbst Schicht arbeitete, fuhr sie auch noch nach sieben Jahren jede Woche zweimal in ihr Dorf, eine lange, umständliche Fahrerei. Im April 1986 war der Film *Katrin* abgeschlossen: das Portrait einer 23-jährigen, die einen »Männerberuf« ergriffen hatte, frisch verheiratet war und unter anderem über Familienplanung nachdachte. Ein Vorbild.

Zweiter Konflikt: Im Werk. 1987. Katrin hatte mit der Schule, der Lehre, der Arbeit nie Schwierigkeiten gehabt. Bereits seit sechs Jahren sollte sie zum Ingenieursstudium delegiert werden, sie hatte immer abgelehnt, um ihre Mutter weiterhin unterstützen zu können. Dass Frauen Qualifizierungsmaßnahmen mit gender-typischen Argumenten ablehnten, war in der DDR immer wieder ein Thema (übrigens auch in Kunstwerken). Nun stand die Inbetriebnahme der hochmodernen Kombinierten Form-Stahl-Straße, erbaut von einem Deutsch-Belgischen

Konsortium, bevor. Der Chef der Walzwerke wollte unbedingt, dass Katrin in dieser KFS arbeitete. Sie befand sich plötzlich im Spannungsfeld zwischen drei Positionen. Erstens: Der Chef drängte auf die Umsetzung. Vor der Kamera nannte er Gründe. Er brauchte in der neuen Anlage einen Leitingenieur, eine Arbeit, die, wie die Betriebsleitung meinte, eine Frau machen könne. Die Betriebsleitung hatte den gesetzlich festgeschriebenen Auftrag zur Frauenförderung, aber damit argumentierte der Chef nicht. Er meinte: Katrin sei prädestiniert für diese Arbeit und die Arbeit sei gut für Katrins Entwicklung. Zur Bekräftigung fügte er hinzu, dass Katrin bei der unverbindlichen Teilnahme an einem Eignungstest für diese KFS (Intelligenz, Geschicklichkeit, Reaktionsvermögen) von allen das beste Ergebnis erzielt hatte. – Zweitens: Katrins alte Brigade wollte sie nicht gehen lassen. Dass in gemischten Gruppen eine bessere Arbeitsatmosphäre herrschte, war bereits soziologisch belegt. – Drittens: Katrins künftige Brigade wollte nicht, dass sie kam. Die Ingenieure hatten »Vorbehalte: Katrin ist noch jung, vielleicht wird sie eines Tages Mutter und uns dann ausfallen. Es hat sich auch gezeigt, dass die Frauen, die wir hatten, hier nicht so reingepasst haben, weil hier jemand sein muss, der mitzieht. ... Wir sind der Meinung, dass das von der Leitung gemacht wird, um nach oben besser dazustehen. Sie ist immerhin Volkskammerabgeordnete. ... Und durch die vielen Beratungen ist sie dann oft vielleicht nicht da, muss ersetzt werden. Das trägt nicht dazu bei, das Kollektiv zu festigen.« (Zitiert nach dem Film).

Katrin befand sich in einer Konfliktsituation zwischen drei unterschiedlichen Arten von männlich grundierten Ansprüchen. Sie bat sich Bedenkzeit aus, entschied dann der Sache gemäß: Durch die neue Straße würden die Arbeitsgänge im alten Walzwerk reduziert, es gebe nichts mehr zu entscheiden. Im neuen Werksteil dagegen würden sie vielfältiger, interessanter. Sie beschloss, auf die Meisterschule zu gehen, und übernahm im Januar '88 nach einer kurzen intensiven Einarbeitungsphase die Position des Leitingenieurs (übrigens zur Zufriedenheit ihrer neuen Kollegen). Der Konflikt Frau und Berufsarbeit war lösbar.

Dritter Konflikt: Katrin in der Politik. 1986. 10 Wochen, nachdem Tschirner und sein Team die Maxhütte verlassen hatten, erfuhren sie aus der Zeitung, dass Katrin – auf Vorschlag der FDJ-Leitung der Maxhütte – in die Volkskammer gewählt worden war. Katrin sah damals keinen Grund, darüber zu reden, und so wurde nicht gefilmt.

1987. Das Filmteam war wieder da, als sie, Mitglied der Jugendfraktion, im Plenarsaal der Volkskammer (in dem inzwischen »rückgebauten« Palast der Republik) ihre erste Rede hielt. – Zunächst ein sympathisches, raunendes Durcheinander im Saal. Alle nehmen Platz. Katrin spricht als Vertreterin des Jugendausschusses und sagt, die Haushaltsrechnung, um die es heute gehe, widerspiegele die Aktivitäten der Jugend und für die Jugend im Arbeiter- und Bauernstaat. Zum Beweis spricht sie über ihre Teilnahme an einem SDAJ-Kongress in der westdeutschen Maxhütte in Sülzbach-Rosenberg. Die dortigen Erfahrungen sind: wach-

sende Arbeitslosigkeit, keine Übernahme von ausgelernten Lehrlingen, diffuse und konkrete soziale Ängste. Katrin liest jedes Wort vom (sicherlich überprüften) Blatt ab und schließt mit den Worten: »... was für eine Kraft, was für einen Wert wir uns mit dem Volkseigentum an den Produktionsmitteln geschaffen haben!« – Schnitt: Dokumentaraufnahmen vom Wiederaufbau der Maxhütte. Vierzig Jahre alte, ungeschönte, lebendige Schwarzweiß-Aufnahmen von der großen Initiative »Max braucht Wasser«, in der Jenenser Student/innen und andere Jugendliche – in Handarbeit – in drei Monaten eine 5 km lange Wasserleitung gelegt hatten – bergauf. Die Bilder rufen in Erinnerung, was viele schon vergessen hatten/haben: Wie viel harte Arbeit es gekostet hatte, das Volkeigentum an den Produktionsmitteln zum Laufen zu bringen. Dass der Ausverkauf nur drei Jahre nach Katrins Rede stattfinden würde, ahnte damals niemand.

Katrin war sichtlich überzeugt von dem, was sie sagte. Aber in diesem Saal – hinter (= über) Katrin das Präsidium, die bekannte Riege (meist) alter Herren, nur zwei Frauen; vor (= unter) ihr der Saal, die Abgeordneten, darunter viele Frauen – wirkte, was sie sagte, merkwürdig steril, obwohl sie es selbstbewusst vortrug. Es wirkte in diesem Raum, als handele es sich um die Ergebniserklärung eines jungen Mädchens, nicht etwa um die Meinung einer erfahrenen Blockwalzerin aus der Maxhütte, nicht um eine »Hausherrin von morgen«. Ein inszeniertes Ritual der Dankbarkeit, das in fataler Weise an die Ordenverleihung erinnert, über die Hillu in *Winter adé* berichtet. Mit dem eigentlich sehr schönen Begriff »Hausherrn von morgen« bezeichnete die Propaganda damals die Jugend, nur dass diese Hausherr/innen immer genau das denken und tun sollten, was die Obrigkeit für richtig hielt. Es war ein DDR-typisches Paradox: Jugendliche – Mädchen und Jungen – bekamen durchweg eine gute Ausbildung und wurden aufgefordert, eigenverantwortlich an der Gestaltung der Gesellschaft teilzuhaben. Sobald sie das – über ihre Arbeit am Arbeitsplatz hinaus – wirklich taten, wurden sie in ihre Schranken gewiesen, wie Kinder, also unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit.

In den 80er Jahren hatte man sich längst daran gewöhnt, Fernsehübertragungen von Volkskammersitzungen abzuschalten oder über sich ergehen zu lassen. Obwohl dort immerhin die Gesetze der DDR, teilweise durchaus gute Gesetze, verabschiedet wurden. Und man hatte sich abgewöhnt, in den Redner/innen Persönlichkeiten mit eigenen ehrlichen politischen Anliegen erkennen zu wollen. Das war möglicherweise auch bei Katrins Rede so gewesen. Im Kontext dieses Dokumentarfilm allerdings wirkt die Übertragung aus der Volkskammer keineswegs einschläfernd. Im Gegenteil: Katrins Auftritt macht wach. Denn er macht – zumindest für diejenigen, die bereit waren hinzusehen, – sichtbar, wie die Abgeordneten, die Mandatsträger/innen, die sie gewählt hatten, mittels ritueller Inszenierungen politisch entmachtet, wie ihre Initiativen ausgebremst wurden. Als Zuschauer/in kennt man Katrin mittlerweile gut genug, um zu wissen, dass sie über akute politische und ökonomische Probleme hätte sprechen können, wollen und

müssen. Aber sie nannte kein Problem aus der Maxhütte, keins aus Thüringen, keins aus der Jugend.

Anfang 1989: Nach 2 1/2 Jahren Abgeordnetentätigkeit sah Katrin mittlerweile viele Gründe, vor der Kamera über die Volkskammer zu reden. Im Bild: Das Ehepaar Katrin und Faiko Hensel in ihrer kleinen Zweizimmerwohnung. Katrin auf dem Sofa, die Knie angezogen, spricht lange. Falls sie Angst vor der eigenen Courage hatte, so spürt man das nicht. Man spürt Wut, Ratlosigkeit und ein großes Bedürfnis, die Sorgen, die Zweifel auszusprechen. Dass der Zusammenbruch der DDR so dicht bevorstand und dass der Film erst danach in die Kinos kommen würde, konnten weder Katrin noch die Filmleute ahnen.

Katrin: »Ich habe mir alles anders vorgestellt. Oberstes Parlament – das ist ja immerhin was. Einmal fehlt mir sehr viel an Wissen für bestimmte Entscheidungen. Ich könnte mir auch jetzt nicht vorstellen, wo und wie ich das aufholen soll. Und zum anderen: Ob ich da sitze oder ob meine Freundin da sitzt oder ob Faiko da sitzt – auf dem Stuhl in dem Saal muss jemand sitzen, damit im Bild zu sehen ist, dass alle da sind. Das klingt vielleicht hart. Manche mögen sagen, das ist eine falsche Einschätzung, aber es ist meiner Meinung nach keine falsche Einschätzung.«

»Wie Gesetze zustande kommen, weiß ich nicht. Ich könnte es jetzt nicht erklären. Ich krieg sie in die Hand und habe Gelegenheit, mit den Leuten darüber zu diskutieren. Das ist nicht immer der Fall. Bei dem letzten Gesetz zum Ausländerwahlrecht war es nicht so. Da haben wir 5 Minuten vor der Fraktionssitzung das Gesetz in die Hand gekriegt. Wir haben uns in der Fraktionssitzung sehr darüber aufgeregt. Die Vorsitzenden unserer Fraktion hatten damit sicher nicht gerechnet. Es sind harte Anfragen gekommen. Wir sind – laut Papier – Mandatsträger und sollen die Meinung unserer Wähler vertreten. Dann müssen wir aber auch über bestimmte Gesetze mit ihnen reden. Das ist meine Meinung und auch die Meinung der anderen. Das ist doch das primitivste.«

Katrin nahm ihre Aufgabe als Mandatsträgerin sehr ernst. Sie hatte – im Werk und in der Region – enge Kontakte zu ihren Wähler/innen, wollte deren Meinungen wissen und in die Abstimmungen einbringen. Dennoch: Mangel an Glaubwürdigkeit bei ihren Wählern, Mangel an Kompetenz bei den Abstimmungen – in dieser Zwickmühle befand sie sich ständig. »Ich bin Spießbruten gelaufen im Betrieb. Das ist ja wohl logisch. »Hast du das Gesetz mit beschlossen?« Ich sage: »Ja, ich hab's mitbeschlossen.« Was soll ich denn machen? »Mich hast du vorher nicht gefragt.« Zugespitzt: Du bist auch von mir gewählt worden, da habe ich ein Recht, vorher zu erfahren, was ihr beschließt. Da gebe ich ihnen Recht. Aber ich krieg die Prügel dafür. Man muss doch mit den Leuten über die Gesetze, die beschlossen werden sollen, vorher reden. Das ist doch das Normalste von der Welt.« Katrin hatte demnach sehr konkrete Vorstellungen davon, wie Demokratie funktionieren müsste: als Basisdemokratie. Sie lebte/arbeitete wirklich an der Basis und erfuhr die Forderungen der Menschen nach Informationen und öffentlicher

Diskussion am eigenen Leib. »Man kann nicht ein Gesetz beschließen und hinterher die Leute informieren, was drinsteht. So ist es ja unseren Arbeitern gegangen hier in der Maxhütte. Die haben es am nächsten Tag in der Zeitung gelesen. Da war's schon beschlossen. Die Leute sagen einem ehrlich und offen ins Gesicht: Du kannst das nicht machen, ohne uns zu fragen. Du kannst nicht in unserem Namen abstimmen, ohne dass wir davon wissen. Da fällt dann auch mal das Wort: Du bist doch blöd und so. Nicht hinterm Rücken, sondern offen und ehrlich, jedenfalls in meiner jetzigen Brigade. Aber ich erfahre natürlich auch, dass in den anderen Brigaden in den anderen Schichten ganz anders darüber gesprochen wird: Das Kommunistenschwein. – Du wirst praktisch verantwortlich gemacht für die Politik, bist aber selber nicht einverstanden mit der Art und Weise, wie Politik gemacht wird. Du kannst ja nicht zu jedem hingehen und sagen, dass du auch nicht einverstanden bist. Dann sagen die: Du bist ja in der Volkskammer. Wie kannst du da nicht einverstanden sein? Die begreifen das nicht.« Schulterzucken, das soviel heißt wie: Es ist ja auch nicht zu begreifen. Dabei herrsche in der Volkskammer »in dieser Wahlperiode ... eine ganz andere Atmosphäre als sonst. Das wird auch von den Älteren gesagt. Kritischer. Es wird auch untereinander gesagt, dass wir uns nur als Raumfüller ansehen. Was entscheiden wir denn? – Was entscheiden wir?«

März 1989: Katrins Fraktion kam nach Thüringen, um das Bergfest zu feiern. Aber, so Tschirners Kommentar, festliche Stimmung wollte nicht aufkommen. Die Entfernung zu den Idealen war zu groß geworden. Ein Abgeordneter sagte: »Zu Anfang war es eine wichtige Sache, denn es gibt kein anderes Parlament in der Welt, wo die Jugend eine eigene Fraktion hat.«

Sommer 1989. Tschirners Stimme: »Zwei Monate nach den Kommunalwahlen stellte das ZK der SED auf seiner 8. Tagung fest, dass die Partei tief in den Herzen der Menschen verwurzelt sei.« Katrin (wieder einmal auf der Fahrt zu ihrer Mutter!) berichtet über einen Brief, den sie von Studenten der Jenaer Universität erhalten hatte, Mitgliedern der FDJ und der Evangelischen Studentengemeinde. Sie hatten geschrieben, sie hätten Beweise, dass in ihrem Wahlbezirk Wahlergebnisse gefälscht worden wären. Katrin hatte sich in Bewegung gesetzt, als erstes in der Fraktion gefragt. Die verwies sie an den Bezirk. – Katrin wandte sich telefonisch an die Bezirksleitung der SED in Gera, den Leiter der Abteilung Staat und Recht. Er wollte vor allem die Adresse der Absender. Katrin gab sie ihm nicht. »Was geht ihn die Adresse an, wenn ich mit einem Problem komme!« – Dann fuhr sie persönlich nach Gera. Sie bekam den Rat, den Brief nicht zu beantworten. »Ich habe gesagt: Ich antworte, ich habe es ihnen versprochen, das gehört sich so. Wenn ich einer Sache beschuldigt werde – als Staat – und ich habe eine reine Weste, dann kann ich sagen: Das ist nicht wahr. Man kann das beweisen. Aber zu sagen: Da gehen wir nicht drauf ein! – Ich lass mich doch nicht von jemandem beschuldigen und sage dann nichts dazu. Wo gibt's denn so was! Irgendwie geht es so, wie wir jetzt Politik machen, absolut nicht weiter. Das ist meine Meinung. – Diese Stu-

dentem, die wollen eben nicht über Ungarn weg, die wollen hier noch was verändern. ... Und deshalb will ich mit ihnen reden. ... Ich habe ihnen geschrieben, dass ich garantiert nicht auf alle ihre Fragen eine Antwort habe. Ich kann ihre Probleme nicht lösen, solange ich noch selber so viele Fragen habe, die mir auch niemand beantwortet. So wie das mit dieser Eingabe gemacht worden ist – die zeigen ein brisantes Problem auf und es wird einfach nicht reagiert, – das geht nicht!« Das ist – in diesem Film – Katrins letztes Wort vor der Implosion der DDR.

Was Katrin hier berichtete, sehe ich als Beispiel für die Paradoxie patriarchalischen Verhaltens in einer real existierenden sozialistischen Diktatur, die in den letzten Zügen lag. Eingaben von Bürgern hatten einen hohen Stellenwert in der Politik der DDR. Sie mussten beantwortet werden. Auf Eingaben nicht zu reagieren – das war ein Zeichen von Hilflosigkeit, von Handlungsunfähigkeit. Katrin wurde schlichtweg im Stich gelassen, aber nicht, weil sie Frau, sondern weil sie eine Person war, die in der schwierigsten Krise der DDR noch hatte eigenverantwortlich politisch handeln wollen.

Fünfter Konflikt: März 1990. – Vor der Maxhütte Plakate mit Wahlpropaganda: Freiheit und Wohlstand. – Wahlveranstaltungen unter freiem Himmel: Wir wollen frei sein, nicht mehr für Alu-Chips, sondern für DM arbeiten. – Heranwachsende verbrennen Wahlplakate der SPD. – Interviews mit Arbeitern: Die roten Häse brauchen wir nicht mehr. Wir wollen die DM, die Einheit und dass es so wird wie früher (was immer das heißen mochte). – Katrin erlaubt dem Filmteam, überall zu drehen, aber nicht an ihrem Arbeitsplatz – wegen der zu erwartenden Reaktionen der Kollegen. – Katrin und Faiko zu Hause: Sie verfolgen am Fernseher die Bekanntgabe der Wahlergebnisse. Katrin: »Das war's nun! – Ich muss mich zusammenreißen, dass ich nicht anfangen zu heulen.« – 1991: Massenentlassungen und Stilllegungen von Betriebsteilen haben bereits stattgefunden. – In der Belegschaft: Konkurrenzkämpfe um Arbeitsplätze. – Faiko, Meister, nun wieder Kranfahrer (mit gewerkschaftlich erkämpftem befristeten Lohnausgleich), hat Sorge um den Arbeitsplatz. – Katrins Befähigung für die Arbeit auf dem Leitstand wird von Kollegen auf juristischem Weg angezweifelt, der Arbeitsplatz neu ausgeschrieben. – Katrin und Faiko haben sich aus der gesellschaftlichen Arbeit zurückgezogen. Faiko: »In was soll man sich einmischen?« – Das Thema Familienplanung steht nicht mehr zu Debatte. Faiko nennt finanzielle Gründe. Katrin: »Ich seh' das nicht so von der finanziellen Seite. Aber ich hätte Angst wegen vielen Dingen. Wenn ich so höre, was die Leute, die Eltern sind, jetzt auf der Arbeit so erzählen, was jetzt für Probleme auftreten.. Das geht los mit der Lehrstelle, eigentlich mit dem ganzen Schulsystem. Einige haben schon Angst wegen Drogen. Ich hätte Angst irgendwie. Das ist vielleicht blöd. Aber ...«

Fazit: Katrin, das Mädchen vom Dorf, die Tochter, Blockwalzerin, Ehefrau, Leitungsinieurin, Volkskammerabgeordnete sagt zum ersten Mal, dass sie Angst hat. Angst vor einer Gesellschaft, der sie ein Kind nicht anvertrauen möchte.

Einige Gedanken zum Schluss

1. »Es wird nicht gelingen, in wenigen Jahrzehnten die Schranken niederzureißen, die eine von Männern konstruierte Gesellschaft aufgerichtet hat.« (Veil 1992, 6) sagte die französische feministische Europapolitikerin Simone Veil im Mai 1992. Das Thema ihres damaligen Vortrags »Nachdenken über Europa«.

Bereits 1949 hatte sich die eben gegründete DDR in ihrer Verfassung dazu verpflichtet, die Benachteiligung von Frauen radikal abzuschaffen. Es gab für die Herstellung einer realen Geschlechtergleichberechtigung und -gleichstellung kein Vorbild, jedenfalls kein gelungenes. Die DDR hatte genau vier Jahrzehnte Zeit. Die hier ausgewählten DEFA-Dokumentarfilme geben einige Auskünfte, wie weit sie gekommen ist mit ihrem Vorhaben, die Jahrtausende alten Schranken niederzureißen, die, weil von Männern errichtet, mit dem ungenauen Begriff »Patriarchat« bezeichnet werden.

Die Filmemacher/innen haben ihre Filme sicher nicht mit dem Ziel gedreht, »sozialistisches Patriarchat« zu dokumentieren und/oder zu entlarven. Sie haben Frauen und Mädchen in ihren verschiedenen Lebens- und Arbeitsbereichen beobachtet, sich für deren Lebenswege und -chancen, Ängste und Hoffnungen interessiert. Sie haben das Alltags(er)leben von Frauen und Mädchen in der DDR dokumentiert. Wobei der Alltag bekanntlich das Entscheidende ist, das normale Zusammenleben der Menschen, auf das alle politischen, auch die frauen-politischen Maßnahmen zielen (sollten), an deren Qualität sie sich messen lassen (müssten). Die Filmemacherinnen haben kollektive und individuelle Erfahrungen festgehalten, aus denen auf spezifische Weise ablesbar ist, was in dem historisch kurzen Zeitraum erreicht wurde und was nicht. Das Bewahren von Alltagserfahrungen scheint mir das Wichtigste an diesen Filmen zu sein. Denn, wie Brecht vor nunmehr 75 Jahren feststellte: »Unsere Erfahrungen verwandeln sich meist sehr rasch in Urteile. Diese Urteile merken wir uns, aber wir meinen, sie seien Erfahrungen. Natürlich sind Urteile nicht so zuverlässig wie Erfahrungen. Es ist eine bestimmte Technik nötig, die Erfahrungen frisch zu erhalten, so dass man immerzu aus ihnen neue Urteile schöpfen kann.« (Brecht 1934: 90) Filmische Dokumentationen gehören zu den Techniken, die Erfahrungen frisch halten (können). Sie sind geeignet, unzuverlässige Urteile, verhärtete Vorurteile aufzubrechen, sie regen an, Differenzierungen zu erkennen, zu formulieren und zu akzeptieren.

In den hier ausgewählten Filmen wurden keine staatliche Institutionen der DDR, keine politische Organisationen, keine Volkseigenen Betriebe dokumentiert. Sie wurden nicht strukturell analysiert, nicht machtpolitisch kritisiert. Aber in den Aussagen der Frauen und Mädchen, in den Bildern schimmert immer durch, welchen Einfluss alle diese Einrichtungen auf den Alltag der Frauen hatten. Die Filmemacher/innen haben das Normale, das Vielfältige und – absichtlich oder zufällig – das jeweilige »noch« Vorhandene, das »schon« oder »noch nicht« Erreichte entdeckt und auffällig gemacht. So haben sie – praxis- und zeitnah – Stand und Trends der Emanzipation erfasst. Die Filme ändern sich nicht. Die Zei-

ten ändern sich, wir ändern uns, unser Blick ändert sich, unsere Wahrnehmung. Wir sollten Dokumente dieser Art nutzen, einerseits, um immer wieder neue, differenzierte, gerechtere Urteile aus ihnen zu schöpfen, und andererseits, um Erfahrungen kennen zu lernen und zu studieren.

In der DDR war der »politische Blick« auf den Alltag und dessen Widerspiegelung in Kunstwerken vergleichsweise hoch sensibilisiert, auch bei Filmleuten und Zuschauer/innen. Einerseits durch Erfahrungen mit der Zensur. Man/frau lernte nicht nur Texte, sondern auch Bilder »zwischen den Zeilen« zu lesen und Untertexte zu hören. Andererseits auch durch Erziehung und Bildung. Die Menschen, Männer und Frauen, sollten befähigt werden, so die Forderungen im real existierenden Sozialismus, politisch, sozial, kulturell selbständig zu denken und zu handeln. Bis zu welchem Grad das funktionierte wird in den *Wittstock*-Filmen und in *Katrins Hütte* deutlich, in denen Frauen einen ausgeprägten politischen Blick, kritische Intelligenz sowie ein hohes Partizipationsbewusstsein und -verhalten an den Tag legen. Wenn sie – wie viele andere auch – anders dachten und sich anders verhielten als vorgesehen, geplant und erhofft, waren die Obrigkeiten, die Väter, die Patriarchen, offenbar immer wieder von neuem überrascht und ergriffen Maßnahmen zur Disziplinierung statt zur Demokratisierung. Das wirkte kontra-produktiv und kontra-emanzipativ und führte oft zu (häufig verzweifelter) Selbstrücknahme statt zu der offizielle geforderten Entfaltung »allseitig gebildeter Persönlichkeiten«. Die Obrigkeiten hätten aus der marxistischen Theorie wissen müssen, dass aus jeder politischen Entscheidung neue Widersprüche entstehen.

2. Wie vergleichsweise weit im Patriarchat der DDR dennoch die Gleichstellung der Geschlechter gediehen gewesen war, wie vergleichsweise selbstverständlich sie gelebt worden war, wird in den Filmen besonders deutlich, die nicht nur den DDR-Alltag, sondern auch den Wende-Alltag dokumentieren. Schlagartig reden die Frauen über Probleme, über die sie bis dahin nicht gesprochen hatten, weil sie für sie »erledigt« waren: über den erlittenen, bevorstehenden oder befürchteten Verlust des Arbeitsplatzes; über schlagartig einsetzendes Konkurrenzverhalten unter Kolleg/innen; über psychische Folgen der Arbeitslosigkeit: das entwürdigende Gefühl, nicht produktiv sein zu dürfen und gebraucht zu werden nur als Konsument/innen und als Wähler/innen (wobei sie das neue Warenangebot und die Wahlmöglichkeiten durchaus auch lobten); über den Verlust sozialer Kontakte; und vor allem: über den Zwang, sich selbst als Arbeitskraft ausbieten und einüben zu müssen, wie frau sich am besten verkauft; über die Notwendigkeit, sich permanent weiterbilden/umschulen lassen zu müssen, um dann doch keinen Arbeitsplatz zu finden; über diffuse Ängste, vor allem bezüglich der Zukunft der Kinder. Sie (wir alle!) sprachen über unser täglichen Mühen, bei aller lebensnotwendigen Anpassung an die radikal gewendeten Verhältnisse das eigene Selbstbewusstsein, Selbstwertgefühl, die Selbstachtung nicht zu verlieren. Und vor allem sprachen sie (wir) schlagartig und häufig über Geld – zu ihrer (unserer) eigenen Verwunderung. Veränderung der Werte.

Die Filme halten noch eine wichtige Erfahrung des Übergangs von dem einen in das andere Patriarchat frisch: Was Frauen seit vierzig Jahren in der alten Bundesrepublik lebten, was sie genossen, worunter sie litten, was sie kritisierten, wofür oder wogegen sie im Laufe der Jahre mehr oder weniger praktikable Verhaltensstrategien entwickelt hatten, – alles das, die ganze geballte Ladung des bundesrepublikanischen Patriarchats des Endes der 1980er Jahre traf die DDR-Frauen unvorbereitet. Die Frauen in den Filmen beschrieben ihre Erfahrungen sehr genau, aber – das fällt im nachhinein auf – sie sprachen in diesen ersten Monaten kaum explizit über Veränderungen der Geschlechterverhältnisse. Der Einbruch des Kapitalismus traf alle – sowohl die Frauen als auch (ihre) Männer. Die Rückschritte in den Gleichstellung fielen ihnen (uns) erst später auf: der plötzlich wieder gültige § 218; die Kostenpflicht für »Pille« und für Kinderbetreuung; das auf dem bundesrepublikanischen Familienmodell beruhende Scheidungsrecht; die Nichtanerkennung von – vor allem weiblichen – Ausbildungsgängen; der drohende Verlust an finanzieller und überhaupt an Eigenständigkeit gegenüber ihren Partnern und zu alledem der Vorwurf, der Drang der Ostfrauen nach Erwerbsarbeit sei eine wesentliche Ursache für die Massenarbeitslosigkeit.

3. Zu dem frühen Zeitpunkt urteilten die Frauen über ihr Leben in der DDR mehr emotional als differenziert analytisch. In den ausgewählten Filmen gibt es keine Frau, die über den Zusammenbruch der DDR bedingungslose Freude und ungetrübten Optimismus äußerte. Einige wenige leugneten ihre Trauer nicht, begründeten sie allerdings noch mit allgemeinen sozialen Ängsten, noch nicht mit der Veränderung der Geschlechterverhältnisse. Andere äußerten Wut und Ärger, weil sie sich nicht als Frauen, wohl aber als Staatsbürger/innen von der SED und der DDR-Regierung betrogen fühlten – betrogen um ihre Ideale und um die Kraft, die sie für die Verwirklichung dieser Ideale eingesetzt hatten.

Interessant ist, dass sie alle sich im nachhinein über ihre »alten« sozialen Erfahrungen nicht explizit äußerten, dass sie aber implizit ihre neuen Erfahrungen permanent an den alten maßen, wenn sie sie beschrieben. Nicht nur, dass über die Vergangenheit differenziert zu sprechen nicht opportun war, vermutlich konnten die Frauen es noch nicht. Und sie mussten es in diesen Dokumentarfilmen auch nicht. Sie wussten, dass die Filmemacher/innen wussten, wovon die Rede war. Den Filmleuten gegenüber gab es die Notwendigkeit nicht, zu erklären und/oder sich zu rechtfertigen. Ähnliche und gemeinsame Vergangenheits- und auch Gegenwartserfahrungen bildeten die Grundlage dieser Kommunikation. Das muss man/frau beim Betrachten und Analysieren der Filme immer mitdenken.

Wie notwendig, schwierig, beinahe unmöglich es allerdings war (und teilweise blieb), westdeutschen Mitbürger/innen den DDR-Alltag zu erklären, zeigt die Szene, in der Renate in Wittstock »Entwicklungshelfern« aus der alten Bundesrepublik zu vermitteln versucht, was in der DDR »sozialistische Hilfe« bedeutet hatte. Es offenbart sich ein Erklärungs- und Verständnisnotstand – trotz redlicher Bemühungen auf der einen und trotz ehrlicher Wissensdurstes auf der anderen Seite.

4. Die befragten Frauen nutzten die Möglichkeit, über Dinge öffentlich zu reden, die im sozialistischen Patriarchat Tabu gewesen waren. Sie nutzten sie zögerlich, besonders, wenn es sich um Familieninterna handelte. Über Ehescheidung, auch über die eigene, hatten sie längst und bemerkenswert souverän gesprochen. Über Scheidungsgründe wie Alkoholmissbrauch und/oder Gewalt in der Familie gaben sie erst jetzt und nur andeutungsweise Auskunft. Das ist insofern erstaunlich, als derartige Konflikte in Büchern, in Spiel-, Fernseh- und vor allem in Kriminalfilmen durchaus öffentlich gezeigt und diskutiert wurden. Über Gewalt in den Familien ihrer Eltern hatten Frauen offen gesprochen – von diesen Familien hatten sie sich emanzipiert. Dass sie lernten, über körperliche Gewalt in den eigenen Familien zu sprechen, in den Familien, für deren Gründung und Funktionieren sie selbst die (Mit)Verantwortung trugen, zeigt, dass sie bereit und in der Lage waren, auch die tradierten, anerzogenen Schamswellen zu übertreten, die sie im sozialistischen Patriarchat noch nicht hatten abbauen können.

Frauen sprachen in der frühen Nachwendezeit keineswegs über alle schlagartig gefallenen Tabus, und die Filmleute fragten nicht danach. Aber beim nachträglichen Sehen fielen mir besonders die »weißen Flecken« auf, Themen, an die in der DDR nicht gerührt worden, bzw. die nicht öffentlich abgehandelt worden waren. Beispielsweise, dass und warum beispielsweise Frauen aus politischen Gründen eingesperrt wurden; dass und warum so viele junge Frauen die DDR verlassen wollten und sie verlassen hatten, sobald es irgend möglich war. Fragen dieser Art gehörten zu den politischen Problemfeldern wie die äußere und innere Sicherheit des Staates, Reisemöglichkeiten, Redefreiheit, notwendige gesellschaftliche Veränderungen, Reformbestrebungen in allen Lebensbereichen etc., Felder, die ebenso die Männer betrafen. Es ist ein weites Feld, dieses komplizierte Verwoben-, Verstricktsein von sozialistischem Patriarchat und sozialistischer Diktatur. Es überschreitet den Rahmen dieser Studie erheblich.

5. Das Verhältnis zwischen den Menschen hinter und vor den Film- oder Fernsehkameras ist ein Indikator für die real existierende Menschenwürde in modernen Mediengesellschaften. Ein Machtverhältnis: Die Leute, die Bilder machen, haben Macht über die Leute, von denen Bilder gemacht, geschnitten, montiert, kommentiert, veröffentlicht werden.

Renate Möhrmann, feministische Medienwissenschaftlerin in Köln, schlussfolgert aus ihren Erfahrungen in der alten Bundesrepublik: »Film ... verfestigt die patriarchalischen Mythen zu einer Autorität, über die kein anderes Medium verfügt«. Sie verweist auf den traditionell männlichen, häufig »voyeuristischen«, oft »sexistischen« Blick, der in den audiovisuellen Medien durch Arbeitsteilung verdoppelt, verdreifacht werde. Diesen Blick, so sagt sie, haben der Regisseur, der seinen Stoff aussucht, der Kameramann, der ihn für die Leinwand organisiert, und auch (jedenfalls im Spielfilm) der männliche Protagonist, der die Frau zum Objekt seines Begehrens macht. (Möhrmann 1996, 383) Nur einige, zunehmend Filme von Frauen über Frauen, so meint sie, folgen diesem Blick nicht. Sie haben

deshalb immer noch Schwierigkeiten, das Publikum zu erreichen, besonders das männliche.

In DEFA-Dokumentarfilmen habe ich den voyeuristischen und/oder sexistischen Blick nicht gefunden (wenn ich von dem leicht herablassenden »männlichen Blick« auf die *Stars* absehe, der weniger durch die Kamera als vielmehr durch den hinzugefügten Kommentar hergestellt wurde). Nach meiner Beobachtung gibt es in den Filmen ein Verhältnis von Subjekt zu Subjekt, wobei die Grundlage dafür weitgehend die Akzeptanz der Arbeit der/des jeweils anderen gewesen sein mag. Trotz und wegen der Arbeitsteilung gegenseitige Achtung herzustellen war eines der vielen gesellschaftlichen Ziele von Künstler/innen. Es war ein langwieriges Bemühen und bis zur Implosion der DDR nur in Maßen erfolgreich. Das Bemühen selbst aber gehörte zu den Markenzeichen von DDR-Kunst.

Die gegenseitige Akzeptanz bei diesen Dokumentarfilmaufnahmen hatte zur Folge, dass die Frauen ihr Frau-Sein nicht »inszenierten«, dass sie sich nicht »als Frauen« maskierten, dass sie vor der Kamera ihr Ich nicht verleugneten, dass sie lernten mitzubestimmen, welche Vorgänge dokumentiert wurden und welche nicht.²⁵ Sie agierten in dem Bewusstsein, jemand zu sein und etwas zu leisten und damit sowohl ihren eigenen und als auch gesellschaftlichen Erwartungshaltungen weitgehend zu genügen.

Wenn Frauen nicht in der Kunst, wohl aber im Leben zu Objekten gemacht wurden oder gemacht zu werden drohten – beispielsweise die Klopferin Christine, die beiden Ausreißerinnen, die Frau des Versicherungsangestellten (*Winter adé*) oder Katrin in der Volkskammer (*Katrins Hütte*), so haben die Filmemacher/innen das als kritisierenswert und veränderungsbedürftig gezeigt. Sie haben auch gezeigt, dass der sexistische Blick im Leben nicht abgeschafft war, dass aber die Männer ihn – zumindest vor der Kamera – nicht ostentativ zeigten, sondern eher zügelten.

6. »Die Frauenemanzipation stellt, wenn man ihren Platz innerhalb der Geschichte der Menschheit bedenkt, eine wahrhafte Revolution dar, die alle kollektiven Tabus umstürzt und tiefer an den psychologischen Untergrund eines jeden Menschen rührt, als es scheinen mag.« (Veil, 1992, 6) Dieser These von Simone Veil stimme ich zu und füge im Sinne ihres oben zitierten Ausspruchs hinzu: Diese wahrhafte Revolution wird sehr lange dauern. Ich bin überzeugt, in den ausgewählten und in vielen anderen DEFA-Dokumentarfilmen können Frauen und Männer solche revolutionären Vorgänge in ihrer Komplexität und historischen Bedingtheit/ Beschränktheit gut erkennen. Vorausgesetzt natürlich, sie sind bereit, alte (auch ungeliebte) Erfahrungen zur Kenntnis zu nehmen, fähig, diese genau zu beobachten, und willens, neue Urteile aus ihnen zu schöpfen.

25 Katrin (*Katrins Hütte*) lehnte anfangs ab, über ihre Erfahrungen in der Volkskammer zu sprechen, später schlug sie es selbst vor. Beide Wünsche wurden von den Filmemachern respektiert. – Diese Art von gegenseitiger Information und Verabredung war auch bei der Produktion der Langzeitdokumentation *Die Kinder von Golzow* von Winfried und Barbara Junge üblich, sobald die »Kinder« erwachsen waren.

Literatur

- Akademie der Wissenschaften der DDR 1989: Verfassungen deutscher Länder und Staaten. Von 1816 bis zur Gegenwart. Berlin.
- Behrend, Hanna (Hrsg.) 1997: »Als ganzer Mensch leben«. Lebensansprüche ostdeutscher Frauen. Berlin. trafo verlag.
- Brecht, Bert 1993: Kleines Organon für das Theater (1948). In: Brecht, Bertolt: Große Kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Berlin/Weimar/Frankfurt a. M.. Bd. 23, 65 ff.
- Brecht, Bertolt 1934: Vorsicht bei der Bewahrung von Erfahrungen. In: Brecht, Bertolt 1995: Prosa 3. Große Kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Aufbau-Verlag Berlin und Weimar. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M.
- Dahlke, Günther, Lilli Kaufmann (Hrsg.) 1970: ...wichtigste aller Künste. Lenin über den Film. Dokumente und Materialien. Berlin: Henschelverlag Kunst und Gesellschaft.
- Hensel, Jana; Elisabeth Raether (2008): Neue deutsche Mädchen.
- Honecker, Erich 1971: Bericht des Politbüros auf der 4. Tagung des ZK der SED. In: Neues Deutschland, 18.12.1971. Berlin.
- Jana Hensel 2002: Zonenkinder. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Jordan, Günter/Ralf Schenk (Red.) 1996: Schwarzweiß und Farbe. DEFA-Dokumentarfilme 1946-92. Herausgegeben vom Filmmuseum Potsdam. Berlin: Jovis.
- Jun, Gerda 1983: Kinder, die anders sind. Ein Elternreport. Gewidmet dem »Internationalen Jahr der Geschädigten« 1981. Berlin. VEB Verlag und Gesundheit.
- Möhrmann, Renate (Hrsg.) 1996: Verklärt, verkitscht, vergessen. Die Mutter als ästhetische Figur. Stuttgart. Weimar. Verlag J. B. Metzler.
- Piscator, Erwin 1929: Politisches Theater. Berlin. – Faksimile-Ausgabe: Henschel-Verlag 1968, Berlin.
- Schenk, Ralf (Red.) 1994: Das zweite Leben der Filmstadt Babelsberg. DEFA-Spielfilme 1946–1992. Herausgeber: Filmmuseum Potsdam. Berlin.
- Scholz, Hannelore 1997: Die DDR-Frau zwischen Mythos und Realität. Herausgeber: Die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Landesregierung von Mecklenburg-Vorpommern. Schwerin.
- Schröter, Ursula; Ullrich, Renate 2004: Patriarchat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR. Berlin.
- Storch, Wolfgang (Hg.) 1988: Explosion of a Memory. Heiner Müller DDR. Ein Arbeitsbuch. Berlin: Edition Hentrich.
- Uecker, Karin (Hrsg.) 1998: Frauen im europäischen Theater heute. Hamburg. Europäische Verlagsanstalt/Rotbuch Verlag.
- Ulbricht, Lotte 1968: Reden und Aufsätze 1953 bis 1967. Berlin.
- Ullrich, Renate 1986: Schweriner Entdeckungen. Ein Theater im Gespräch. Berlin. Dietz Verlag.
- Veil, Simone 1992: Die moderne Frau will mehr als Weib und Mutter sein. In: Berliner Zeitung 1992 vom 23./24.5. von Wangenheim, Inge 1946: DIE Frau DIE Jugend DAS Theater. In: Theater Film Funk (Hrsg.: Dr. Oscar Götz). 1946, I/1.
- Wander, Maxie 1977: Guten Morgen, du Schöne. Berlin: Buchverlag Der Morgen.
- Wolf, Christa 1977: Berührung. In: Christa Wolf 1979: Fortgesetzter Versuch. Aufsätze, Gespräche, Essays. Leipzig: Verlag Philipp Reclam jun.

Dokumentarfilme

- Böttcher, Jürgen: Die Küche (1987); Martha (1978); Stars (1963); Wäscherinnen (1972),
- Koopp, Volker: Mädchen in Wittstock (1975); Leben in Wittstock (1976); Wittstock III (1978); Wieder in Wittstock (1993); Wittstock Wittstock (1996).
- Misselwitz, Helke: Winter adé (1988)..
- Tschirner, Joachim: Katrin (1987); Katrins Hütte (1996).

Von der Endzeit- zur Umbruchsituation

Gender-Aspekte 1987/88 und 1990 in der DDR analysiert auf Basis der soziologischen Befragungen SD87, IU88 und UF90

Vorbemerkungen

In diesem Kapitel werden soziologische Befragungen aus den letzten Jahren der DDR mit dem Schwerpunkt der Geschlechterdifferenz ausgewertet. Dieses Vorhaben ist motiviert durch die Einschätzung, dass der Geschlechterwiderspruch in den DDR-Gesellschaftswissenschaften im Vergleich zum Klassenwiderspruch »nicht einmal als ›Nebenproblem‹ eine angemessene Rolle« spielte (Schröter, Ullrich 2005, 163).

Ebenfalls mit Verweis auf diese Publikation kann diesem Kapitel die Prämisse vorangestellt werden: Die DDR war eine patriarchale Gesellschaft. Diese Charakterisierung schließt logischerweise ein, dass hier ein soziales Gefälle zwischen Mann und Frau bestand, das als soziale Ungleichheit zu qualifizieren ist.¹

Obwohl sowohl die offizielle Politik wie auch die Gesellschaftswissenschaften in der DDR davon ausgingen, dass »mit der sozialen Frage auch die Frauenfrage gelöst« worden sei (Autorenkollektiv 1988, 307), wurde gleichzeitig anerkannt, dass zwischen den Geschlechtern noch soziale Unterschiede bestehen, die weiter abzubauen seien, um »die soziale Gleichstellung von Mann und Frau zu erreichen« (ebenda). Die Bezeichnung »soziale Ungleichheit« verwendete man allerdings nicht im Zusammenhang mit der DDR-Gesellschaft – wohl auch, um nahe liegende Assoziationen mit den Begriffen »soziales Problem« oder »soziale Gerechtigkeit« zu vermeiden.

Ausgehend von einer allgemeineren Definition besteht soziale Ungleichheit nach dem Geschlecht darin, dass die Gruppe der Männer »aufgrund ihrer Stellung in sozialen Beziehungsgefügen von den ›wertvollen Gütern‹ einer Gesellschaft regelmäßig mehr« als die Gruppe der Frauen erhält² (Hradil 2001, 30).

In diesem Beitrag geht es um die Fragen: Was können wir aus den uns vorliegenden Befragungen der DDR-Bevölkerung über die ungleiche Verteilung der Ressourcen zwischen den Geschlechtern und damit verbundene differente Teilha-

1 »Nach allen Definitionen verweist Patriarchat auf soziale Ungleichheiten, auf asymmetrische Machtbeziehungen und soziale Unterdrückung und auf die Tatsache, dass es sich dabei nicht um ein natürliches oder selbstverständliches Phänomen handelt« (Becker, Kortendiek 2004,15).

2 Wertvolle Güter: Güter, die »Lebens- und Handlungsbedingungen darstellen, die zur Erlangung von allgemeinen Zielvorstellungen einer Gesellschaft dienen« (z. B. Geld, Bildungsabschlüsse, gesunde Arbeitsbedingungen) (Hradil 2001, 28).

bemöglichkeiten erfahren? Lassen sich aus charakteristischen Besonderheiten der Geschlechterdifferenz Rückschlüsse auf eigentümliche Züge des Patriarchats in der DDR-Gesellschaft ziehen?

Die 80er Jahre, in denen die auszuwertenden Befragungen stattfanden, waren als das letzte Jahrzehnt der DDR auch objektiv deren Endzeit, die schließlich in einem von der großen Mehrheit der Bevölkerung getragenen gesellschaftlichen Umbruch kulminierte. Inwiefern reflektieren die Ergebnisse der Befragungen diese Entwicklung in der Geschlechterdifferenz?

Die Analyse der ausgewählten Befragungen orientiert sich an den statistischen Befunden, eine literaturkritische Bewertung der darauf basierenden DDR-Publikationen ist nicht beabsichtigt.

Schlaglicht 1981: Die Untersuchung P81

Die Untersuchung P81 (1981/82) ist die am weitesten zurückliegende elektronisch auswertbare Erhebung, die uns zur Verfügung steht (Kretzschmar u. a. 1986). Sie erfasste Produktionsarbeiter/innen in Fertigungsbereichen der Industrie (Radtke u. a. 1983) sowie Beschäftigte mit Hoch- und Fachschulqualifikation in der industriellen Forschung und Entwicklung (Schröter u. a. 1983). Die Befragung war arbeitszentriert, sie sollte Aufschluss geben über Differenzierungen und Einflussfaktoren der Leistungsbereitschaft und des Leistungsverhaltens im Zusammenhang mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt.³

Angesichts der starken Konzentration der Befragung auf einen relativ kleinen Ausschnitt der DDR-Bevölkerung und der geringen Themenbreite der Untersuchungsziele (Konzentration auf den Arbeitsprozess) können aus den Befunden nur begrenzt Rückschlüsse auf die Gesamtsituation der DDR-Gesellschaft Anfang der 80er Jahre erwartet werden.

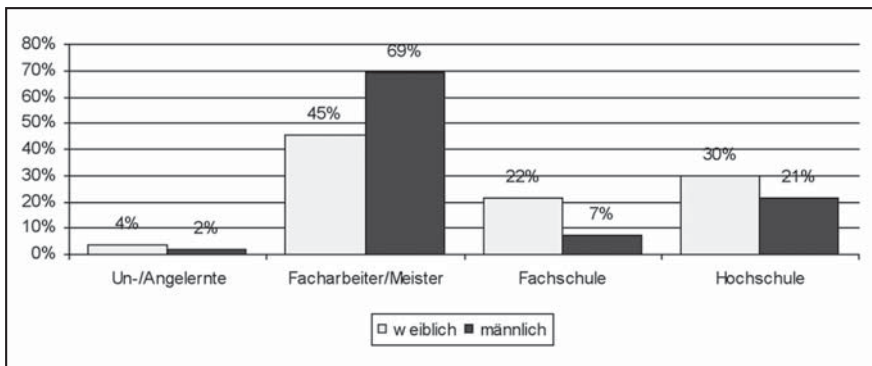
Schon die Zusammensetzung des Teilsamples »wissenschaftlich-technische Intelligenz in der Industrieforschung« (Kretzschmar u. a. 1986, 5) weist auf die massive Unterpräsenz der Frauen in diesem Beschäftigungsbereich hin: 78 (18 %) der 440 Befragten waren weiblich.

Einige Ergebnisse der Befragung:

Deutliche strukturelle Unterschiede bestanden im beruflichen Ausbildungsniveau: Frauen waren häufiger als Männer ohne Berufsabschluss (Un- und Angelernte: w 13 %, m 4 %) und Fachschulabsolventinnen (w 19 %, m 9 %) auf Kosten der Facharbeiter. Gleichwohl verfügte jede zweite Frau über einen Facharbeiterabschluss (w 52 %, m 69 %).

3 Die Befragungen wurden für »Arbeiter« und »Intelligenz« gesondert und nach verschiedenen Fragebogen durchgeführt. Für diese Auswertung wurde das Sample »Arbeiter« mit einem Teilsample »Intelligenz« aggregiert und auf die gemeinsam erfassten Indikatoren beschränkt.

Abbildung 1-1: 25- bis 39-Jährige: berufliches Ausbildungsniveau



Bei näherer Betrachtung erwies sich allerdings die höhere Quote von un- und angelernten Frauen als ein Relikt der Vergangenheit. Überhaupt war Bildungsungleichheit zum Nachteil der Frauen nur in der Altersgruppe über 40 Jahre nachweisbar. Für Altersgruppen, die das DDR-Bildungssystem absolviert hatten, war das Ausbildungsniveau dadurch gekennzeichnet, dass Männer und Frauen i. d. R. mindestens über einen Facharbeiterabschluss verfügten. Bei den 25 bis 39-Jährigen bestanden die geschlechtsspezifischen Qualifikationsunterschiede in höheren Anteilen der Frauen mit Fach- bzw. Hochschulabschluss auf Kosten der Facharbeiter/innen⁴ (Abb. 1-1).

Die starken Unterschiede im persönlichen monatlichen Nettoeinkommen belegen eine erhebliche Benachteiligung der weiblichen Beschäftigten. Nicht einmal vier Prozent der Männer, aber nahezu jede zweite Frau (46 %) mussten sich mit einem Einkommensniveau unterhalb der 700-Mark-Grenze zufrieden geben (Tab. P81-1).

Der Indikator *Familienstand* differierte nur insignifikant zwischen Männern und Frauen (vgl. Tab. P81-1).

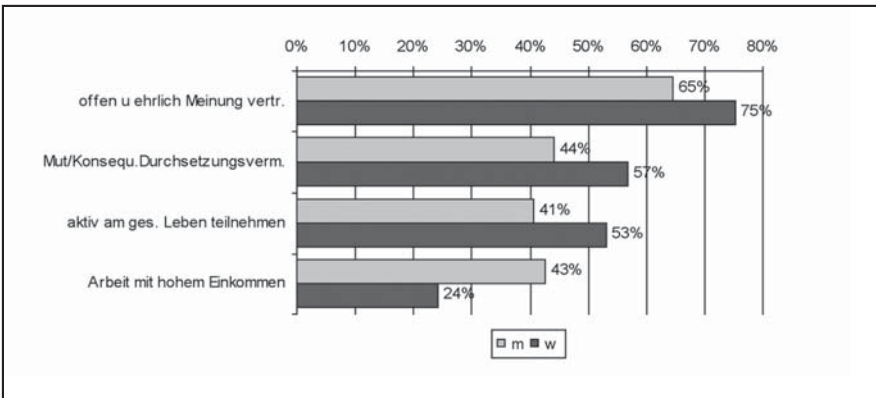
Bei allgemein sehr hohem *politischen Organisations- und Aktivitätsniveau* waren Männer erheblich stärker politisch organisiert und auch gesellschaftlich aktiver als Frauen (SED-Mitglied: w 9 %, m 26 %).

Subjektive Einschätzungen und Bewertungen (der erfragten Aspekte) der männlichen und weiblichen Befragten stimmten grundlegend überein. Signifikante Differenzen drücken eher graduelle, nicht aber gegensätzliche Standpunkte aus; sie sind nicht die Regel und betreffen überdies kaum die in der Rangfolge als am wichtigsten angesehenen Merkmale.

⁴ Bei den ab 40-Jährigen waren Un- und Angelernte ausschließlich weiblich (allerdings war diese Altersgruppe mit 107 Befragten nur schwach besetzt). Die Qualifikationsstruktur der unter 25-Jährigen ist wenig aussagekräftig, weil in dieser Altersgruppe die Ausbildungsprozesse oft noch nicht abgeschlossen sind.

Vor dem Hintergrund dieser tendenziellen Übereinstimmung des Meinungsbildes zwischen den Geschlechtern zeigten sich die folgenden signifikanten Abweichungen: Frauen sprachen den Merkmalen Kameradschaftlichkeit und Ausdauer einen stärkeren Einfluss auf hohe Arbeitsleistungen zu. Unter den Kriterien einer guten Arbeit legten Frauen mehr Wert auf: gute Kollektivbeziehungen, die Beachtung von (eigenen) Vorschlägen und Hinweisen und die Kenntnis der Bedeutung der eigenen Arbeit .

Abbildung 1-2: *Erstrebenswerte Eigenschaften und Lebensvorstellungen – signifikante Unterschiede nach Geschlecht: Antwort »trifft zu«*



Männer hingegen bewerteten im Hinblick auf die eigene Arbeitssituation kritischer als Frauen die Aspekte Beachtung von Vorschlägen und Hinweisen, berufliche Entwicklungsmöglichkeiten und Kenntnis der Bedeutung der Arbeitsaufgabe. Auch benannten Männer Hektik sowie Unterbrechungen/Störungen als Ursachen für Ärger in der Arbeit häufiger. Frauen hielten mehrheitlich – wenngleich signifikant weniger häufig als Männer – die Arbeitsergebnisse für das wichtigste der Kriterien einer gerechten Entlohnung. Sie traten jedoch entschiedener für die Sanktionierung fehlender Leistungen ein.

Große Übereinstimmung bestand auch bei weiblichen und männlichen Befragten in der Einschätzung der weltpolitischen Lage. Die große Mehrheit – Männer noch signifikant häufiger als Frauen – betonte den Standpunkt, dass »die Politik der Entspannung nach wie vor das Hauptmittel zur Erhaltung des Friedens« sei. Die meisten Befragten – unabhängig vom Geschlecht – schlossen sich auch der Auffassung an, »je stärker der Sozialismus ist, um so sicherer ist der Frieden«. Dieses Stimmungsbild zeigt, welche große Rolle vor nahezu drei Jahrzehnten die Frage von Krieg und Frieden auch im Denken der Menschen spielte und dass

auch die »Systemfrage« damit in enger Verbindung gesehen wurde. Nur eine Minderheit, allerdings eine signifikant größere seitens der Männer, sah die beiden damaligen Großmächte in der alleinigen Verantwortung für Krieg oder Frieden. Bemerkenswert ist auch, dass nur jeweils sehr wenig weibliche wie männliche Befragte ihre Inkompetenz oder ihr Desinteresse in Fragen der internationalen Lage bekundeten.

Im Gegensatz zu gängigen Vorbehalten ließen die Befragungsergebnisse der P81 keinerlei Rückschlüsse auf eine im Vergleich zu den Männern geringere politische Interessiertheit und Informiertheit der Frauen zu. Unter den erfragten »erstrebenswerten Eigenschaften und Lebensvorstellungen« spielt bei den Männern das Streben nach einer Arbeit mit hohem Einkommen eine größere Rolle. Bei den Frauen genossen solche Eigenschaften wie offen und ehrlich die eigene Meinung zu vertreten; Mut, Konsequenz und Durchsetzungsvermögen sowie aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben eine signifikant höhere Wertschätzung⁵ als bei den männlichen Beschäftigten.

Endzeitstimmung? Zwar wurden Fragen vermieden, die die Stellung zum politischen System der DDR unmittelbar erkundeten. Aus den vorliegenden Befragungsergebnissen kann jedenfalls nicht auf eine zunehmende oder hohe politische Unzufriedenheit am Beginn der 80er Jahre in der DDR geschlossen werden.

5 Damit dürften wichtige Gründe genannt sein, warum Dokumentarfilmer der DDR so gern mit Frauen gearbeitet haben (vgl. Ullrich im vorliegenden Band).

Tabellen

Tabelle P81-1

| | Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V |
|---|------------|----------|----------------------|
| | weiblich | männlich | |
| Familienstand | | | |
| 1 verheiratet/Lebensgemeinschaft | 74,9% | 78,7% | 76,8% |
| 2 ledig/geschieden/verwitwet | 25,1% | 21,3% | 23,2% |
| Gesamt | 215 | 207 | 422 |
| eigenes monatliches Nettoeinkommen | | | 0,509 |
| 1 bis 700 M | 46,3% | 3,8% | 25,3% |
| 2 701-1.000 M | 47,7% | 71,3% | 59,3% |
| 3 über 1.000 M | 6,1% | 24,9% | 15,4% |
| monatliches Nettoeinkommen der Familie | | | 0,128 |
| 1 bis 1.200 M | 22,7% | 29,5% | 26,0% |
| 2 1.201-1.400 M | 21,6% | 21,6% | 21,6% |
| 3 1.401-1.600 M | 21,1% | 25,3% | 23,2% |
| 4 über 1.600 M | 34,5% | 23,7% | 29,2% |
| Gesamt (fehlende Werte: 40) | 194 | 190 | 384 |
| Parteizugehörigkeit | | | 0,213 |
| 1 SED | 9,3% | 25,5% | 17,3% |
| 2 nicht SED | 90,7% | 74,5% | 82,7% |
| ehrenamtliche gesellschaftliche Funktion | | | 0,100 |
| 1 ja | 61,2% | 70,7% | 65,9% |
| 2 nein | 38,8% | 29,3% | 34,1% |
| Zeit für ehrenamtl. ges. Tätigkeit (Monat) | | | 0,146 |
| 1 keine | 28,9% | 20,2% | 24,5% |
| 2 bis 4 Std | 35,8% | 30,6% | 33,2% |
| 3 mehr als 4 Std | 35,3% | 49,2% | 42,4% |
| Gesamt (fehlende Werte: 44) | 187 | 193 | 380 |

Tabelle P81-2a

| Ausgewählte Merkmale nach Geschlecht | | | |
|---|-----------------|------------------------|---------------|
| (sortiert nach »Gesamt«, Signifikante Ungleichverteilungen fett gedruckt) | | | |
| | weiblich | männlich | Gesamt |
| Einfluss auf »Erzielung hoher Leistungen in Ihrer Arbeit« | | | |
| (1 geringen/mittleren Einfluss, 2 – großen Einfluss) | | | |
| | | großen Einfluss | |
| Sorgfalt, Gründlichkeit | 90,6% | 87,9% | 89,3% |
| Disziplin, Zuverlässigkeit | 80,9% | 79,2% | 80,1% |
| Fleiß | 74,4% | 75,1% | 74,8% |
| kameradschaftliche Hilfe in der Arbeit | 72,9% | 61,8% | 67,5% |
| Ausdauer | 68,9% | 56,1% | 62,6% |
| Wirkung der Arb. auf andere berücksichtigen | 62,1% | 60,5% | 61,3% |

Tabelle P81-2a2

| Ausgewählte Merkmale nach Geschlecht | | | |
|---|-----------------|---------------------|---------------|
| (sortiert nach »Gesamt«, Signifikante Ungleichverteilungen fett gedruckt) | | | |
| | weiblich | männlich | Gesamt |
| Wichtigkeit von Merkmalen, »damit Ihnen die Arbeit gefällt« | | | |
| (1 – kaum/teilweise wichtig, 2 – sehr wichtig) | | | |
| | | sehr wichtig | |
| gerechte Leistungsbeurteilung | 91,5% | 86,0% | 88,8% |
| vielseitige interessante Arbeit | 86,9% | 84,1% | 85,5% |
| gute Kollektivbeziehungen | 89,7% | 81,3% | 85,5% |
| selbstständiges Handeln | 80,4% | 80,3% | 80,3% |
| meine Vorschläge/Hinweise werden beachtet | 79,9% | 67,5% | 73,8% |
| gute Verdienstmöglichkeiten | 60,7% | 66,3% | 63,5% |
| Kenntnis der Bedeutung der Arbeitsaufgabe | 71,0% | 51,0% | 61,2% |
| volkswirtschaftlich wichtige Aufgabe | 62,9% | 54,9% | 58,9% |
| berufliche Entwicklungsmöglichkeiten | 56,1% | 55,3% | 55,7% |
| hohes Ansehen meines Kollektivs | 54,5% | 45,1% | 49,9% |

Ausgewählte Merkmale nach Geschlecht

(sortiert nach »Gesamt«, Signifikante Ungleichverteilungen fett gedruckt)

| | weiblich | männlich | Gesamt |
|---|--------------|---------------------------------|--------------|
| »Inwieweit treffen die Merkmale auf Ihre Arbeitssituation zu?« | | | |
| (1 – trifft kaum zu/trifft teilweise zu, 2 – trifft völlig zu) | | | |
| | | trifft kaum/teilweise zu | |
| gute Verdienstmöglichkeiten | 62,3% | 68,3% | 65,2% |
| hohes Ansehen meines Kollektivs | 59,3% | 62,1% | 60,7% |
| meine Vorschläge/Hinweise werden beachtet | 51,2% | 68,9% | 59,9% |
| vielseitige/interessante Arbeit | 57,7% | 55,8% | 56,7% |
| berufliche Entwicklungsmöglichkeiten | 54,2% | 58,3% | 56,2% |
| Kenntnis der Bedeutung der Arbeitsaufgabe | 46,5% | 59,2% | 52,7% |
| gerechte Leistungsbeurteilung | 38,0% | 51,5% | 44,6% |
| volkswirtschaftlich wichtige Aufgabe | 40,1% | 40,3% | 40,2% |
| gute Kollektivbeziehungen | 40,5% | 39,6% | 40,0% |
| selbstständiges Handeln | 42,7% | 36,5% | 39,7% |

»Was ärgert Sie in der Arbeit am meisten?« (0 – trifft nicht zu, 1 – trifft zu)

| | | trifft zu | |
|---|--------------|------------------|--------------|
| Hektik | 67,9% | 84,2% | 75,9% |
| Störungen | 44,7% | 54,5% | 49,5% |
| wenn meine Leistung nicht gut ist | 49,3% | 40,7% | 45,0% |
| wenn meine Leistung ungerecht beurteilt wird | 38,1% | 33,0% | 35,6% |
| schlechter Stand des Kollektivs im Wettbewerb | 14,9% | 13,4% | 14,2% |
| ich ärgere mich über nichts mehr | 0,9% | 2,9% | 1,9% |

»Wie würden Sie die gegenwärtige weltpolitische Lage beurteilen?«

(0 – trifft nicht zu, 1 – trifft zu)

| | | trifft zu | |
|--|--------------|------------------|--------------|
| Entspannung entscheidend für Frieden | 70,2% | 81,8% | 75,9% |
| je stärker Sozialismus, desto sicherer Frieden | 64,7% | 58,9% | 61,8% |
| für Frieden ökonomisch mehr anstrengen | 54,0% | 49,8% | 51,9% |
| Krieg/Frieden entscheiden USA/SU | 10,7% | 23,4% | 17,0% |
| kann internationale Lage nicht beurteilen | 5,1% | 3,8% | 4,5% |
| kümmere mich nicht um Politik | 3,7% | 4,3% | 4,0% |
| Aggressivität des Imp. nicht übertreiben | 2,3% | 4,8% | 3,5% |
| Krieg kaum zu verhindern | 3,3% | 3,3% | 3,3% |

Die Untersuchung SD87

Vorbemerkung

Die SD87 (Sozialstruktur und Lebensweise in Städten und Dörfern 1987) steht aus verschiedenen Gründen im Zentrum dieser Auswertung von DDR-Befragungen. Sie richtete sich nicht nur an Berufstätige, sondern an die Wohnbevölkerung über 15 Jahre in unterschiedlichen Gebiets- und Ortstypen (z. B. in ländlichen und Industriegebieten, in Städten und Dörfern unterschiedlicher Größe und Funktion). Mit ca. 3 900 Befragten und ausgewogener Geschlechterproportion (w 51,5 %) sind differenzierte Analysen möglich.

Allgemeine Übersicht

Die *Altersstruktur* der männlichen und weiblichen Teilpopulationen ist annähernd ausgeglichen. Die auffälligste, aber aufgrund der höheren Lebenserwartung der Frauen plausible Differenz besteht in einem größeren weiblichen Anteil der über 64-Jährigen (w 14,0 %, m 10,1 %) (vgl. Tab. SD-1).

Familienstand: Die große Mehrzahl der volljährigen Befragten (über 75 Prozent) männlichen und weiblichen Geschlechts lebt in Partnerschaft. Der Familienstand »geschieden/verwitwet« (m 3 %, w 12 %) betraf Frauen häufiger als Männer, die wiederum zum größeren Anteil ledig waren (m 19 %, w 13 %). Drei Viertel der männlichen und vier Fünftel der weiblichen Befragten hatten Kinder.

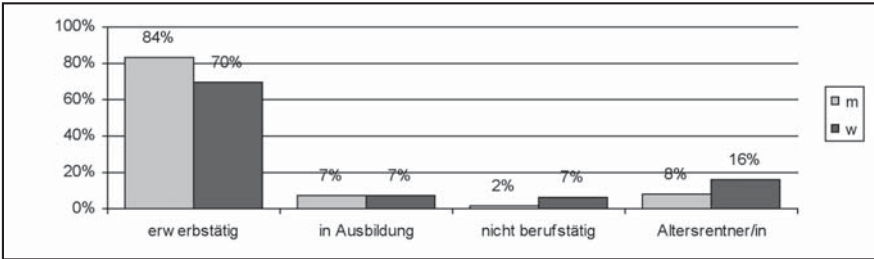
Schulbildung: Es bestanden nur geringfügige Unterschiede nach dem Geschlecht.

Berufliche Ausbildung: Die befragten Männer hatten ein tendenziell höheres Ausbildungsniveau (Un- und Angelernte: m 8 %, w 21 %). Allerdings waren für die Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter die Niveauunterschiede wesentlich geringer.

Erwerbsstatus: Vor dem Hintergrund einer breiten allgemeinen Erwerbsbeteiligung war der Anteil der weiblichen Nichterwerbstätigen, insbesondere auch der Altersrentnerinnen, deutlich höher. Angesichts des früheren Rentenalters der Frauen⁶ ist die weibliche Erwerbstätigenquote von 70 Prozent als sehr hoch einzuschätzen (Abb. 2.1-1). Nur wenige Frauen im arbeitsfähigen Alter waren nicht berufstätig. Die höchste weibliche Beschäftigungsquote gab es mit 96 Prozent in der Altersgruppe zwischen 40 und 50 Jahren.

6 Frauen bezogen ab 60, Männer ab 65 Jahre Altersrente.

Abbildung 2-1: *Erwerbsstatus nach Geschlecht*



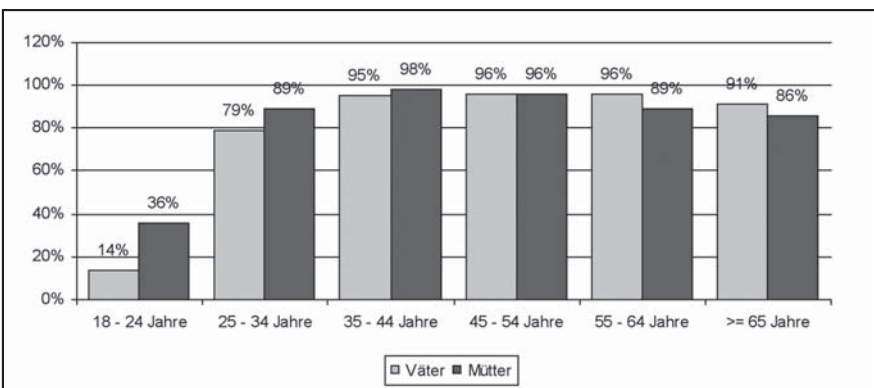
Berufstätigkeit wurde »ganztätig« ausgeübt. Das galt auch für die große Mehrzahl der weiblichen Beschäftigten (m 98 %, w 76 %).

Die berufliche Stellung kontrastierte stark: Männer waren vor allem Arbeiter. Angestellte bildeten eine vergleichsweise kleine männliche, aber die größte weibliche Beschäftigtengruppe. Eine berufliche Leitungsfunktion übten nur halb so viele Frauen aus wie Männer.

Haushalte/Familie (Befragte ab 18 Jahre)

Drei Viertel der Befragten, darunter Frauen noch häufiger als Männer, lebten in partnerschaftlichen Verhältnissen. Das bedeutete in der DDR der 80er Jahre verheiratet zu sein. Die Form der Lebensgemeinschaft (3,6 Prozent) spielte dabei nur eine marginale Rolle. Der Familienstand »geschieden« (nur 2,1 Prozent) war offenbar in der DDR überwiegend eine Übergangspassage in eine neue Partnerschaft. Frauen lebten früher in Partnerschaft als Männer. Bereits im Alter zwischen 25 und 30 Jahren war die große Mehrzahl der DDR-Bevölkerung verheiratet (verheiratet: m 62 %, w 78 %; Lebensgemeinschaft: m 6 %, w 7 %).

Abbildung 2-2: *Anteil der Mütter bzw. Väter nach Altersgruppen*



Ebenso wie ein Leben in Partnerschaft gehörte es zur »Normalität« der DDR-Biografie, Kinder zu haben (vier Fünftel der über 18-Jährigen). Bereits jede dritte Frau unter 25 war Mutter. In der Altersspanne zwischen 34 und 65 Jahren hatten jeweils 95 Prozent der Männer und Frauen Kinder (Abb. 2.2-1). Die durchschnittliche Zahl der Kinder lag bei den weiblichen Befragten zwar geringfügig, aber signifikant höher als bei den männlichen (m 1,6; w 1,7). Der atypisch geringere Anteil von über 55-jährigen Müttern ist eine der demografischen Spuren des Zweiten Weltkriegs.

Mit steigendem Schulbildungsniveau sank die durchschnittliche Kinderzahl signifikant (Tab. SD-2). Unter dem Gesichtspunkt der beruflichen Bildung wiesen Facharbeiter und Befragte mit Fachschulabschluss die geringste Kinderzahl auf. Erwerbstätige und nicht Berufstätige (im arbeitsfähigen Alter) unterschieden sich nicht bezüglich der Zahl der Kinder.

Beruf/Qualifikation⁷

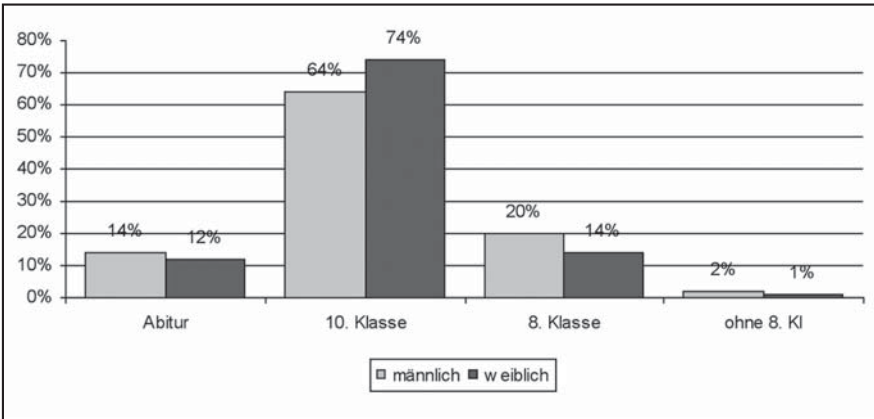
In bezug auf die (allgemeine) Schulbildung wurden nur geringfügige Unterschiede zwischen Männern und Frauen deutlich. Unter den Befragten »in Ausbildung« (einschließlich Studierende) haben die jungen Frauen jedoch einen deutlichen Bildungsvorsprung.

Die berufliche Bildung war zum einen von beachtlichem Niveau (Tab. SD-1). Mindestens über einen Facharbeiterabschluss verfügten 5 von 6 Befragten. Zum anderen gab es erhebliche Geschlechtsunterschiede zum Nachteil der Frauen. Markant ist insbesondere der wesentlich höhere weibliche Anteil von Un- und Angelernten (m 5 %, w 16 %), die geringeren Quoten von Frauen mit Hochschulqualifikation (m 10 %, w 4 %) und die minimale weibliche Präsenz in der Qualifikationsgruppe der Meister (m 10 %, w 2 %).

Erheblich kontrastierte auch die berufliche Stellung: Produktionsarbeiter bildeten bei den Männern, nicht leitende Angestellte bei den Frauen die jeweils stärksten Gruppe. Frauen in Leitungsfunktionen waren 1987 zwar nichts Außergewöhnliches. Allerdings lag der weibliche Anteil in leitenden Positionen deutlich unter dem männlichen, und dieser Anteil sank mit steigender Entscheidungsbezugnis.

7 In diesem Abschnitt wurden auch die nicht mehr Berufstätigen in die Analyse einbezogen, weil die berufliche Qualifikation und der berufliche Lebensabschnitt von wesentlicher biografischer Bedeutung sind. Der Abschnitt Arbeit (S. 132) beschränkt sich auf die (zur Zeit der Befragung) »aktuell« Beschäftigten.

Abbildung 2-3: Altersgruppe 18 bis 42 Jahre: Schulbildung (Abschluss)



Im Vergleich der Generationen wird deutlich, dass der althergebrachte Bildungsnachteil der Frauen im Verlauf der DDR-Entwicklung mehr und mehr ausgeglichen wurde. Dies zeigt ein Vergleich der beiden Altersgruppen unter bzw. ab 43 Jahre. Die Jüngeren (unter 43 Jahre) repräsentieren im wesentlichen die Generation der »Nachkriegsgeborenen«. Diese Altersgruppe wies zum einen ein höheres Schulbildungsniveau auf als die Älteren (Dominanz der mittleren Reife). Zum anderen war bei den Jüngeren der männliche Bildungsvorsprung überwunden, und es gab sogar Anzeichen einer Umkehrung der traditionellen Geschlechterungleichheit. Das gegenüber den Älteren ebenfalls höhere *Berufsbildungsniveau* war bei den jüngeren Männern und Frauen annähernd ausgeglichen – allerdings mit einem deutlich unterschiedlichen Profil (markant: stark überproportional Frauen mit Fachschulabschluss).

Die Differenzierung nach dem Wohnort erfolgt im weiteren nach drei Siedlungstypen:⁸ 1) administrative Zentren (Bezirks- und Kreisstädte sowie kreisfreie Städte), 2) Städte und Industriedörfer, 3) Dörfer. Im Vergleich dieser drei Siedlungstypen erwiesen sich die administrativen Zentren als Konzentrationspunkte von Hochqualifizierten. Hier war auch der Bildungsvorsprung der Männer relativ ausgeprägt. In den Dörfern wohnten besonders viele Un- und Angelernte mit einem sehr hohen Anteil an Frauen, waren Frauen deutlich häufiger als Männer und in überdurchschnittlichem Maße außerhalb ihres erlernten Berufs beschäftigt.

Männer und Frauen zeigten eine sehr ähnliche Motivstruktur der Berufswahl. Vor allem zwei *Einflussfaktoren* waren geschlechtsspezifisch markant: Für Frauen spielte das Item »Nähe (der Wohnung) zur Arbeitsstätte« eine größere Rolle, bei Männern das Motiv »Umgang mit moderner Technik«.

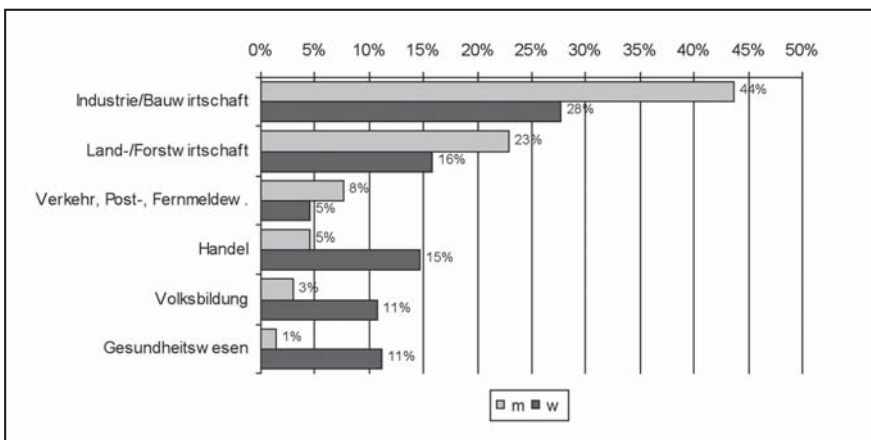
8 Dem lag eine differenziertere Skala von Ortstypen zugrunde (vgl. Tab. SD-2).

Arbeit

Die Berufstätigen – Frauen wie Männer – waren mehrheitlich in der volkseigenen Wirtschaft beschäftigt. Die Belegschaft größerer Betriebe und genossenschaftlicher Arbeitsstätten bestand überproportional aus Männern. Kleinere Betriebe sowie Arbeitsplätze in der staatlichen und kommunalen Verwaltung spielten indes für Frauen eine besonders große Rolle.

Von den *Wirtschaftsbereichen* band zwar die Industrie den jeweils größten Anteil der Männer und Frauen (Industrie/Bauwirtschaft: m 44 %, w 28 %), doch waren die weiblichen Beschäftigten noch mehr auf die nichtindustriellen Bereiche verteilt (Abb. 2-4)⁹. Innerhalb der Bereiche Handel, Volksbildung und Gesundheitswesen stellten Frauen – mit jeweils über 75 Prozent – die große Mehrheit der Erwerbstätigen.

Abbildung 2-4: Anteil ausgewählter Wirtschaftsbereiche an den männlichen und weiblichen Beschäftigten



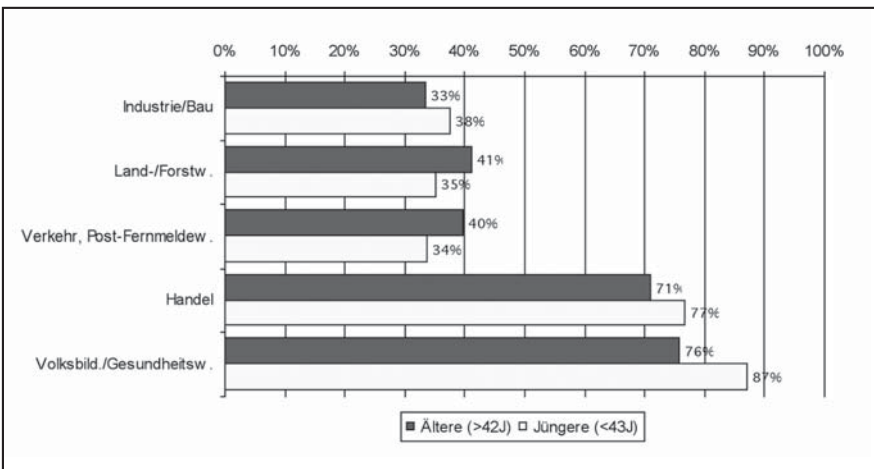
Berufstätige Frauen waren in der DDR überproportional mit niedrigen, mehrheitlich jedoch mit mittleren oder hohen geistigen Arbeitsanforderungen konfrontiert. Hohe physische, zeitliche, nervliche und gesundheitliche Arbeitsbelastungen in unterschiedlicher Kombination betrafen vornehmlich Männer, galten aber auch für viele weibliche Arbeitsplätze (Tab. SD-5).

9 Neben den in Abb. 2-4 aufgeführten Wirtschaftsbereichen gab es noch den Restbereich »Übrige Bereiche« gemäß der Antwortvorgabe: »Ich arbeite in einem anderen Betrieb«. In diesem Bereich arbeiteten 16 Prozent (m 17 %, w 15 %) der Befragten. Da es sich hierbei um die nicht auflösbare Zusammenfassung zweier bekanntlich relativ einseitig besetzter Tätigkeitsfelder handelt – der staatlichen, regionalen und kommunalen Verwaltung mit überwiegend weiblicher Beschäftigung und dem männlich dominierten »Sicherheits«-Bereich – wird auf die weitere Analyse verzichtet.

Im Vergleich der Generationen (unter 43 Jahre versus über 42 Jahre) ergab sich: In allen drei Faktoren des Arbeitsprofils (geistige Anforderungen, nervliche und zeitliche Belastungen sowie körperliche Belastungen/Gesundheitsgefährdung) unterschieden sich die beiden Generationen der männlichen, nicht aber der weiblichen Berufstätigen signifikant. Zwischen älteren und jüngeren Männern (unter 43) bestand z. B. ein Gefälle im geistigen Anforderungsniveau der Arbeit. Infolgedessen war die darauf bezogene Geschlechtsdifferenz bei den Jüngeren weniger gravierend als bei den Älteren.

Wirtschaftsstrukturell ergibt der Generationenvergleich eine Vertiefung der Geschlechterungleichheit in der Besetzung verschiedener Bereiche bei den Jüngeren. So fiel das männliche Übergewicht in den Bereichen Land- und Forstwirtschaft sowie Verkehr/Post- und Fernmeldewesen bei den unter 43-Jährigen noch stärker aus als bei den Älteren, ebenso die weibliche Dominanz in Volksbildung und Gesundheitswesen sowie im Handel (Abb. 2-5). Nur im Industriebereich fand ein gelinder Abbau der männlichen Überpräsenz statt.

Abbildung 2-5: Zwei Generationen: Anteil der Frauen an den Beschäftigten ausgewählter Wirtschaftsbereiche



Während es also auf dem Gebiet der Allgemein- und der Berufsbildung gelungen war, den traditionellen Rückstand der Frauen ganz bzw. weitgehend auszugleichen, vertieften sich gleichzeitig die Asymmetrien der Geschlechter in der beruflichen Arbeitsteilung. Damit verschlechterten sich zum einen in dieser Hinsicht die Voraussetzungen für die soziale Gleichstellung der Frauen. z. B. weil infolge erschwerter Vergleichbarkeit männlicher und weiblicher Tätigkeiten die traditionel-

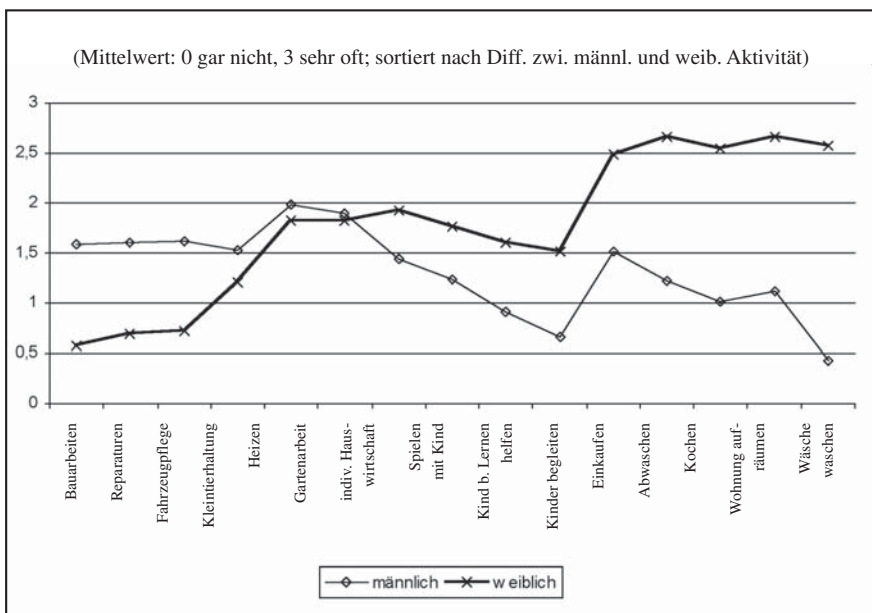
len Vorurteile bestärkt werden, Frauen verdienten deshalb weniger, weil sie weniger als Männer leisteten. Zum anderen wurden negative Auswirkungen der tendenziell monogeschlechtlichen Ausrichtung einzelner Tätigkeitsbereiche (z. B. Feminisierung des Bildungswesens) fortgeschrieben und verstärkt.

Häusliche Arbeit

Die Disproportionen in der häuslichen Arbeitsteilung von Mann und Frau sind schon im ersten Abschnitt dieses Kapitels ausführlich behandelt worden. In diesem Abschnitt ist zu prüfen, wie aussagekräftig die zu analysierenden Befragungen der DDR-Bevölkerung zu dieser Thematik sind.

An 15 Indikatoren wurde in der SD87 geprüft, wie es in den späten 80er Jahren der DDR um die Belastungen in der häuslichen Arbeit stand (Abb. 2-6). Bereits auf den ersten Blick ist erkennbar, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in den meisten Aktivitätsfeldern sehr krass ausfallen.

Abbildung 2-6: *Beteiligung an Tätigkeiten im Haushalt nach Geschlecht*



Wenige Gebiete (Bauarbeiten, Reparaturen, Fahrzeugpflege) waren »Männer-sache«. Auf einigen Feldern engagierten sich Männer und Frauen etwa gleichermaßen (Kleintierhaltung, Heizen, Gartenarbeit, individuelle Hauswirtschaft). Bei

manchen Aufgaben unterstützten die Männer die Frauen (Umgang mit Kindern, Einkaufen). Aber gerade mit den – altersunabhängig – am häufigsten auszuübenden Beschäftigungen blieben die Frauen weitgehend auf sich allein gestellt: Küche, Wäsche, Putzen. Nur 20 Prozent der Männer, aber 90 Prozent der Frauen waren gerade mit diesen Tätigkeiten oft konfrontiert. Mehr als ein Drittel der Frauen wurden durch Haushaltstätigkeiten extrem belastet: Sie waren in jeden der drei Tätigkeitskomplexe – Kind, Wohnung, Hof/Garten – stark eingebunden.

Die Geschlechterdifferenz der häuslichen Aktivitäten bestand relativ unabhängig vom Qualifikationsniveau, unterschied sich jedoch signifikant nach Alter und Wohnortstyp. Bei den Älteren (über 42-Jährige) spielte zwar der Aufgabenkomplex »Kind« eine vergleichsweise geringe Rolle, doch war die Belastungsungleichheit zwischen Mann und Frau graduell noch mehr ausgeprägt als bei den Jüngeren. Die stärksten Anforderungen oblagen den jüngeren Frauen.

Auf den Dörfern war die häusliche Arbeitsteilung der Geschlechter am meisten ausgeprägt. Dafür spielten auch die ländlichen Wohn-, und Lebensformen (Wohneigentum, Siedlungshäuser, Garten, individuelle Landwirtschaft) eine ursächliche Rolle. Anzeichen von Veränderungen der Arbeitsteilung gab es in den administrativen Zentren, wo Männer mehr als üblich sowohl mit der Betreuung von Kindern als auch mit dem häuslichen »Innendienst« belastet waren.

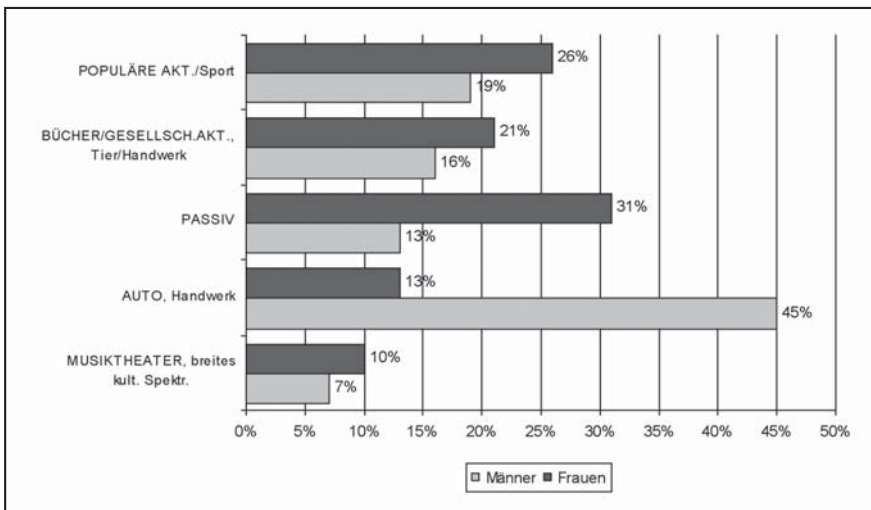
In der DDR war die Geschlechterungleichheit zum Nachteil der Frauen hinsichtlich der Belastungen mit häuslichen Reproduktionsarbeiten größer als auf den meisten anderen Untersuchungsfeldern. Es bestand ein andauernder Widerspruch zwischen der hohen Erwerbsbeteiligung der Frauen einerseits und der Beibehaltung der traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern bezüglich der häuslichen Aufgaben andererseits. Das gesetzlich und praktisch überwundene Alleinverdienermodell wirkte nach und weiter. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wurde den Frauen zu einem gewissen Grad durch öffentlich erbrachte Reproduktionsarbeiten (Erziehung, Bildung, Betreuung, hauswirtschaftliche Dienstleistungen) ermöglicht. Ihre Entlastung im Haushalt durch stärkeres Engagement der Männer wurde hingegen nicht als dringende gesellschaftliche Aufgabe wahrgenommen. Auch die tatsächlichen oder vermeintlichen männlichen Eliten (männliche Mitglieder der SED¹⁰, hoch qualifizierte Männer) zeigten hier kein überdurchschnittliches Engagement. Familie und Haushalt fungierten als maßgebliche Quelle der Geschlechterungleichheit und als Reproduktionsort patriarchaler Verhaltensweisen. Veränderungen waren vor allem in Teilen der jüngeren Bevölkerung städtischer Zentren zu erkennen.

10 Schließlich hielt sich die SED für die Avantgarde der sozialistischen Gesellschaft.

Kulturelle und Freizeitaktivitäten

In den einzelnen Freizeitaktivitäten¹¹ unterschieden sich die Geschlechter meistens nur moderat. Alles in allem waren die Männer tendenziell häufiger und in einem breiteren Tätigkeitsspektrum aktiv. Und es gibt einige Tätigkeiten, die geradezu männertypisch erscheinen (handwerkern, Auto). Zu den wenigen (erfassten) Freizeittätigkeiten, die von den Frauen etwas häufiger ausgeübt wurden, zählten Lesen und der Besuch von Musiktheatern. Die am meisten verbreitete »Aktivität«, das Fernsehen, wird von Männern und Frauen gleichermaßen wahrgenommen.

Abbildung 2-7: Typen (Cluster) kultureller und Freizeitaktivitäten*



* Bezeichnungen in GROSSBUCHSTABEN kennzeichnen sehr starke Orientierungen, normal gedruckte Merkmale weisen auf überdurchschnittlich ausgeprägte Aktivität hin

Deutlicher werden die Geschlechtsdifferenzen, wenn die einzelnen Indikatoren zu Komplexen des Freizeitverhaltens zusammengefasst und daraus grobe »Freizeit-typen« gebildet werden¹² (Abb. 2-7).

Auffällig ist zum einen die extrem starke Affinität der Männer zu den Komplexen AUTO/Handwerk, zum anderen der hohe Anteil von Frauen, die sich bezüglich

11 Indikatoren dieses Abschnitts sind 13 Items zur Häufigkeit von Freizeittätigkeiten und 8 Items zur Häufigkeit des Besuchs kultureller Veranstaltungen.

12 Mit den hoch signifikant nach Geschlecht korrelierenden Indikatoren wurde eine Faktorenanalyse erstellt (nicht einbezogen wurden z. B. die Merkmale Fernsehen, Familienaktivitäten, Konzertbesuch). Die damit generierten Faktoren waren Grundlage der Clusteranalyse. Cluster »PASSIV« ist durch negative Faktorwerte aller fünf Faktoren gekennzeichnet.

der einbezogenen Freizeitaktivitäten eher passiv verhalten. Jedoch sind Frauen in den drei übrigen Clustern stärker vertreten, also gleichmäßiger auf die verschiedenen Typen verteilt. Der hohe weibliche Anteil im Cluster »PASSIV« betrifft vor allem die Altersgruppe der über 42-Jährigen (50 %; unter 42-Jährige 14 %).

Die Geschlechtsdifferenz des Freizeitverhaltens war in der älteren Generation beziehungsweise unter der Dorfbevölkerung gravierender als in der Altersgruppe der unter 43-Jährigen bzw. in den städtischen administrativen Zentren.

Die generell stärkere Nichtbeteiligung von Frauen an den erhobenen kulturellen und Freizeitaktivitäten kann als sozial problematische Folge ihrer höheren häuslichen Belastung bewertet werden.

Zufriedenheit

Die Befragung SD87 beschränkte sich auf Zufriedenheit mit der Arbeit und mit den Lebensbedingungen im Wohnort (Tab. SD-10). Männer und Frauen stimmten darin tendenziell überein. Auch signifikante Unterschiede in den Zufriedenheitsniveaus nach dem Geschlecht waren moderat und jeweils Ausdruck einer graduell höheren Zufriedenheit der Frauen. Unabhängig vom Geschlecht bestand eine relativ hohe Zufriedenheit in Bezug auf einige besonders wichtige Lebensbedingungen (Wohnen, Kinderbetreuung, Arbeit, medizinische Betreuung). Unzufriedenheit dominierte in Bezug auf das Angebot an örtlichen Freizeiteinrichtungen, die Qualität der Kommunalpolitik und die eingeschränkten Möglichkeiten der kommunalen Demokratie.

Hohe Werte erreichte auch die Arbeitszufriedenheit: vier Fünftel der männlichen und weiblichen Befragten zeigten sich »voll zufrieden« (25 Prozent) oder »eher zufrieden« (56 Prozent).

Tabelle 2-1

| Zufriedenheit mit der Arbeit und mit den Lebensbedingungen im Wohnort Faktormittelwerte* | | | | | | | |
|--|----------------|---|----------------------------------|----------------------------------|-------------------------------------|-----------------------------|------------------|
| | | FAC1 kommunale Demokratie u. Entw. | FAC2 soziale Infrastruktur | FAC3 Verkehrs- bedingungen | FAC4 kulturelle Infrastruktur | FAC5 Arbeit/ Ausbildg | FAC6 Wohnbed. |
| Geschlecht | männlich | -0,064 | -0,010 | -0,036 | 0,029 | 0,018 | -0,017 |
| | weiblich | 0,075 | 0,013 | 0,045 | -0,034 | -0,017 | 0,020 |
| Alter | unter 43 Jahre | -0,050 | 0,047 | -0,040 | -0,040 | -0,133 | -0,135 |
| | >=43 Jahre | 0,088 | -0,060 | 0,057 | 0,064 | 0,197 | 0,178 |

* Signifikante Mittelwertunterschiede zwischen den Gruppen einer Variablen sind fett gedruckt

| Zufriedenheit mit der Arbeit und mit den Lebensbedingungen im Wohnort Faktormittelwerte* | | | | | | |
|---|---|----------------------------------|----------------------------------|-------------------------------------|-----------------------------|------------------|
| | FAC1 kommunale Demokratie u. Entw. | FAC2 soziale Infrastruktur | FAC3 Verkehrs- bedingungen | FAC4 kulturelle Infrastruktur | FAC5 Arbeit/ Ausbildg | FAC6 Wohnbed. |
| Qualifikat. Hoch-/Fach. | 0,081 | -0,004 | -0,047 | -0,078 | 0,333 | -0,030 |
| Facharb./Mstr. | -0,039 | -0,028 | 0,014 | 0,011 | -0,118 | 0,028 |
| Un-/angelernt | 0,064 | 0,192 | -0,004 | 0,115 | -0,201 | -0,192 |
| Ortstyp Stadt (Verw.-Zentr) | 0,120 | 0,239 | 0,158 | 0,030 | 0,249 | -0,164 |
| Stadt/Ind.-Dorf | -0,090 | -0,020 | 0,244 | -0,104 | 0,034 | -0,221 |
| Dorf | -0,096 | -0,317 | -0,409 | 0,039 | -0,373 | 0,400 |
| Insgesamt | 0,000 | 0,000 | 0,000 | 0,000 | 0,000 | 0,000 |

* Signifikante Mittelwertunterschiede zwischen den Gruppen einer Variablen sind fett gedruckt

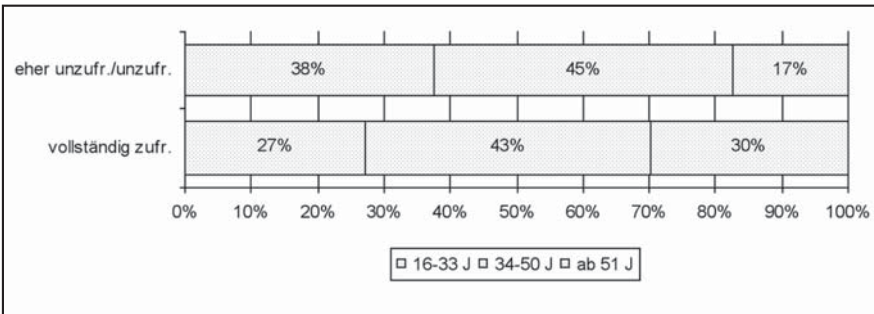
Die einzelnen Felder der Zufriedenheit wurden per Faktorenanalyse zu sechs komplexen Faktoren zusammengefasst (Tab. 2-1). Nur im Faktor kommunale Demokratie und Entwicklung traten signifikante Geschlechtsdifferenzen auf.

Stärker als beim Merkmal Geschlecht differierten die Zufriedenheitswerte nach anderen Kriterien (Tab. 2-1). Alle sechs Faktoren weisen sowohl im Zusammenhang mit dem Alter als auch mit dem Wohnortstyp signifikante und z. T. sehr erhebliche Unterschiede im Zufriedenheitsniveau auf.

Am stärksten kontrastierte die Zufriedenheit in Abhängigkeit von den Ortstypen. Dabei treten die niedrigsten Werte in der Gruppe der Dorfbewohner auf und zwar in Bezug auf die Komplexe Verkehrsbedingungen, Arbeit und Ausbildung sowie soziale Infrastruktur (Versorgung mit Waren und medizinischer Betreuung). Andererseits zeigte sich die Dorfbewölkerung mit den Wohn- (und Umwelt-) Bedingungen besonders zufrieden.

Die – durchweg signifikanten – Differenzen zwischen jüngeren und älteren Befragten waren schwächer ausgeprägt. Charakteristisch war allerdings – mit Ausnahme des Themas soziale Infrastruktur – die geringere Zufriedenheit der Jüngeren. Dies galt besonders für die Komplexe Arbeit/Ausbildung und Wohnbedingungen.

Abbildung 2-8: *Frauen mit gegensätzlicher Arbeitszufriedenheit nach Altersgruppen*



Frauen in der DDR – das zeigen die bisher vorgestellten Analysen – waren in vieler Hinsicht sozial benachteiligt. Warum äußert sich diese Tatsache nicht in entsprechend niedrigeren Zufriedenheitswerten?

Wir vermuteten, dass sich die Frauen, insbesondere ältere, der erheblichen emanzipatorischen Fortschritte im Vergleich zu vorangegangenen geschichtlichen Phasen bewusst waren, die »älteren« Frauen sich deshalb eher mit der Mütter- und Großmüttergeneration verglichen. Die tatsächlich tendenziell höheren Zufriedenheitsniveaus der älteren Frauen (Abb. 2-8)¹³ können diese Vermutung jedoch nicht bestätigen, da sich auch die Generationen der männlichen Befragten derart unterscheiden. Die Frage, warum strukturelle Benachteiligung der Frauen keine entsprechende Widerspiegelung im Zufriedenheitsniveau erfährt, muss also weiter offen bleiben.

Einschätzung der DDR-Politik

Einschätzungen der DDR-Politik wurden nur indirekt, mit Bezug auf einzelne Politikfelder und ohne jeglichen Verweis auf politische Subjekte wie Parteien, Regierung oder Parlament erfragt. Insofern ist die Aussagekraft der Analyse zu dieser Thematik eingeschränkt.

Rein quantitativ lassen sich die abgefragten Politikfelder bzw. -ziele drei Gruppen zuordnen:

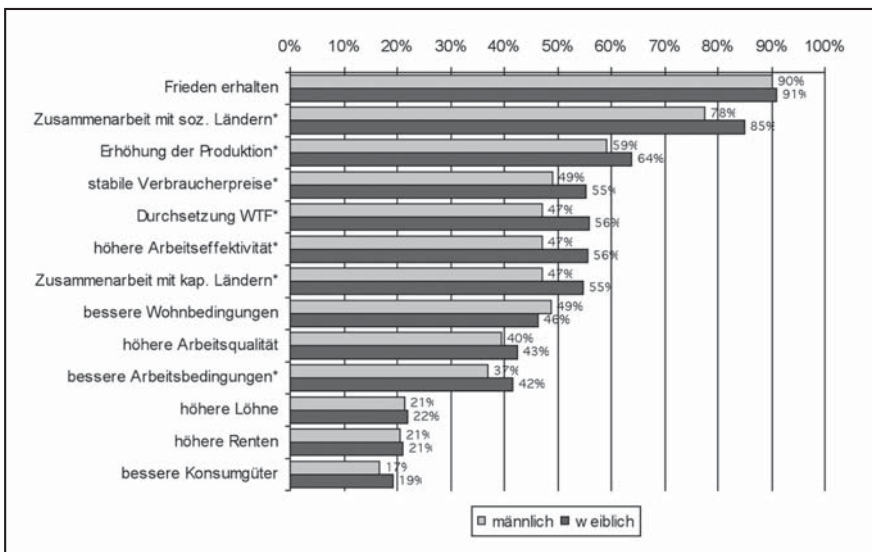
- Zustimmung mit deutlicher Mehrheit (über 60 Prozent) erfuhr die DDR-Politik zu den Themen Frieden, Zusammenarbeit mit sozialistischen Ländern und Erhöhung der Produktion.
- Etwa die Hälfte der Befragten stimmen der Politik hinsichtlich stabiler Verbraucherpreise, der Durchsetzung des wissenschaftlich-technischen Fort-

¹³ Fragen nach der Zufriedenheit mit dem eigenen Leben oder mit den gesellschaftlichen resp. politischen Bedingungen wurden vermieden. Deshalb wird die genannte Vermutung an der erhobenen Arbeitszufriedenheit geprüft.

schritts, der Steigerung der Arbeitseffektivität, der Zusammenarbeit mit kapitalistischen Ländern sowie der Verbesserung der Wohnbedingungen zu.

- Auf überwiegende Distanz, weil nur minderheitliche Zustimmung, stieß die Sozialpolitik der DDR, besonders die Lohn- und Rentenpolitik. Als erfolglos wurden die politischen Bemühungen für eine bessere Qualität der »Konsumgüter« bewertet.

Abbildung 2-9: *Bewertung der Politik: »Aufmerksamkeit wird in der DDR« den Zielen ... »in richtigem Maße« geschenkt*



Sortiert nach »Gesamt«, * signifikante Bewertungsunterschiede (Cramers V)

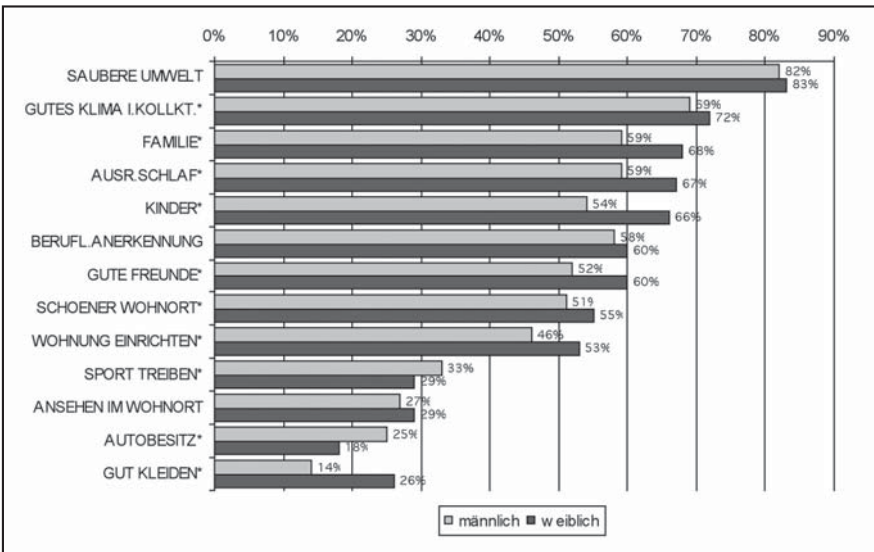
Im Geschlechtervergleich zeigen sich zwei Tendenzen: erstens eine hohe Übereinstimmung der Bewertungen von Männern und Frauen (ähnliche Rangfolge) und zweitens eine meist etwas weniger distanzierte Bewertung seitens der Frauen. Signifikante Bewertungsunterschiede waren mit etwas günstigeren Einschätzungen der DDR-Politik seitens der Frauen verbunden. Die Geschlechterdifferenz der Qualifikationsgruppen war besonders ausgeprägt bei den Hochqualifizierten.

Werte/Einstellungen (die individuelle Lebensgestaltung betreffend)

Die Fragen konzentrierten sich auf Aspekte der individuellen Lebensgestaltung. Wertvorstellungen zu gesellschaftlichen Zielen und Prinzipien wurden ebenso wenig erkundet wie Grundsätze zwischenmenschlicher Beziehungen (z. B. Demokratie, Solidarität, Freiheit, soziale Gerechtigkeit, soziale Gleichheit/Differenziertheit).

Bei der Bewertung der Wichtigkeit unterschiedlicher Zielstellungen bzw. Tätigkeiten für die eigene Lebensgestaltung tendierten weder Frauen noch Männer zum Rückzug ins Private. Vielmehr nahmen die Bereiche Umwelt, Arbeit, Familie, Wohnort die vorderen Rangplätze der Wertungen ein. Unabhängig vom Geschlecht bestand eine hohe Übereinstimmung der Wertvorstellungen. Signifikante Differenzen waren meist graduell. Ausschließlich männliche bzw. weibliche Wertorientierungen waren nicht erkennbar (Abb. 2-10).

Abbildung 2-10: Für wie wichtig halten Sie im allgemeinen folgende Dinge im Leben? (Antwort »sehr wichtig«; Auswahl: sehr wichtig >=20 Prozent)



Sortiert nach »Gesamt«, * signifikante Bewertungsunterschiede (Cramers V)

Dennoch lassen sich Ansätze von geschlechtsspezifischen Wertprofilen ausmachen. So haben bei den Frauen die Themen Kinder, Familie, »sich besonders gut zu kleiden« eine etwas größere Bedeutung als bei den Männern, die wiederum die Merkmale Auto, Essen und Trinken sowie »wenn es nötig ist, auch nach der Arbeitszeit noch Arbeitsaufgaben zu erledigen« etwas stärker wertschätzen als Frauen.

Ein ergänzender Fragekomplex zu Verhaltensmustern gegenüber anderen Lebensweisen¹⁴ erbrachte keine signifikanten Geschlechtsunterschiede in bezug auf die Polarität von Toleranz – Intoleranz in einer ethnisch weitgehend homogenen Gesellschaft. Die große Mehrheit der Befragten war indifferent oder tolerant eingestellt.

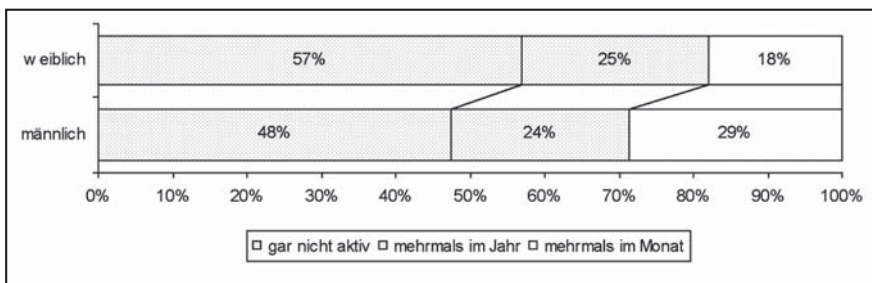
¹⁴ Es ging dabei um das Zusammenleben »im Wohnhaus oder in der näheren Umgebung« mit Menschen, »deren Lebensweise und Lebensauffassung sich völlig von Ihrer Lebensweise und Lebensauffassung unterscheiden ... ohne darum asozial zu sein«.

Eine Typisierung nach Werteprofilen per Clusteranalyse ergab, dass Dimensionen wie Alter, Ortstyp oder Qualifikation deutlicher differenzierten als das Merkmal Geschlecht. Auch innerhalb dieser Gruppierungen gab es nur ausnahmsweise relevante Geschlechtsdifferenzierungen. z. B. waren bei den unter 43-jährigen Frauen drei Cluster stärker besetzt als bei den Männern dieser Altersgruppe: Erstens die eher tolerante Gruppe mit einer hohen Wertschätzung sowohl der beruflichen Leistung wie des privaten Umfelds; zweitens eine Gruppe, in der dem beruflichen Umfeld eine sehr große, der beruflichen Leistung wie auch der politischen Aktivität hingegen nur geringe Bedeutung beigemessen wird; drittens eine eher intolerante Gruppe, in der berufliche Leistung und politische Aktivität hoch geschätzt werden.

Gesellschaftliche Aktivität

Die große Mehrheit der DDR-Bevölkerung war politisch organisiert, nur sechs Prozent der Befragten gehörten weder einer Partei noch einer politischen Massenorganisation¹⁵ an. Männer (29 Prozent) wiesen einen fast doppelt so hohen Organisationsgrad in der SED auf wie Frauen (16 Prozent). Hingegen gab es in den politischen Massenorganisationen eine nach dem Geschlecht relativ ausgeglichene Mitgliederquote. In Vereinen waren Männer (48 Prozent) ebenfalls stärker vertreten als Frauen (20 Prozent).

Abbildung 2-11: *Aktivität in ehrenamtlicher Arbeit*



Generell zeigten Männer in der DDR eine deutlich höhere politische und gesellschaftliche Aktivität (Abb. 2-11) – mit Ausnahme einiger weiblich dominierter Aktivitätsfelder (z. B. die Arbeit in Elternaktiven). Frauen mit geringer ehrenamtlicher Aktivität begründeten dies besonders oft mit familiärer Belastung.

¹⁵ Z. B. Freie Deutsche Jugend – FDJ, Gewerkschaft – FDGB, Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe – VdgB, Frauenbund – DFD, Kammer der Technik – KdT.

An der gesellschaftlichen Arbeit im Wohngebiet beteiligten sich die meisten Bürger. Eines der wenigen Betätigungsfelder mit überdurchschnittlicher Mitwirkung der Frauen war dabei die Betreuung und Unterstützung der älteren Bevölkerung.

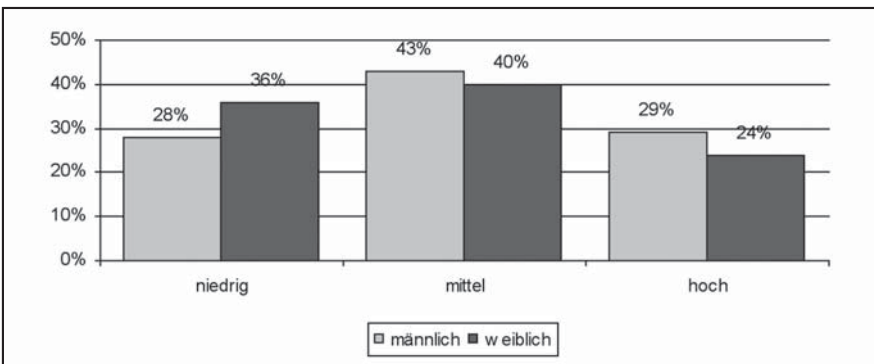
Nach einer per Clusteranalyse vorgenommenen Typisierung der gesellschaftlichen Tätigkeit traten unter fünf Gruppen zwei mit polaren Eigenschaften hervor – eine inaktive, weiblich dominierte und eine multiaktive, überwiegend männliche Gruppierung mit hoher Parteibindung. In den drei weiteren Clustern (Mitarbeit im Wohnort/ehrenamtlich aktiv; Vereinsmitglied/ehrenamtlich etwas aktiv; ehrenamtliche Funktion/im Wohnort mäßig aktiv) waren Frauen und Männer zu etwa gleichen Anteilen präsent.

Das Partizipationsniveau unterschied sich zwischen Männern und Frauen besonders stark bei den Älteren (über 42 Jahre) sowie – auf Basis einer überdurchschnittlichen Beteiligung – bei den Hochqualifizierten.

Materielles und kulturelles Lebensniveau

Frauen hatten in der DDR ein signifikant niedrigeres Lebensniveau¹⁶ als Männer. Das gilt auch für die Teilbereiche materielles Lebensniveau, kulturelles Lebensniveau und Niveau der Arbeitsanforderungen. Die ermittelten Differenzen waren moderater als es den tatsächlichen individuellen Lebensbedingungen entsprochen hätte. Denn mit der Befragung SD87 wurden einige wichtige Einzelindikatoren, insbesondere Einkommen, nicht als individuelle, sondern als Haushalts-Merkmale ermittelt.

Abbildung 2-12: *Lebensniveau*



16 Um der Komplexität des Begriffs Lebensniveau annähernd gerecht zu werden, wird der entsprechende Index aus einer Vielzahl von Merkmalen aggregiert. Dabei gehen zwei komplexe Hauptkomponenten, materielles Lebensniveau (mit den Komponenten Äquivalenzeinkommen, Wohnbedingungen und Besitz) und kulturelles Lebensniveau (mit den Komponenten Bildung/Qualifikation, kulturelle Gebrauchsgüter) in die Indexbildung ein. Für einen weiteren, ausschließlich für Berufstätige sinnvollen Index »Lebensniveau der Berufstätigen« wird zusätzlich die Komponente »Niveau der Arbeitsanforderungen« berücksichtigt.

Insofern mag auch eine gewisse Beschönigung in dem Befund liegen, dass nur bei der älteren Generation – den über 42-Jährigen – eine signifikante Geschlechterdifferenz des Lebensniveaus auszumachen war. Nichtsdestoweniger ist festzustellen: Der Generationenvergleich zeigt, dass die soziale Benachteiligung der Frau, insbesondere auch im Hinblick auf das Lebensniveau, im Verlauf der DDR-Geschichte ganz wesentlich vermindert wurde.

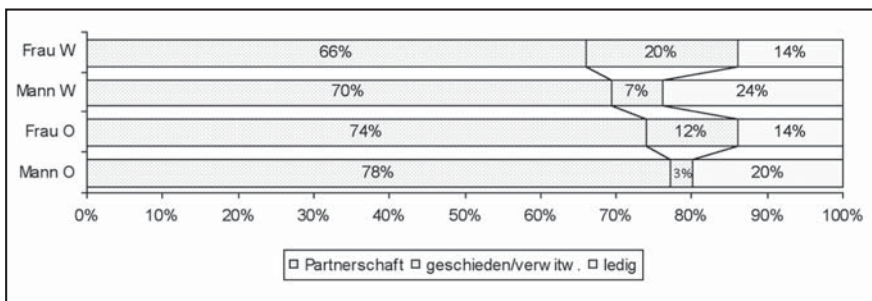
Im Vergleich der Ortstypen kontrastierten besonders die Verwaltungszentren mit dem Dorf. In den größeren Städten bestand ein deutlich höheres Lebensniveau, aber der Rückstand der Frauen gegenüber den Männern war auch hier deutlich ausgeprägt. Die Hälfte der weiblichen Dorfbevölkerung (49 Prozent; administrative Zentren 27 Prozent) wies ein niedriges Lebensniveau auf.

Das Lebensniveau war tendenziell abhängig von der Anzahl der Kinder. Männer und Frauen mit drei und mehr Kindern befanden sich überdurchschnittlich häufig auf der unteren Stufe (von drei) des Lebensniveaus. Allerdings war hier der weibliche Anteil (47 Prozent) erheblich größer als der männliche (32 Prozent).

Die Geschlechterdifferenz im Vergleich von SD87 und ALLBUS88

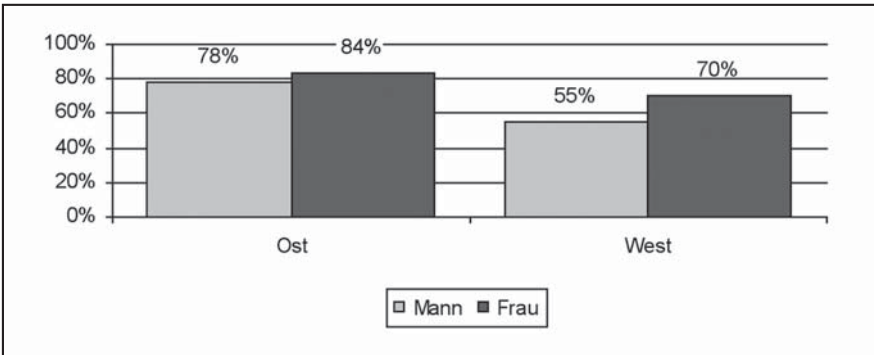
Mit dem Vergleich der repräsentativen Befragung ALLBUS88 in der Bundesrepublik (alt) aus dem Jahre 1988 und der SD87 sollen beispielhaft einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede der damaligen Geschlechterdifferenz in den beiden deutschen Gesellschaften vor dem Hintergrund der generellen Strukturunterschiede zwischen Ost und West aufgezeigt werden.

Abbildung 2-13: Familienstand SD87 (O) und ALLBUS88 (W)



Nichteheliche Formen der Partnerschaft waren in der BRD stärker verbreitet (Ost: 3,7 Prozent, West 9,1 Prozent). Insgesamt aber befanden sich in der DDR prozentual deutlich mehr Erwachsene in festen Partnerschaften (Abb. 2-13).

Abbildung 2-14: SD87 (Ost) und ALLBUS88 (West): Eigene Kinder



In beiden Vergleichsgebieten hatte die Mehrzahl der Befragten eigene Kinder (Abb. 2-14). In Ostdeutschland war dieser Anteil wesentlich größer.

In Westdeutschland gab es – bezogen auf Familienstand und Kinder – stärker ausgeprägte Geschlechtsdifferenzen als in der DDR: Das zeigt sich z. B. in den Anteilen der Ledigen und vor allem auch der Mütter bzw. Väter.

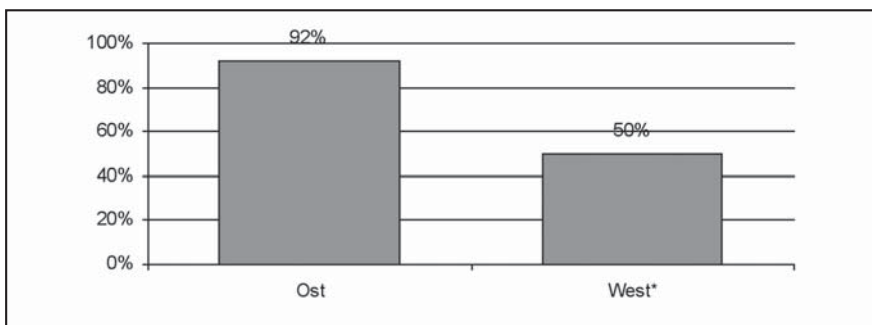
Hinsichtlich der allgemeinen Bildungsstruktur fällt die deutlich höhere Abiturquote in der Bundesrepublik auf, während in der DDR wiederum die Niveaustufe »mittlere Reife« wesentlich stärker verbreitet war (Tab. SD-19). Auffällige Ost-West-Differenzen in der Geschlechterrelation sind nicht erkennbar.

Trotz markanter Ost-West-Differenzen in der – allerdings nur partiell vergleichbaren – Struktur der beruflichen Bildung (Ost: starke Gruppe Fachschulqualifikation, auch bei Frauen. West: männliche Dominanz auch bei Fachhochschulqualifikation, hoher Anteil Ungelernter) waren die Geschlechtsunterschiede in Ostdeutschland nicht weniger ausgeprägt als in der alten Bundesrepublik.

Hingegen erweist sich der Erwerbsstatus als markanter Indikator des Gleichstellungsvorsprungs der ostdeutschen Frauen (Geißler 2002: 390) gegenüber ihren Geschlechtsgenossinnen in der BRD. Nur jede zweite westdeutsche Frauen im arbeitsfähigen Alter war berufstätig, aber die große Mehrheit der ostdeutschen Frauen (92 Prozent) (Abb. 2-15)¹⁷.

¹⁷ Die hier ausgewählte Altersgruppe entspricht aus Vergleichsgründen nicht ganz dem erwerbsfähigen Alter (für Frauen in der DDR: 15-59 Jahre), weil insbesondere in Westdeutschland der Eintritt in das Berufsleben oft später als mit 15 erfolgte.

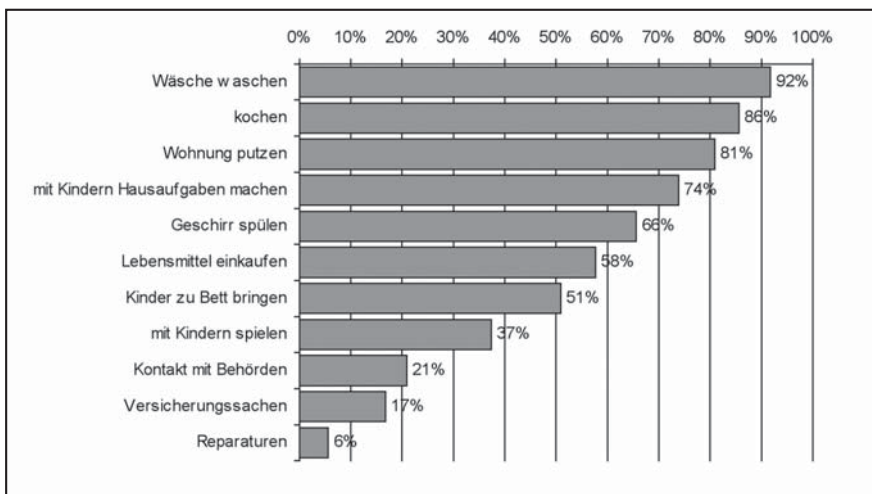
Abbildung 2-15: SD 87 (Ost), ALLBUS88 (West): Frauen 25 bis 59 Jahre, Anteil der Erwerbstätigen (ohne Auszubildende)



* einschließlich 2,5 Prozent Arbeitslose

Vor dem Hintergrund der wesentlich höheren politischen Organisiertheit der ostdeutschen Bevölkerung wies die parteipolitische Gebundenheit sowohl in West- als auch in Ostdeutschland ein starkes Gefälle zwischen Männern und Frauen auf. Im Unterschied zur Bundesrepublik (m 34 %, w 10 %) waren jedoch Männer und Frauen gleichermaßen (80 %) gewerkschaftlich organisiert.

Abbildung 2-16: ALLBUS88 (West): Arbeitsteilung zwischen Partnern im gemeinsamen Haushalt; Aufgabe wird »stets/meistens von der Frau« erledigt



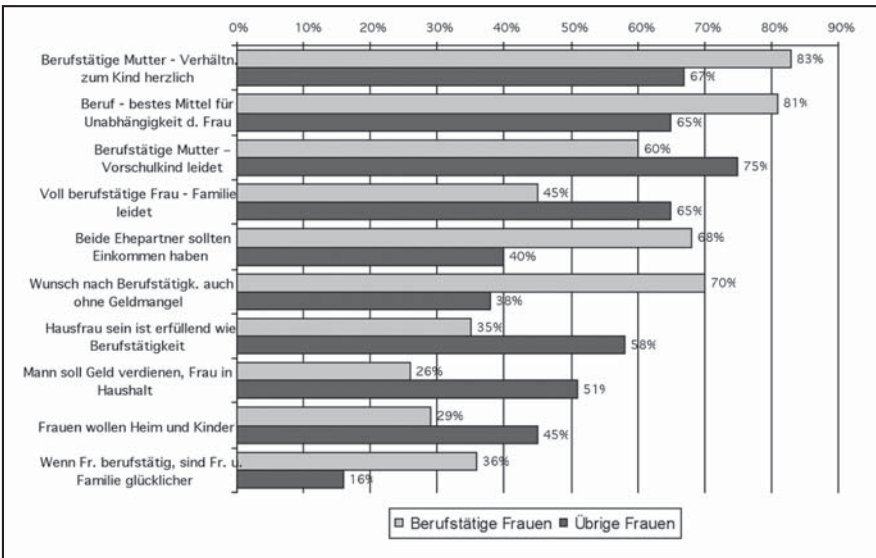
In der häuslichen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau zeigte sich – unberührt vom Gleichstellungsvorsprung – eine frappierende Ost-West-Konformität (zur Situation in der DDR vgl. S. 134 f.): In West und Ost gab es drei Tätigkeitsbereiche, die am meisten den Frauen überlassen blieben: Waschen, Kochen, Putzen (Abb. 2-16).

Exkurs: ALLBUS88 erfasste Positionen zur Berufstätigkeit der Frau in Westdeutschland

ALLBUS88 umfasste auch eine Sondererhebung von Positionen zur Berufstätigkeit der Frau und zu den Betreuungsmöglichkeiten für Kinder unter drei Jahren.

Dabei offenbarte sich eine widersprüchliche, teils gespaltene öffentliche Meinung. Einerseits fand eine – im Vergleich zu Männern – reduzierte Berufstätigkeit der Frauen bereits mehrheitlich Akzeptanz. Andererseits dominierte die Auffassung, dass Mütter mit Kindern im Vorschulalter nicht berufstätig sein sollten.

Abbildung 2-17: ALLBUS 1988 (West): Positionen zur Berufstätigkeit der Frau, Position »stimme zu«

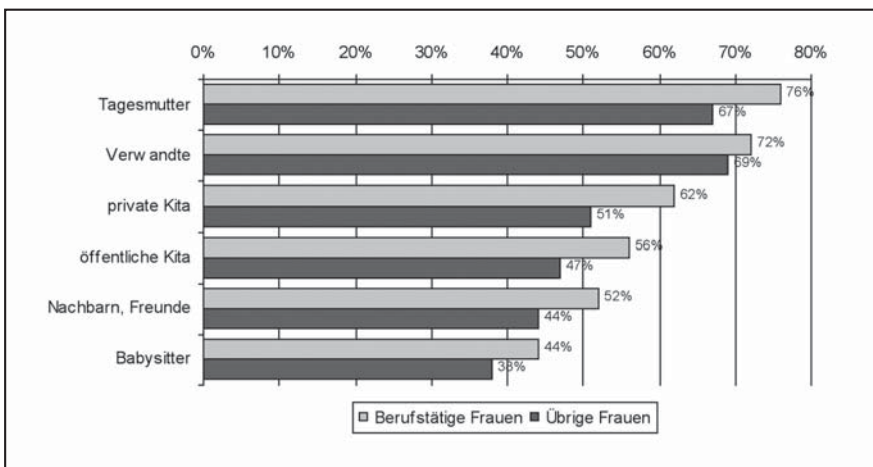


Während sich das Meinungsbild von Männern und Frauen zur weiblichen Berufstätigkeit wenig unterschied, offenbarten sich gegensätzliche Auffassungen zwischen berufstätigen und nicht berufstätigen Frauen. Diese tendierten deutlich stärker als Männer zum traditionellen Ein-Verdiener-Haushalt und lehnten die Berufstätigkeit von Müttern besonders häufig ab.

Andererseits ist auch unter den berufstätigen Frauen – trotz stärker zustimmenden Auffassungen – ein durchaus ambivalentes Verhältnis zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie erkennbar. Denn die dabei auftretenden Schwierigkeiten lassen bei Vielen durchaus Zweifel aufkommen, ob die Arbeit einer Mutter außerhalb der privaten Sphäre mit dem Wohl der Familie zusammen geht.

Das auch heute noch in Westdeutschland unbefriedigend gelöste Problem der Betreuung von Kleinkindern trat 1988 klar zutage. Mehrheitlich wurden Nachteile für Kinder im Vorschulalter als Preis für mütterliche Erwerbsarbeit konstatiert. Auffällig war, dass Männer und Frauen, darunter auch die berufstätigen Frauen, der Betreuung in öffentlichen Kitas (im Vergleich zu Tagesmüttern, Verwandten und privaten Kitas) nur eine geringe Wertschätzung entgegenbrachten. Die unzureichenden Angebote der Öffentlichkeit banden die Frauen an die private Sphäre.

Abbildung 2-18: Geeignete Betreuungsmöglichkeiten für Kinder unter 3 Jahren, wenn beide Eltern arbeiten: Position »eher geeignet«



DDR-Frauen waren durch öffentliche Institutionen von der privaten Rundumbetreuung ihrer Kinder – namentlich im Vorschulalter – befreit, wodurch erst die Berufstätigkeit von Müttern ermöglicht wurde. Darin liegt ein grundlegender Unterschied zum Patriarchat der westdeutschen Bundesrepublik der 80er Jahre.

Tabellen (Auswahl)¹⁸

Tabelle SD-1: *Soziodemographische Struktur*

| Indikator | Geschlecht | | |
|---|------------|----------|--------------|
| | männlich | weiblich | Gesamt/Cr'V* |
| Altersgruppen | | | 0,067 |
| 16 - 24 Jahre | 20,3% | 18,3% | 19,3% |
| 25 - 34 Jahre | 18,9% | 17,9% | 18,4% |
| 35 - 44 Jahre | 16,5% | 17,1% | 16,8% |
| 45 - 54 Jahre | 22,5% | 20,3% | 21,4% |
| 55 - 64 Jahre | 11,8% | 12,3% | 12,1% |
| >= 65 Jahre | 10,1% | 14,0% | 12,1% |
| Gesamt | 1554 | 1645 | 3199 |
| Erwerbsstatus | | | 0,191 |
| erwerbstätig | 83,6% | 69,7% | 76,5% |
| in Ausbildung | 6,9% | 7,2% | 7,1% |
| nicht berufstätig | 1,5% | 6,6% | 4,1% |
| Altersrentner/in | 8,0% | 16,4% | 12,3% |
| Gesamt | 1542 | 1615 | 3157 |
| berufliche Stellung (Berufstätige) | | | 0,325 |
| Arbeiter/in | 46,9% | 33,2% | 40,7% |
| nichtleit. Angest. | 12,9% | 41,0% | 25,7% |
| nichtleit. Landw. | 9,9% | 8,0% | 9,0% |
| übr. nichtleit. Berufst. | 2,7% | 2,6% | 2,6% |
| Leiter/in | 27,6% | 15,2% | 22,0% |
| Gesamt | 1238 | 1037 | 2275 |
| Qualifikation (Abschluss) | | | V=0,271 |
| Hochschule | 9,9% | 4,2% | 7,0% |
| Fachschule | 13,3% | 15,6% | 14,4% |
| Meister | 9,7% | 1,6% | 5,6% |
| Facharbeiter | 59,0% | 58,1% | 58,6% |
| Teilfacharbeiter | 3,6% | 4,9% | 4,2% |
| nicht 1 – 6 | 4,5% | 15,6% | 10,2% |
| Gesamt | 1408 | 1479 | 2887 |

18 Leider musste aus Platzgründen auf viele Tabellen verzichtet werden.

* Ausgewiesen werden signifikante ($p \leq 0,05$) Assoziationsmaße: Cramers V (V). Nichtsignifikante Zusammenhänge werden durch das Zeichen \$ veranschaulicht.

| Indikator | Geschlecht | | |
|---------------------------------|------------|----------|--------------|
| | männlich | weiblich | Gesamt/Cr'V* |
| Befragte ab 18 Jahre | | | |
| Familienstand | | | 0,188 |
| Partnerschaft | 78,4% | 74,7% | 76,5% |
| geschieden/verwitw. | 2,6% | 12,0% | 7,5% |
| ledig | 19,0% | 13,3% | 16,0% |
| Gesamt | 1469 | 1576 | 3045 |
| Kinder? | | | 0,064 |
| kein Kind | 21,0% | 16,0% | 18,4% |
| >=1 Kind | 79,0% | 84,0% | 81,6% |
| Gesamt | 1423 | 1534 | 2957 |
| Schulbildung (Abschluss) | | | 0,061 |
| Abitur | 11,5% | 8,0% | 9,7% |
| 10. Klasse | 37,5% | 40,1% | 38,8% |
| 8. Klasse | 47,1% | 47,7% | 47,4% |
| ohne 8. Kl | 3,9% | 4,1% | 4,0% |
| Gesamt | 1465 | 1570 | 3035 |

Tabelle SD-2

| Soziale Gruppen nach Geschlecht und Anzahl der Kinder I | | | |
|--|---------------------------------|---------------------------------|--|
| Differenzierungsmerkmal | Kinderzahl (Mittelwert) | | |
| | männlich Signifikanz | weiblich Signifikanz | insges. Signifikanz¹ |
| Schulbildung | 0,000 | 0,000 | 0,000 |
| Abitur | 1,47 | 1,32 | 1,40 |
| 10. Klasse | 1,23 | 1,38 | 1,31 |
| 8. Klasse | 1,88 | 2,02 | 1,95 |
| ohne 8. Kl | 1,96 | 2,32 | 2,16 |
| Insgesamt | 1,59 | 1,72 | 1,66 |
| Berufsabschluss | 0,000 | 0,003 | 0,000 |
| Hochschule | 1,95 | 1,86 | 1,92 |
| Fachschule | 1,80 | 1,72 | 1,75 |
| Meister | 2,00 | 1,75 | 1,97 |
| Facharbeiter | 1,52 | 1,73 | 1,62 |
| Un-/Angelernt | 1,71 | 2,02 | 1,94 |
| Insgesamt | 1,66 | 1,79 | 1,73 |
| Ortstyp | \$ | 0,000 | 0,000 |
| Bezirksstadt | 1,57 | 1,65 | 1,60 |
| Kreisstadt | 1,58 | 1,62 | 1,60 |
| andere Stadt | 1,59 | 1,65 | 1,62 |
| Industriedorf | 1,47 | 1,50 | 1,48 |
| Dorf/Hauptort | 1,67 | 1,94 | 1,82 |
| Dorf/Ortsteil | 1,64 | 1,86 | 1,76 |
| Insgesamt | 1,60 | 1,72 | 1,66 |

1 Signifikanz der Mittelwertunterschiede

Tabelle SD-3

| Tätigkeitsprofil und Geschlecht: Signifikante (Mittelwerte)¹ | | | | |
|--|------------|----------|-----------|--------------------|
| Tätigkeitsmerkmale | Mittelwert | | | Sign. ² |
| | männlich | weiblich | Insgesamt | |
| hohe körperliche Belastung | 1,80 | 1,41 | 1,62 | 0,000 |
| hohe nervliche Belastungen | 1,96 | 1,98 | 1,97 | 0,594 |
| hohe geistige Anforderungen | 1,95 | 1,85 | 1,90 | 0,004 |
| viel schöpferische Arbeit | 1,56 | 1,29 | 1,44 | 0,000 |
| gesundheitsgefährdend | 1,44 | 0,90 | 1,19 | 0,000 |
| sehr vielseitig | 2,23 | 2,00 | 2,12 | 0,000 |
| erworbene Qualifikation notwendig | 2,18 | 1,89 | 2,05 | 0,000 |
| wissenschaftliche Forschungsarbeit | 0,38 | 0,18 | 0,29 | 0,000 |
| moderne Arbeitsmittel | 1,10 | 0,85 | 0,99 | 0,000 |
| viele Überstunden | 1,47 | 0,96 | 1,23 | 0,000 |
| viel eigene Entscheidungsbefugnis | 1,76 | 1,33 | 1,56 | 0,000 |
| sehr unregelmäßige Arbeitszeit | 0,99 | 0,65 | 0,83 | 0,000 |

Tabelle SD-4

| Zufriedenheit mit Lebensbedingungen im Wohnort³ nach Geschlecht (sortiert nach Gesamt) | | | | |
|--|------------|----------|--------|----------------------|
| eher zufrieden ⁴ mit | Geschlecht | | Gesamt | Signif. Cramers V |
| | männlich | weiblich | | |
| Beziehungen zwischen Einwohnern | 87,3% | 89,0% | 88,2% | |
| Einrichtungen Kinderbetreuung | 85,5% | 85,6% | 85,6% | |
| Persönliche Wohnverhältnisse | 84,5% | 83,2% | 83,8% | |
| eigene Arbeit | 80,0% | 82,1% | 81,0% | |
| Zeitaufwand für Arbeitsweg | 78,2% | 77,7% | 77,9% | |
| Verkehrsverbindungen z. Arbeitsstelle | 72,7% | 76,4% | 74,5% | 0,042 |
| Verkehrsverb. zu bess. Einkaufs- u. DL-Ort | 71,5% | 71,6% | 71,6% | |

- 1 Mittelwert von folgenden Skalenwerten der Frage 30 »In welchem Maße treffen folgende Merkmale für ihre Arbeitstätigkeit zu?«: 0 gar nicht, 1 kaum, 2 in mittlerem Maße, 3 in hohem Maße.
- 2 Signifikanz der Mittelwertunterschiede nach dem Geschlecht: <=0,001 höchst signifikant, <=0,01 sehr signifikant, <=0,05 signifikant.

| Zufriedenheit mit Lebensbedingungen im Wohnort³ nach Geschlecht (sortiert nach Gesamt) | | | | |
|--|------------|----------|--------|----------------------|
| eher zufrieden ⁴ mit | Geschlecht | | Gesamt | Signif. Cramers V |
| | männlich | weiblich | | |
| Medizinische Betreuung | 67,6% | 71,2% | 69,5% | 0,039 |
| Natürliche Umweltbedingungen | 64,5% | 66,5% | 65,6% | |
| Arbeitsplatzangebot | 61,2% | 62,0% | 61,6% | |
| Entw. des Wohnortes letzte 10 Jahre | 56,8% | 61,8% | 59,3% | 0,051 |
| Qual. RF- bzw. Fernsehempfang | 56,2% | 60,0% | 58,2% | 0,039 |
| Wohnsituation im Wohnort | 57,5% | 58,4% | 58,0% | |
| Möglichkeiten zur Berufsausbildung | 57,6% | 58,1% | 57,8% | |
| Dienstleistungen | 52,2% | 55,2% | 53,7% | |
| Einkaufsmöglichkeiten | 50,6% | 53,7% | 52,2% | |
| Arbeit des Rates der Gemeinde bzw. Stadt | 46,3% | 53,7% | 50,0% | 0,074 |
| Informierth. ü. Entw. Wohnort/Wohngebiet | 48,6% | 50,3% | 49,4% | |
| Gastronomische Einrichtungen | 44,0% | 45,4% | 44,7% | |
| Kultur- u. Sporteinrichtungen | 44,1% | 42,6% | 43,4% | |
| Einbez. in Entw. Wohnort/Wohngebiet | 38,3% | 39,2% | 38,8% | |
| Einrichtungen für gesellige Veranst. | 32,0% | 31,4% | 31,7% | |

Tabelle SD-5

| Politische Organisiertheit | Geschlecht | | Gesamt/Cramers V |
|-------------------------------------|-------------------|-------------|------------------|
| | männlich | weiblich | |
| SED-Mitglied | 29,3% | 15,3% | 22,1% |
| Mitgl. Blockpartei | 6,8% | 4,4% | 5,5% |
| Mitgl. pol. Organis. (nicht Partei) | 59,0% | 72,8% | 66,0% |
| nicht polit. organisiert | 4,9% | 7,6% | 6,3% |
| Gesamt | 1476 | 1538 | 3014 |

- 3 Mit Ausnahme des Items »Zufriedenheit mit eigener Arbeit« bezogen sich alle weiteren auf Frage 60: »Wie sind Sie mit folgenden Lebensbedingungen in Ihrem Wohnort zufrieden?«.
- 4 Die Skalenwerte von »zufrieden« und »mehr zufrieden als unzufrieden« wurden als »eher zufrieden« zusammengefasst. Weitere Skalierung: mehr unzufrieden als zufrieden« und »unzufrieden«.

Tabelle SD-6

| Vereinsmitgliedschaft | Geschlecht | | Gesamt/Cramers V |
|-----------------------|------------|----------|------------------|
| | männlich | weiblich | V=0,186 |
| Vereinsmitglied | | | 34,1% |
| kein Mitglied | 51,6% | 79,8% | 65,9% |
| Gesamt | 1484 | 1538 | 3022 |

Tabelle SD-7

| Lebensniveau | Geschlecht | | Gesamt/(sign.) |
|---------------------------------------|------------|----------|----------------|
| | männlich | weiblich | Tau.b |
| kulturelles Lebensniveau | | | -0,089 |
| niedrig | 23,2% | 31,3% | 27,4% |
| mittel | 46,2% | 43,9% | 45,0% |
| hoch | 30,6% | 24,8% | 27,6% |
| Gesamt | 1605 | 1707 | 3312 |
| Niveau d. Arbeitsanforderungen | | | -0,091 |
| niedrig | 16,3% | 22,6% | 19,2% |
| normal | 42,5% | 41,0% | 41,8% |
| überdurchschnittlich | 15,5% | 21,3% | 18,2% |
| hoch | 25,7% | 15,1% | 20,8% |
| Gesamt | 1340 | 1183 | 2523 |
| Lebensniveau | | | -0,082 |
| niedrig | 27,7% | 36,0% | 32,0% |
| mittel | 43,0% | 39,5% | 41,2% |
| hoch | 29,3% | 24,4% | 26,8% |
| Gesamt | 1570 | 1665 | 3235 |
| Lebensniveau Berufstätige | | | -0,046 |
| niedrig | 27,7% | 31,9% | 29,7% |
| mittel | 38,5% | 37,9% | 38,2% |
| hoch | 33,8% | 30,2% | 32,1% |
| Gesamt | 1309 | 1158 | 2467 |

Tabelle SD-8

| Vergleich der Geschlechtsdifferenz gemäß den Befragungen SD87 (DDR) und ALLBUS88 (BRD) nach ausgewählten Merkmalen | | | | | | |
|--|--------|----------------------|----------------------------------|--------------|-------|----------------------|
| SD87' (DDR) | | | Merkmal ² | ALLBUS (BRD) | | |
| Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V | | Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V |
| männl. | weibl. | | männl. | weibl. | | |
| Befragte nach Alter und Geschlecht | | | | | | |
| 48,0% | 52,0% | 2972 | Befragte insgesamt | 45,1% | 54,9% | 2892 |
| | | 0,062 | Altersgruppen³ | | | 0,067 |
| 16,8% | 15,4% | 16,1% | 18 – 24 Jahre | 16,6% | 13,9% | 15,1% |
| 20,6% | 19,2% | 19,9% | 25 – 34 Jahre | 22,8% | 22,0% | 22,4% |
| 18,0% | 18,3% | 18,2% | 35 – 44 Jahre | 16,1% | 16,8% | 16,5% |
| 20,5% | 19,0% | 19,7% | 45 – 54 Jahre | 16,0% | 16,6% | 16,3% |
| 12,9% | 13,2% | 13,0% | 55 – 64 Jahre | 16,1% | 14,3% | 15,1% |
| 11,1% | 14,9% | 13,1% | >= 65 Jahre | 12,4% | 16,4% | 14,6% |
| 1419 | 1539 | 2958 | Gesamt | 1303 | 1589 | 2892 |
| | | 0,194 | Familienstand | | | 0,216 |
| 74,0% | 70,5% | 72,2% | verheiratet | 60,3% | 57,0% | 58,5% |
| 3,6% | 3,8% | 3,7% | Lebensgemeinschaftlich | 9,3% | 8,9% | 9,1% |
| 1,2% | 3,0% | 2,1% | geschieden | 2,8% | 5,0% | 4,0% |
| 1,4% | 9,1% | 5,4% | verwitwet | 3,8% | 14,9% | 9,9% |
| 19,7% | 13,6% | 16,5% | ledig | 23,9% | 14,3% | 18,6% |
| 1413 | 1534 | 2947 | Gesamt | 1303 | 1589 | 2892 |
| | | 0,067 | Eigene Kinder? | | | 0,157 |
| 21,6% | 16,3% | 18,8% | kein Kind/trifft nicht zu | 45,4% | 30,1% | 37,0% |
| 78,4% | 83,7% | 81,2% | >=1 Kind | 54,6% | 69,9% | 63,0% |
| 1366 | 1494 | 2860 | Gesamt | 1303 | 1589 | 2892 |

| SD87 ¹ (DDR) | | | | ALLBUS (BRD) | | |
|---|--------|----------------------|-------------------------------------|--------------|--------|----------------------|
| Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V | Merkmal ² | Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V |
| männl. | weibl. | | | männl. | weibl. | |
| Befragte nach Alter und Geschlecht | | | | | | |
| | | | Schulbildung (Abschluss) | | | |
| 0,058 | | | | 0,103 | | |
| 11,6% | 8,2% | 9,8% | Abitur//Abitur/FHS-Reife | 24,9% | 17,4% | 20,8% |
| 38,5% | 41,0% | 39,8% | 10. Klasse//Mittlere Reife | 22,3% | 25,8% | 24,2% |
| 45,9% | 46,8% | 46,4% | 8. Klasse//Hauptschulabschluss | 51,5% | 54,1% | 52,9% |
| 4,0% | 4,0% | 4,0% | ohne 8. Kl.//kein Schulabschluss | 1,3% | 2,8% | 2,1% |
| 1407 | 1529 | 2936 | Gesamt | 1270 | 1557 | 2827 |
| | | | Höchster Berufsabschluss | | | |
| 0,258 | | | | 0,256 | | |
| 9,6% | 4,3% | 6,9% | Hochschule | 9,8% | 5,5% | 7,4% |
| 13,4% | 15,9% | 14,7% | Fachschule//Fachhochschule | 4,4% | 2,0% | 3,1% |
| 9,6% | 1,6% | 5,5% | Meister//Meister/Techniker | 7,5% | 1,3% | 4,0% |
| 59,6% | 58,3% | 58,9% | Facharbeiter | 62,7% | 58,0% | 60,1% |
| 7,8% | 19,9% | 14,1% | Un-/Angelernt//Un-/Angelernt/Andere | 15,6% | 33,2% | 25,4% |
| 1301 | 1381 | 2682 | Gesamt | 1160 | 1466 | 2626 |
| | | | Erwerbsstatus | | | |
| 0,185 | | | | 0,319 | | |
| 85,8% | 71,7% | 78,5% | erwerbstätig//berufstätig | 62,5% | 36,2% | 48,0% |
| | | | //arbeitslos | 4,0% | 1,8% | 2,8% |
| 3,8% | 3,9% | 3,9% | in Ausbildung | 9,3% | 6,2% | 7,6% |
| 10,3% | 24,4% | 17,6% | nicht berufstätig | 24,2% | 55,8% | 41,6% |
| 1363 | 1452 | 2815 | Gesamt | 1292 | 1589 | 2881 |

1 Gemäß der Befragung ALLBUS88 wurde das Sample SD87 für diesen Vergleich auf Befragte ab 18 Jahre reduziert.

2 Nicht identische Kategorien wurden durch Doppelslash (//) getrennt nach beiden Befragungen ausgewiesen.

3 Um zu grobe Unterschiede der Altersstruktur auszugleichen, wurde 1) das Sample der SD-87-Datei per Zufallsauswahl um 100 Befragte im Alter von 45- bis 54 Jahre vermindert, 2) das Sample der ALLBUS-Datei per Zufallsauswahl um 160 Befragte im Alter von 65 Jahren und älter reduziert.

Die Untersuchung IU88

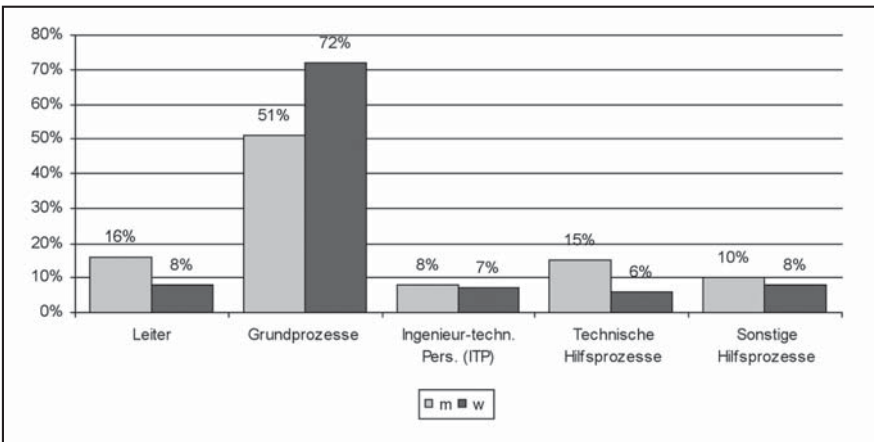
Allgemeine Informationen zur Untersuchung

Die Befragung von 1 376 Berufstätigen in Industrie, Bauwesen sowie Land- und Forstwirtschaft der DDR wurde im ersten Quartal des »Wendjahres« 1989 durchgeführt (Adler u. a. 1989). Es dürfte sich damit um eine der letzten empirischen Untersuchungen im Rahmen der institutionalisierten DDR-Soziologie handeln. Inwieweit spiegeln also die Befragungsergebnisse den bevorstehenden gesellschaftlichen Umbruch? Sind Tendenzen der sozialen Desintegration im gesellschaftlichen System der DDR erkennbar? Und wenn ja, inwiefern unterscheiden sich dabei die Positionierungen von Männern und Frauen?

Strukturvergleich

Trotz des mehrfach nachgewiesenen Gleichstellungsvorsprungs der DDR-Frauen war die gesellschaftliche Arbeitsteilung in der DDR auch 1989 durch erhebliche Geschlechtsunterschiede geprägt.

Abbildung 3-1: Funktionsgruppen nach Geschlecht



Die befragten Frauen waren überwiegend und wesentlich stärker als Männer in der unmittelbaren Fertigung (Grundprozesse) konzentriert. Stark unterrepräsentiert waren weibliche Beschäftigte mit Leitungsfunktionen sowie in den technischen (z. B. Reparatur und Wartung) und »sonstigen Hilfsprozessen« (z. B. Transport). Insbesondere die Leichtindustrie (m 13 %, w 38 %) war eine Domäne der Frauen, während Bauwesen und Werkzeugmaschinenbau nahezu ausschließlich männliche Beschäftigungsfelder waren.

Tabelle 3-1

| Monatliches Nettoeinkommen (M) der Vollbeschäftigten nach Funktionsgruppe und Geschlecht | | |
|---|--------------|------------|
| Funktionsgruppe | Geschlecht | |
| | männlich | weiblich |
| Leiter | 1.300 | 1.090 |
| Grundprozesse | 1.170 | 950 |
| ITP (ingenieur-techn. Personal) | 1.270 | 1.050 |
| Techn. Hilfsprozesse | 1.130 | 950 |
| Sonst. Hilfsprozesse | 1.110 | 820 |
| Insgesamt | 1.190 | 960 |

Die Tatsache, dass auch in der DDR weibliche Beschäftigte deutlich weniger verdienen als ihre männlichen Kollegen ist nicht – jedenfalls nicht vornehmlich – darauf zurückzuführen, dass Frauen und Männer in unterschiedlichen Funktionen und auf unterschiedlichen Arbeitsgebieten tätig sind. Auch der Einkommensvergleich zwischen den verschiedenen Funktionsgruppen zeigt, dass innerhalb jeder Funktionsgruppe ein beträchtlicher Einkommensvorsprung der Männer bestand und dass dieser Vorsprung größer war als die Differenzen zwischen den Funktionsgruppen (Tab. 3-1). Selbstverständlich gab es auch innerhalb jedes Wirtschaftszweigs Einkommensnachteile der weiblichen Beschäftigten.

Teilzeitbeschäftigung (m 1 %, w 12 %) war auch für Frauen in der Produktion eher eine Ausnahme. Aber Frauen arbeiteten häufiger in Normalschicht als Männer (m 44 %, w 53 %).

Ein leichter Bildungs- und Qualifikationsvorsprung der männlichen Befragten (z. B. geringerer Abschluss als 10. Klasse: m 39 %, w 48 %) resultierte aus der Geschlechtsdifferenz unter den älteren Jahrgängen. Bei den jüngeren Altersgruppen (unter 40 Jahre) bestanden keine signifikanten Bildungsunterschiede zwischen Männern und Frauen.

Die Befragungsergebnisse bestätigten die bereits ausgewerteten Erhebungen insbesondere in zwei Punkten: Für die große Mehrheit der Befragten beiderlei Geschlechts hatte die berufliche Arbeit erstrangige Bedeutung (Arbeit ist für mich genauso wichtig wie Familie und Freizeit (m 74 %, w 76 %)). Das Niveaufälle zwischen Männern und Frauen im Einkommen und der politischen Organisiertheit (Parteimitglied: m 25 %, w 17 %) existierte weiterhin.

Endzeitstimmung in der DDR?

Das Stimmungsbild Anfang 1989, das von dieser Befragung partiell erfasst wurde, dürfte sich bis gegen Ende des Jahres noch stark verändert haben. Immerhin standen so Aufsehen erregende und meinungsbildende Ereignisse wie die Kommunalwahlen (Beobachtung, Fälschung, Protest, Öffentlichkeit), der Ansturm von DDR-Bürgern auf die Prager Botschaft bzw. die ungarisch-österreichische Grenze oder die Leipziger Montagsdemonstrationen noch bevor.

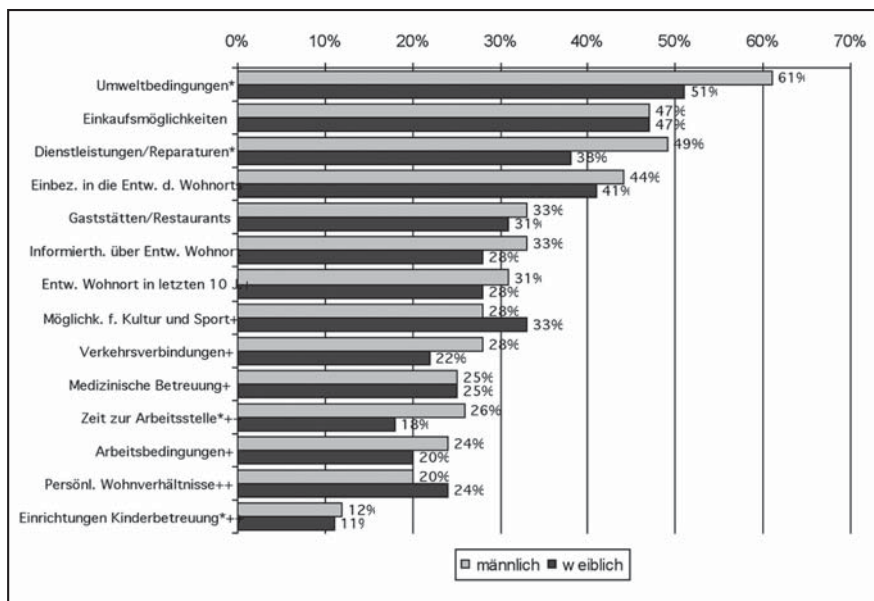
Distanzierungstendenzen sollen an folgenden Merkmalen geprüft werden: Zufriedenheit, Vergangenheitsbewertung, Veränderungsbedarf und Zukunftserwartung. Als Differenzierungsvariablen im Vergleich zu Geschlecht werden vor allem herangezogen: Funktionsgruppe (vgl. Abb. 3-1), Wirtschaftszweig, Alter, Parteimitgliedschaft; Einkommensniveau, Qualifikation und Wohnorttyp.

Zufriedenheit

Obwohl in diesem Zusammenhang nicht nach grundsätzlicheren politischen und gesellschaftlichen Bedingungen (z. B. Entwicklung der Demokratie, soziale Gerechtigkeit, Reisemöglichkeiten) gefragt war, zeigt die IU88, dass die größte und z. T. vorherrschende Unzufriedenheit die Lebensbereiche Umwelt, Versorgungsniveau und Demokratie (hier Demokratie im Wohnort) betraf.

Zugleich wird deutlich, dass Anfang des Jahres 1989 noch nicht von einer flächendeckenden allgemeinen Unzufriedenheit gesprochen werden kann (Abb. 3-2). Bezogen auf einige Lebensbereiche (Einrichtungen zur Kinderbetreuung, persönliche Wohnverhältnisse, Arbeitswegezeit) bestand mehrheitlich Zufriedenheit, bei einigen weiteren Lebensbedingungen gab es höhere Anteile der Zufriedenheit als der Unzufriedenheit (z. B. Arbeitsbedingungen, medizinische Betreuung, Verkehrsverbindungen). Frauen waren meist etwas weniger unzufrieden als Männer.

Abbildung 3-2: Zufriedenheit mit folgenden Lebensbedingungen
 »sehr unzufrieden/überwiegend unzufrieden«



* signifikanter Unterschied; + »überwiegend zufrieden/zufrieden«
 > «sehr unzufrieden/überwiegend unzufrieden»; ++ »überwiegend zufrieden/zufrieden« > 50 Prozent.

Die Frage, »Wie sind Sie mit Ihrem Leben in unserer Gesellschaft im allgemeinen zufrieden?«, wurde mehrheitlich eher neutral (teils/teils) beantwortet, der Anteil der Unzufriedenen umfasst eine relativ kleine Minderheit und war deutlich geringer als der Anteil der Zufriedenen. Unter den jüngeren Befragten und in der Arbeiterschaft war allerdings Unzufriedenheit überdurchschnittlich verbreitet. Auch Männer äußerten etwas häufiger Unzufriedenheit als Frauen.

An dieser Stelle soll erneut gefragt werden, warum sich Frauen in der DDR trotz erwiesener sozialer Benachteiligung nicht unzufriedener äußerten als Männer. Auch die IU88 weist höhere Zufriedenheitswerte der »älteren« Beschäftigten aus (überwiegend zufrieden/sehr zufrieden: unter 36 Jahre 29 Prozent, über 35 Jahre 40 Prozent). Allerdings gilt dies für Männer wie für Frauen, und in der oberen Altersstufe gibt es keine signifikanten Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Dies hilft also nicht bei der Beantwortung der Frage. Außerdem zeigt sich: Die allgemeine Zufriedenheit differierte nicht signifikant zwischen jüngeren und »älteren« Frauen, wohl aber gab es signifikant mehr unzufriedene junge Männer als Frauen (sehr/überwiegend unzufrieden: m 17 %, w 10 %)! Die stärker verbreitete Unzufriedenheit unter den Jüngeren¹⁹ betrifft also vor allem die jungen

19 Bei den jungen Männern gab es zwar überdurchschnittlich viele Unzufriedene (17 Prozent), aber doch entschieden weniger als überwiegend bzw. sehr Zufriedene (28 Prozent).

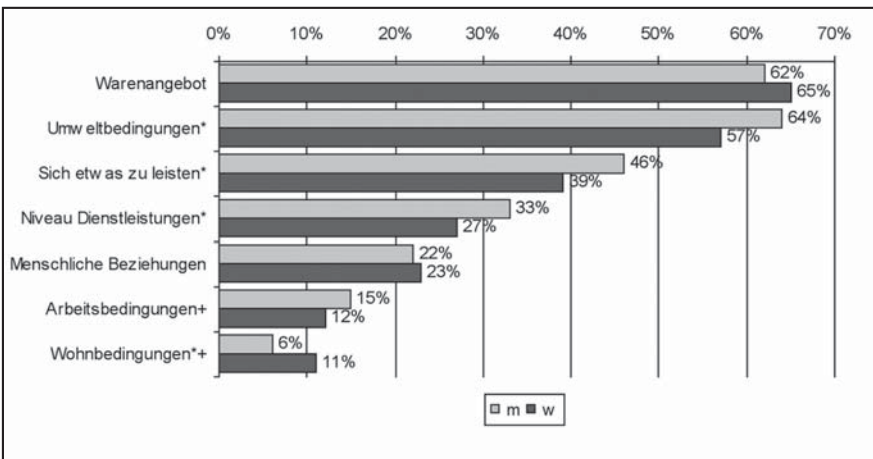
Männer. Auch diese Befunde erklären nicht, warum soziale Benachteiligung der Frauen nicht zu höherer Unzufriedenheit führt.

Alles in allem bestand keine allgemeine und flächendeckende Unzufriedenheit, aber es lassen sich einzelne Lebensbereiche identifizieren, in denen Unzufriedenheit vorherrschte (insbesondere die Umweltbedingungen und das mangelnde Angebot an Waren und Dienstleistungen). Männer und Frauen stimmten in ihren Zufriedenheitswerten tendenziell überein. Sofern signifikante Differenzierungen nach dem Geschlecht auftraten, waren Männer die Unzufriedeneren.

Bewertung der jüngeren Entwicklung

Die Entwicklung einzelner Lebensbereiche²⁰ in der DDR im Zeitraum der »letzten 5 oder 6 Jahre« wurde 1989 überwiegend negativ beurteilt. Nur in den Positionen Wohnbedingungen sowie Arbeitsbedingungen gab es jeweils mehr Antworten »besser geworden« als »schlechter geworden« (Abb. 3-3).

Abbildung 3-3: Veränderungen in den letzten 5 bis 6 Jahren (pers. Eindruck): »schlechter geworden«



* Signifikanter Unterschied; + »besser geworden« > »schlechter geworden«.

Im Vordergrund der Kritik stand die Entwicklung des Warenangebots und der Umweltbedingungen. Breite Zustimmung fand auch die Einschätzung, dass der Leistungsdruck gewachsen sei (m 73 %, w 73 %). Die kritische Bewertung der Entwicklung im Hinblick auf »die Möglichkeit, mir von meinem Einkommen et-

20 Eine allgemeine Fragestellung, etwa zur Einschätzung der gesellschaftlichen Entwicklung, war nicht Teil der Erhebung.

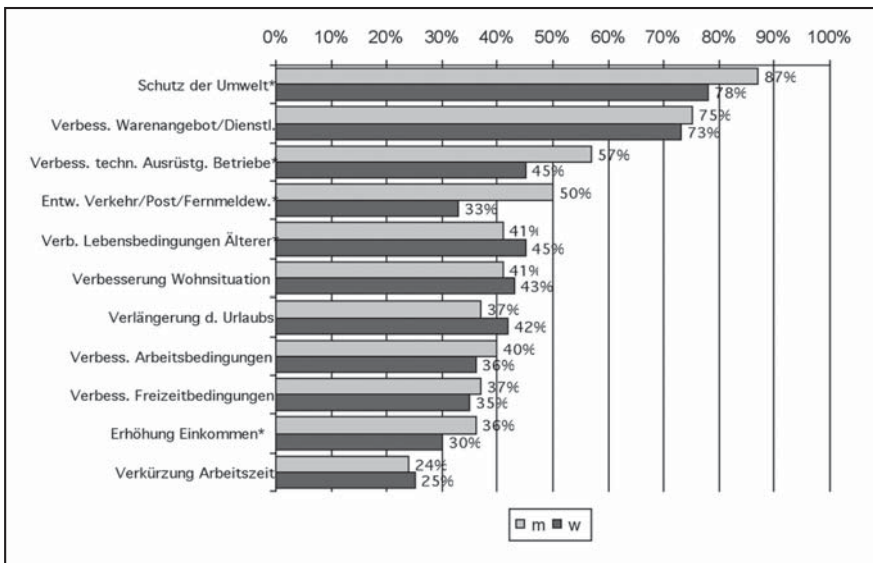
was leisten zu können«, drückt die verbreitete Unzufriedenheit mit den Veränderungen des Lebensniveaus aus. Frauen und Männer tendieren zu ähnlichen Einschätzungen. In den Positionen, wo signifikante Differenzen – bei grundsätzlich übereinstimmender Bewertung – bestehen, erweisen sich die männlichen Befragten meist als noch kritischer als die weiblichen.

Veränderungsbedarf

Der verbreiteten Unzufriedenheit mit den sozialen Verhältnissen und Entwicklungen entsprach die Erwartung vieler DDR-Bürger nach Veränderung wichtiger Lebensbedingungen und gesellschaftlicher Beziehungen.

Der dringendste Veränderungsbedarf wurde von einer großen Mehrheit für die Politikfelder Schutz der Umwelt und Verbesserung des Angebots an Waren und Dienstleistungen angemeldet. Auch die bessere technische Ausrüstung der Betriebe stand weit vorn auf der Präferenzliste.

Abbildung 3-4: Dringlichkeit folgender Aufgaben ...; »äußerst dringlich«



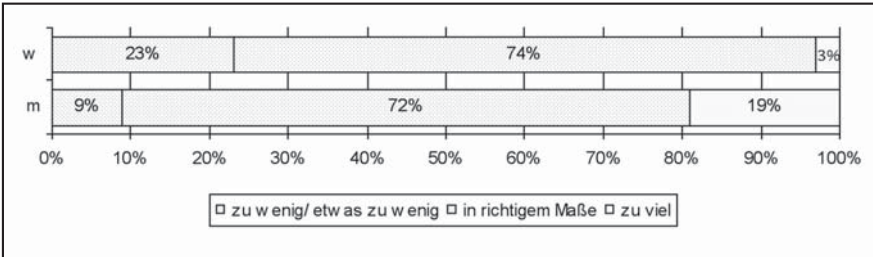
* signifikanter Unterschied (Geschlecht)

Besonders kritisch eingeschätzt wurde auch die Politik in der DDR im Hinblick auf die beschränkten Reise- und Erholungsmöglichkeiten und die zu geringe Offenheit und Öffentlichkeit im Umgang mit drängenden Problemen.²¹

21 Vier von fünf Befragten schätzten ein, dass in der DDR den Zielen »Reisen und Erholung« sowie »öffentliche Diskussion über Probleme« zu wenig/etwas zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Signifikante Unterschiede nach dem Geschlecht bestanden in der Regel darin, dass Männer in den betreffenden Positionen einen tendenziell höheren Veränderungsbedarf sahen als Frauen.

Abbildung 3-5: *Wieviel Aufmerksamkeit wird in der DDR der Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frau geschenkt?*



Das Politikfeld »Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frau« ist auf den ersten Blick das unproblematischste Sachgebiet. Im Vergleich zu anderen Zielen der gesellschaftlichen Entwicklung nahm dieses Thema einen hinteren Rangplatz ein. Andererseits gab es gerade in dieser Frage erhebliche Einschätzungsunterschiede zwischen Männern und Frauen. Zwar war für beide Geschlechter bezeichnend, dass sie mit großer Mehrheit diesem Thema eine richtig bemessene politische Aufmerksamkeit bescheinigten. Während sich jedoch nahezu ein Viertel der weiblichen Befragten mehr Aufmerksamkeit wünschte, konstatierte etwa ein Fünftel der Männer, dass der Frage der Gleichberechtigung *zu viel* Aufmerksamkeit gelte. Mit anderen Worten: Höhere Anforderungen an die Gleichberechtigung der Frau in der DDR wurden von einer beachtlichen Minderheit der Frauen und nahezu ausschließlich von Frauen gestellt. Andererseits sieht ein ähnlich großer Anteil der Männer die seinerzeit praktizierte Gleichstellungspolitik in der DDR durch Zustimmung zum Item »zu viel Aufmerksamkeit« als ungerechtfertigt und übertrieben an.

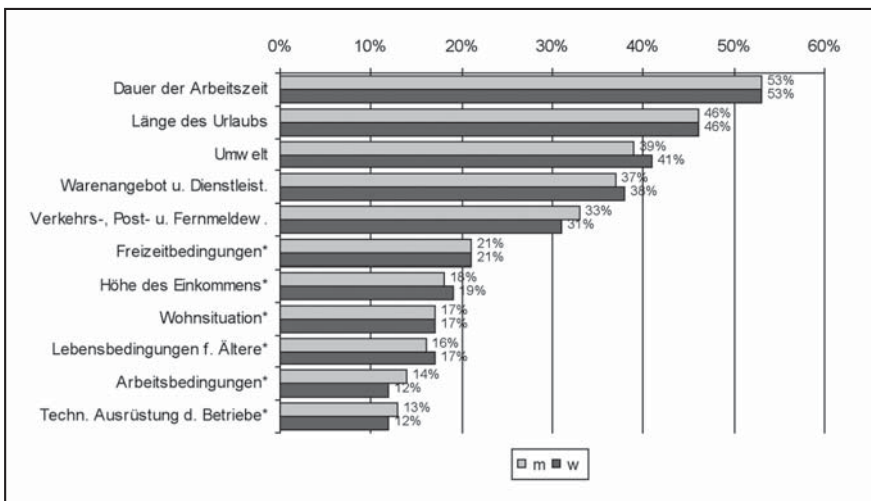
Die Gruppe jener Frauen, die für Gleichberechtigung mehr Aufmerksamkeit forderten, unterschied sich von den übrigen Frauen nicht im Hinblick auf die objektive soziale Struktur (Alter, Qualifikation, Wohnort ...) wohl aber durch ein tendenziell kritischeres und skeptischeres Meinungsbild. Zukunftserwartungen fielen skeptischer, Einschätzungen zu Veränderungen der zurückliegenden 5-6 Jahre weniger positiv aus, das Zufriedenheitsniveau mit örtlichen Lebensbedingungen war niedriger, und zahlreichen Politikfeldern wurde eine zu geringe Aufmerksamkeit bescheinigt.

Zukunftserwartung

1989 war das Jahr, in dem die Zukunft der DDR zu Ende ging. Mit welchen Erwartungen verknüpften die DDR-Bürger in den ersten Monaten dieses Jahres ihre Zukunftsvorstellungen? Die Auswertung der Daten ergibt kein eindeutig und dominant pessimistisches Bild der nächsten Zukunft. Männer und Frauen stimmen in ihren Einschätzungen weitgehend überein. Das Meinungsbild zur Zukunftsentwicklung erscheint eher gespalten.

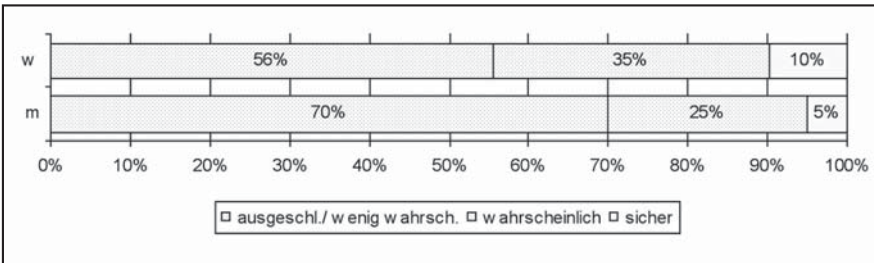
In den zentralen Kritikpunkten – Umwelt sowie Angebot an Waren und Dienstleistungen – hatte ein sehr großer Teil der Befragten bereits die Hoffnung auf grundlegende Verbesserung aufgegeben. Bei keiner Teilfrage wurden mehrheitlich Verbesserungen erwartet, dennoch fielen bei verschiedenen Politikfeldern die optimistischen Antworten häufiger aus als die pessimistischen (Freizeit, Einkommen, Wohnsituation, Lebensbedingungen für Ältere, Arbeitsbedingungen und technische Ausrüstung der Betriebe).

Abbildung 3-6: Erwartete Veränderungen bis 2000 nach Geschlecht;
»keine Verbesserung«



* »erhebliche Verbesserung« > »keine Verbesserung«

Abbildung 3-7: Wird die DDR bis 2000 den techn./technologischen Rückstand zu kapitalistischen Industriestaaten auf wichtigen Gebieten verringern?



Anfang 1989 hatte die Mehrheit der berufstätigen Bevölkerung der DDR die Hoffnung aufgegeben, der Realsozialismus könnte den ökonomischen Wettbewerb mit dem kapitalistischen System erfolgreich bestehen. Dabei fiel das Urteil der Männer (70 Prozent) noch deutlich skeptischer aus als das der Frauen (56 Prozent).

So erweist sich, dass die berufstätige Bevölkerung der DDR zwar einzelnen Lebensbereichen noch erfolgreiche Entwicklungen zutraute, das Gesamtsystem aber im internationalen Wettbewerb, besonders auf technologischem Gebiet, als chancenlos ansah. Dieser unter den Männern verbreiteten Einschätzung schloss sich auch die Mehrheit der Frauen an.

Resümee

In der DDR herrschte auch Anfang 1989 keine flächendeckende Unzufriedenheit, wohl aber konzentrierte sich erhebliches Unzufriedenheitspotential in der jungen Generation. Zudem erfasste die kritische Sicht auf die Bereiche Umweltentwicklung, Versorgung (Waren- und Dienstleistungsangebot), Reisemöglichkeiten, Demokratie und Offenheit große Teile der Bevölkerung. Sowohl die Entwicklung der letzten Jahre als auch die Perspektiven der nahen Zukunft wurden in vielen Lebensbereichen negativ beurteilt. Der technologische Wettbewerb mit dem konkurrierenden kapitalistischen System galt als verloren.

Trotz erheblicher sozialer Benachteiligung der Frauen insbesondere in der gesellschaftlichen Verteilung und im finanziellen Entgelt der Erwerbsarbeit war dies nicht mit einer überdurchschnittlichen Distanz der Frauen gegenüber den gesellschaftlichen Bedingungen der DDR, ihren Entwicklungstendenzen und Perspektiven verbunden. Vor dem Hintergrund tendenziell übereinstimmender Einschätzungen von Männern und Frauen traf eher das Gegenteil zu: Sofern signifikante Unterschiede in der Beurteilung der DDR-Gesellschaft nach dem Geschlecht auftraten, erwiesen sich zumeist Männer als etwas kritischer, unzufriedener, pessimistischer und fordernder.

Tabellen (Auswahl)

Tabelle IU-1

| Variable/Merkmal | Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V ¹ |
|---|------------|------------|-----------------------------------|
| | männl. | weibl. | |
| Wirtschaftszweig 0,489 | | | |
| Chemische Ind. | 22,5% | 13,4% | 19,6% |
| Elektroindustrie | 7,2% | 6,0% | 6,9% |
| Werkzeugmaschinenbau | 16,1% | 1,6% | 11,5% |
| Leichtindustrie | 13,6% | 51,2% | 25,7% |
| Bauwesen | 21,8% | 0,9% | 15,1% |
| Land-, Forst-, NG-W | 18,7% | 26,9% | 21,3% |
| Gesamt | 911 | 432 | 1343 |
| Rolle der Arbeit im persönlichen Leben | | | |
| Arbeit ist das Wichtigste | 3,4% | 2,1% | 3,0% |
| Genauso wichtig wie Familie und Freizeit | 74,1% | 76,0% | 74,7% |
| Familie und Freizeit sind wichtiger | 18,0% | 15,3% | 17,2% |
| Arbeit ist notwendiges Übel | 4,5% | 6,5% | 5,1% |
| Gesamt | 916 | 430 | 1346 |
| Gesundheitszustand | | | |
| Kaum krank | 50,9% | 44,4% | 48,9% |
| Ab und zu unwohl, selten arbeitsunfähig | 45,7% | 50,7% | 47,3% |
| Häufig krank | 3,4% | 4,9% | 3,8% |
| Gesamt | 921 | 432 | 1353 |
| Arbeit | | | 0,254 |
| Teilzeitbeschäftigt | 0,9% | 12,1% | 4,5% |
| Voll beschäftigt | 99,1% | 87,9% | 95,5% |
| Gesamt | 909 | 429 | 1338 |
| Schichtsystem | | | 0,097 |
| Normalschicht | 44,1% | 52,5% | 46,8% |
| Zweischichtsystem | 16,5% | 12,3% | 15,1% |
| Dreischichtsystem | 29,0% | 23,4% | 27,2% |
| Rollende Woche | 9,0% | 9,5% | 9,2% |
| Im gebrochenen Arbeitstag | 1,4% | 2,3% | 1,7% |
| Gesamt | 922 | 432 | 1354 |

1 Ausgewiesen werde nur signifikante Cramers V (Signifikanzniveau $p \leq 0,5$)

| Variable/Merkmal | Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V ¹ |
|-----------------------------|------------|--------|-----------------------------------|
| | männl. | weibl. | |
| Familienstand | | | 0,126 |
| Ledig | 19,8% | 22,8% | 20,7% |
| Verheiratet | 66,2% | 56,7% | 63,2% |
| In Lebensgemeinschaft | 7,8% | 8,3% | 8,0% |
| Geschieden | 5,5% | 9,7% | 6,9% |
| Verwitwet | 0,7% | 2,5% | 1,3% |
| Gesamt | 921 | 434 | 1355 |
| Parteimitgliedschaft | | | 0,086 |
| Ja | 25,0% | 17,3% | 22,5% |
| Nein | 75,0% | 82,7% | 77,5% |
| Gesamt | 908 | 427 | 1335 |

Tabelle IU-2

| Variable/Merkmal | Geschlecht | | Gesamt/ Cramers V ¹ |
|---|------------|--------|-----------------------------------|
| | männl. | weibl. | |
| Schulbildung | | | 0,080 |
| Kein Abschluss Klasse 8 | 5,2% | 6,7% | 5,7% |
| Abschluss Klasse 8 | 34,2% | 40,8% | 36,3% |
| Abschluss Klasse 10 | 50,1% | 44,5% | 48,3% |
| Abschluss Klasse 12, Hochschulreife | 10,5% | 7,9% | 9,6% |
| Gesamt | 918 | 431 | 1349 |
| Höchster Qualifikationsabschluss | | | 0,171 |
| Un-/Angelernter/Teilfacharbeiter | 8,5% | 16,0% | 10,9% |
| Facharbeiter | 63,0% | 68,1% | 64,6% |
| Meister | 11,7% | 4,2% | 9,3% |
| Fachschulabschluss/Techniker | 10,2% | 6,0% | 8,8% |
| Hochschulabschluss | 6,7% | 5,7% | 6,4% |
| Gesamt | 857 | 401 | 1258 |
| Einkommensniveau | | | 0,426 |
| Niedrig | 15,1% | 53,5% | 27,4% |
| Mittel | 41,7% | 33,9% | 39,2% |
| Hoch | 43,2% | 12,6% | 33,4% |
| Gesamt | 909 | 428 | 1337 |

Tabelle IU-3

| Wie sind Sie mit Ihrem Leben in unserer Gesellschaft im allgemeinen zufrieden? (Zeilenprozent) | | | | |
|---|---------------------------------|-------------|-----------------------------|---------------------------|
| | sehr unzufr./ überw. unzufr. | teils/teils | überw. zufr./ sehr zufr. | Gesamt/sign. Cramers V |
| Geschlecht | | | | 0,091 |
| Männlich | 15,3% | 51,4% | 33,3% | 919 |
| Weiblich | 8,8% | 54,8% | 36,4% | 434 |
| Gesamt | 13,2% | 52,5% | 34,3% | 1353 |

Tabelle IU-4

| In den letzten 5 oder 6 Jahren hat sich bei uns manches verändert. Wie ist Ihr persönlicher Eindruck? | | | | |
|--|----------------|---------------------|--------------|---------------------|
| (1- schlechter geworden bzw. gesunken, 2 – gleich geblieben, 3 – besser geworden bzw. gestiegen)? | | | | |
| | | schlechter geworden | | |
| | | männl. | weibl. | gesamt ² |
| Warenangebot | | 62,0% | 64,5% | 62,8% |
| Umweltbedingungen | | 64,4% | 56,5% | 61,9% |
| Sich etwas zu leisten | | 46,2% | 39,0% | 43,9% |
| Niveau Dienstleistungen | | 32,5% | 26,9% | 30,7% |
| Menschliche Beziehungen | | 22,4% | 23,2% | 22,6% |
| Arbeitsbedingungen | X ³ | 15,1% | 12,3% | 14,2% |
| Wohnbedingungen | X | 6,4% | 10,5% | 7,7% |
| | | gestiegen | | |
| Qualifikationsanforderungen | | 60,0% | 54,5% | 58,2% |
| Leistungsdruck | | 73,3% | 72,8% | 73,1% |

- 1 Ausgewiesen werden nur signifikante Cramers V (Signifikanzniveau $p \leq 0,05$)
- 2 Sortiert nach gesamt; Signifikante Geschlechtsunterschiede fett gedruckt
- 3 X: besser geworden/gestiegen > schlechter geworden/gesunken

Tabelle IU-5

| Wie viel Aufmerksamkeit wird in der DDR den folgenden Zielen geschenkt? | | | |
|--|---|---------------|---------------------------|
| (1 – zu wenig, 2 – etwas zu wenig, 3 – im richtigen Maße, 4 – zu viel) | | | |
| Ziele | zu wenig (sortiert nach Gesamt) | | |
| | männl. | weibl. | Gesamt¹ |
| Verbesserung Warenangebot | 59,8% | 54,6% | 58,1% |
| Umweltschutz | 56,3% | 42,6% | 52,0% |
| Reisen und Erholung | 52,2% | 42,5% | 49,1% |
| Öffentliche Diskussion über Probleme | 43,2% | 35,5% | 40,8% |
| Entwicklung Dienstleistungen und Verkehr | 38,6% | 23,8% | 33,9% |
| Aussehen der Städte und Dörfer | 37,0% | 27,2% | 33,9% |
| Sorge um Ältere | 24,5% | 26,4% | 25,1% |
| Verbesserung Arbeitsbedingungen | 24,8% | 20,0% | 23,3% |
| Verbesserung Wohnbedingungen | 22,2% | 25,1% | 23,1% |
| Verbesserung Lebensstandard für alle | 24,4% | 19,9% | 23,0% |
| Entwicklung der Demokratie | 24,7% | 13,4% | 21,2% |
| Durchsetzung des wissenschaftlich-techn. Fortschritts | 22,0% | 12,4% | 19,0% |
| Medizinische Betreuung | 14,9% | 12,3% | 14,0% |
| Kultur und Bildung | 12,8% | 13,9% | 13,2% |
| Entspannung und Abrüstung | 10,4% | 12,0% | 10,9% |
| Förderung Talente und Begabungen | 10,5% | 9,4% | 10,2% |
| Förderung der Jugend | 6,7% | 9,1% | 7,5% |
| Gewährleistung der sozialen Sicherheit | 3,6% | 4,6% | 3,9% |
| Durchsetzung der Gleichberechtigung der Frau | 2,8% | 5,9% | 3,8% |

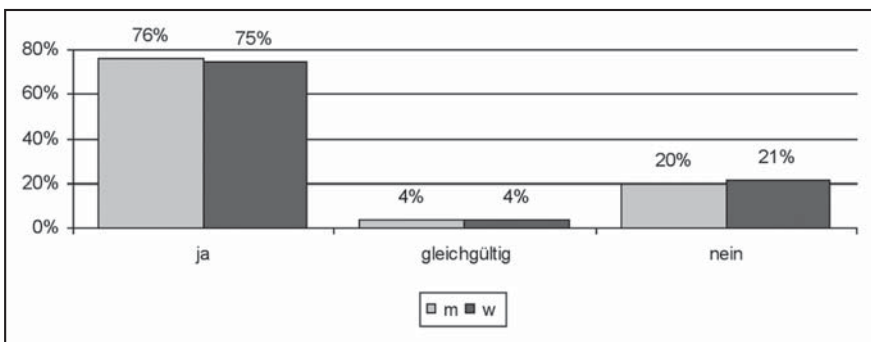
1 Sortiert nach gesamt; Signifikante Geschlechtsunterschiede fett gedruckt

Die Untersuchung UF90

Informationen zur Befragung

Die Befragung UF90, »Lebenslagen und soziale Strukturen im Umbruch« (Adler 1996; Adler, Kretzschmar 1996), wurde in der Umbruchssituation im Juni 1990 durchgeführt, um die letzte Chance zu nutzen, unter realsozialistischen Verhältnissen geprägte Lebensbedingungen und soziale Strukturen zu erfassen. Dabei ist in Rechnung zu stellen, dass es zu diesem Zeitpunkt bereits zu wesentlichen Veränderungen des Bewusstseins und der sozialökonomischen Bedingungen gekommen war und die Befragungssituation maßgeblich durch das unmittelbar bevorstehende Inkrafttreten einer gesamtdeutschen Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion geprägt war. Befragt wurden insgesamt ca. 1 300 Bürger im wahlfähigen Alter (ab 18 Jahre) aus allen DDR-Bezirken.

Abbildung 4-1: *Bejahen Sie im Großen und Ganzen die gesellschaftliche Entwicklung?*



Im Zeitraum der Befragung unterstützte die Bevölkerung der DDR mit großer Mehrheit die gesellschaftspolitische Entwicklung. Die Situation war polarisiert. Der Majorität der Befürworter stand eine Minderheit der Gegner dieses Kurses gegenüber. Politische Neutralität war kaum vorhanden. In diesen Positionen gab es keine Geschlechtsunterschiede.

In den Folgejahren klang die Euphorie der Wende allerdings in zweierlei Hinsicht ab: Erstens schwand die Unterstützung der ostdeutschen Bevölkerung für die politische Entwicklung, und zweitens erfolgte diese Veränderung auf Seiten der Frauen schneller als bei den Männern.²²

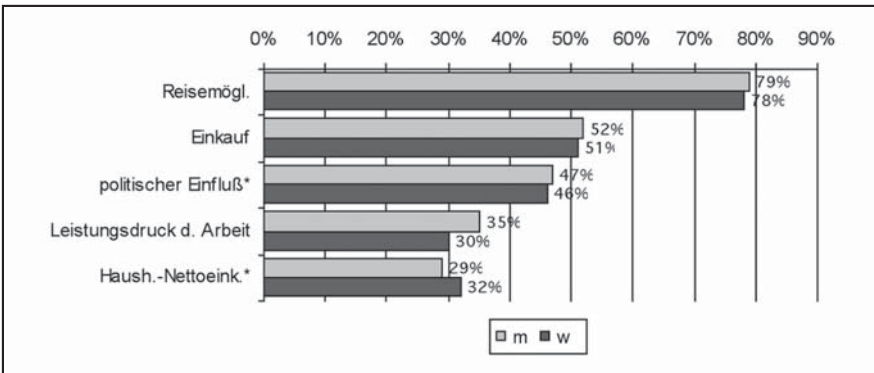
²² Befragung SLQ4 im Juli 1993 (isda): Auf die Frage »Bejahen Sie im großen und ganzen die politische Entwicklung im geeinten Deutschland?« antworteten 53 Prozent der Männer, aber 39 Prozent der Frauen mit »ja/mehr ja als nein«.

Veränderungen von (vor Oktober/November) 1989 bis 1990

Statusänderungen in der sozialen Stellung hatten Männer und Frauen seit der Wende annähernd gleichermaßen erfahren (m 9 %, w 10 %). Arbeitslosigkeit war noch nicht eingetreten.²³

Frauen registrierten häufiger eine Verminderung (m 12 %, w 19 %), Männer häufiger eine Zunahme des Ansehens ihres Berufes (m 20 %, w 14 %) im Gefolge des Umbruchs.

Abbildung 4-2: Fünf Sachverhalte, denen die stärksten Veränderungen mit dem Umbruch zugeschrieben wurden: »verbessert/vergrößert«



* Signifikante Unterschiede (Cramers V)

Gefragt nach Veränderungstendenzen von Lebensbedingungen gegenüber der Zeit vor Oktober/November 1989, bestand die größte Übereinstimmung darin, dass sich die Reisemöglichkeiten verbessert hätten (Abb. 4-2). Überwiegend wurden auch Fortschritte in der Versorgung mit Konsumgütern gesehen. Sehr hoch war auch der Anteil derjenigen, die bessere Möglichkeiten konstatierten, politische Entscheidungen persönlich zu beeinflussen. Verschlechtert hat sich nach mehrheitlicher Auffassung die Sicherheit des Arbeitsplatzes.

Signifikante Einschätzungsdifferenzen nach dem Geschlecht waren selten und marginal.

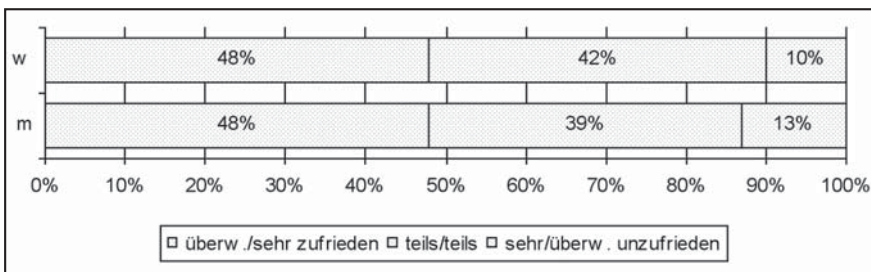
Frauen meinten häufiger als Männer, dass ihr politisches Interesse mit der Wende gewachsen sei (m 56 %, w 64 %).

23 12 Befragte, darunter 3 Frauen, gaben an, arbeitslos zu sein.

Zufriedenheit

Zufriedenheit mit dem eigenen Leben («mit Ihrem Leben im allgemeinen») überwog bei Männern und Frauen (m 48 %, w 48 %). Nur eine Minderheit (12 %) zeigte sich eher unzufrieden.

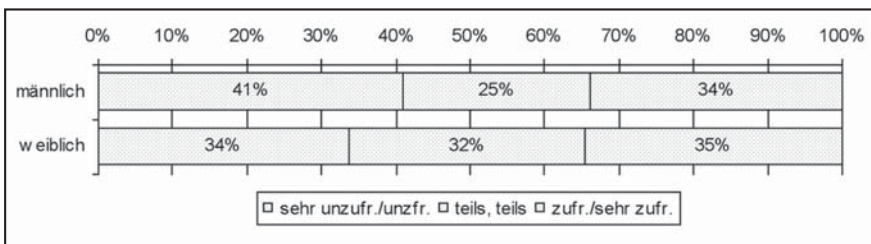
Abbildung 4-3: Zufriedenheit mit »Ihrem Leben im allgemeinen«



Hinsichtlich einzelner Lebensbedingungen herrschte Zufriedenheit vor in Bezug auf Reisemöglichkeiten; die Sicherheit, die Wohnung zu behalten; die Nutzung von Kitas; die Nutzungsmöglichkeit öffentlicher Verkehrsmittel; die Wohnbedingungen und den Umfang der Freizeit. Mehrheitlich Unzufriedenheit bekundeten die Befragten mit dem Zustand der Umwelt.

Erblichlich mehr Unzufriedene als Zufriedene gab es außerdem bei den Themen Niveau des Handels, kulturelles Angebot, Sicherheit »Ihres Arbeitsplatzes«, leistungsgerechte Entlohnung »Ihrer Arbeit«, Niveau der Dienstleistungen.

Abbildung 4-4: Zufriedenheit mit dem persönlichen Einkommen



Die Zufriedenheitsverteilung war nur in wenigen Aspekten signifikant geschlechtsdifferenziert. In den einkommensbezogenen Aspekten äußerten sich Männer tendenziell unzufriedener. Mit anderen Worten: Frauen erzielten zwar ein niedrigeres Einkommen als Männer, sie waren dennoch zufriedener, genauer: weniger unzufrieden. Der Anteil zufriedener Frauen war größer hinsichtlich der Sicherheit, die Wohnung zu behalten (m 63 %, w 67 %) und der medizinischen Be-

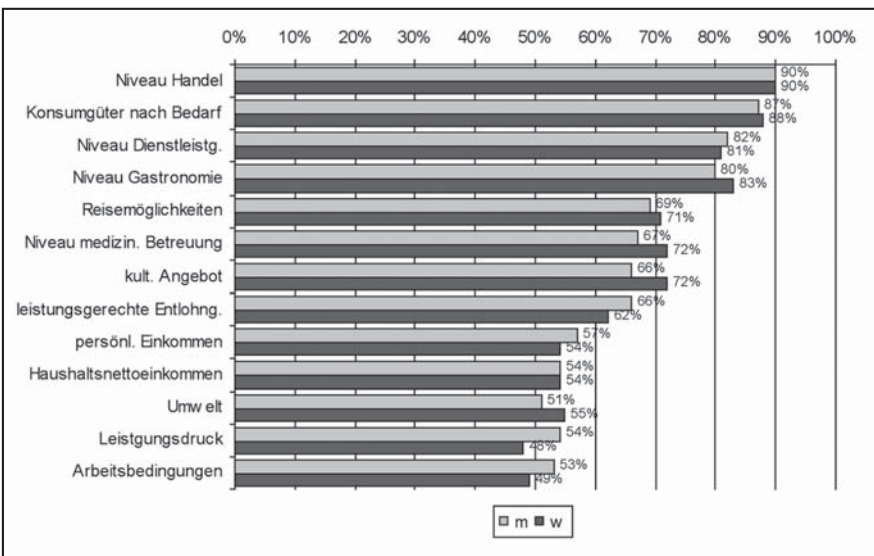
treuung (m 40 %, w 47 %). Auch in Bezug auf die Sicherheit des Arbeitsplatzes gab es bei vorherrschender Unzufriedenheit – erstaunlicherweise – prozentual mehr zufriedene Frauen als Männer (m 25 %, w 32 %).

Zukunftserwartungen (2 Jahre)

Alles in allem dominierte mit Blick auf die nächsten 2 Jahre – weitgehend geschlechtsindifferent – eine eher optimistische Zukunftserwartung. Bei den weit aus meisten erfragten Lebensbedingungen ist der Anteil derer, die eine Verbesserung erwarten, größer als der eher pessimistischen Befragten. Besonders günstige Vorhersagen bezogen sich auf die Aspekte Handel, Konsummöglichkeiten, Gastronomie, Dienstleistungen, Reisemöglichkeiten, medizinische Betreuung und kulturelles Angebot.

Abbildung 4-5: Zukunftserwartungen für die nächsten zwei Jahre bezogen auf eigene Lebensbedingungen bzw. räumliches Umfeld

(Positionen mit mehrheitlich optimistischen Erwartungen: »wird besser«



Mehrheitlich pessimistische Einschätzungen betreffen die Arbeitsplatzsicherheit und die Nutzung von Kindereinrichtungen.

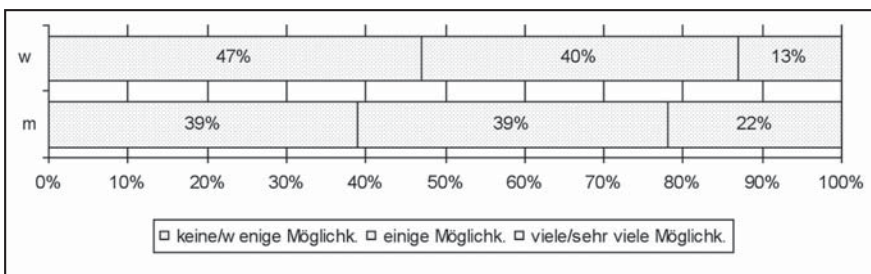
Bei wenigen Aspekten (Erhaltung der Wohnung, Sicherheit, Freizeit, politischer Einfluss) gab es signifikante, aber graduelle Differenzen nach dem Geschlecht, die auf eine leicht optimistischere Perspektive der Frauen hinausliefen.

Möglichkeiten, durch eigene Anstrengungen vorwärts zu kommen

Die Frage nach den Möglichkeiten, die individuellen »Lebensbedingungen durch eigene Anstrengungen und Bemühungen spürbar zu verbessern«, wurde für die meisten der erfragten Aspekte mehrheitlich pessimistisch (»keine« bzw. »wenige« Möglichkeiten) beantwortet.

Bei den übrigen in dieser Frage erhobenen Merkmalen überwogen pessimistische gegenüber optimistischen Antworten. Geschlechtsabhängige Unterschiede blieben graduell. Signifikante Differenzen der Antwortverteilungen bestanden ausnahmslos in einer tendenziell niedrigeren Einschätzung der Erfolgsmöglichkeiten durch die weiblichen Befragten.

Abbildung 4-6: Möglichkeiten, die eigenen Lebensbedingungen durch berufliche Leistungen zu verbessern



Allgemein sah in den Monaten des gesellschaftlichen Umbruchs nur eine Minderheit der Befragten aussichtsreiche Möglichkeiten, die individuelle Lage durch eigene, über das übliche berufliche Engagement hinausgehende Aktivitäten zu verbessern. Diese Minderheit ist in der weiblichen Teilpopulation noch geringer als in der männlichen. Die Hauptursache dürfte darin bestehen, dass Frauen aufgrund der tendenziell höheren außerberuflichen Belastungen auch über geringere freie Kapazitäten für ein höheres berufliches Engagement verfügen als Männer.

Sorgen

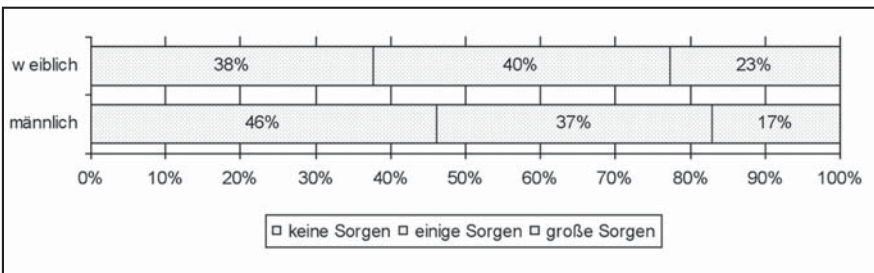
Die Antworten auf die Frage »in welchem Maße machen Sie sich Sorgen über ...« spiegeln die große Verunsicherung zur Zeit der gesellschaftlichen Wende. Die Mehrheit der Befragten machte sich »große Sorgen« in Bezug auf die Gebiete »Drogenmissbrauch, AIDS-Erkrankungen, Kriminalität in der DDR²⁴« (79 Pro-

24 Bei dieser Frage wurden Themenbereiche »in der DDR« angesprochen, als sei das Ende dieser Gesellschaft zum Zeitpunkt der Befragung nicht bereits längst besiegelt gewesen und in großen Teilen auch bereits vollzogen worden. Die Befragten sahen jedenfalls ihre Perspektive in einem ungeteilten kapitalistischen Deutschland und hatten die DDR-Passage bereits durchlaufen.

zent), »allgemeine wirtschaftliche Entwicklung« (69 Prozent), »Schutz der Umwelt« (58 Prozent), »Sicherheit des Arbeitsplatzes« (56 Prozent), »Radikalisierung der politischen Auseinandersetzung« (55 Prozent), »soziale Sicherheit« (55 Prozent), »Unterentwicklung ... in der dritten Welt« (52 Prozent). Bei keinem Merkmal wurde mehrheitlich die Antwort »keine Sorgen« gewählt.

Bei einigen Aspekten äußerten sich Frauen signifikant häufiger besorgt als Männer (Drogen, Arbeitsplatz, politische Auseinandersetzung, Abrüstung, Gleichstellung). Das Gegenteil trifft zu beim Merkmal: »Radikalisierung der politischen Auseinandersetzung«.

Abbildung 4-7: *Sorgen über Gleichberechtigung der Geschlechter*



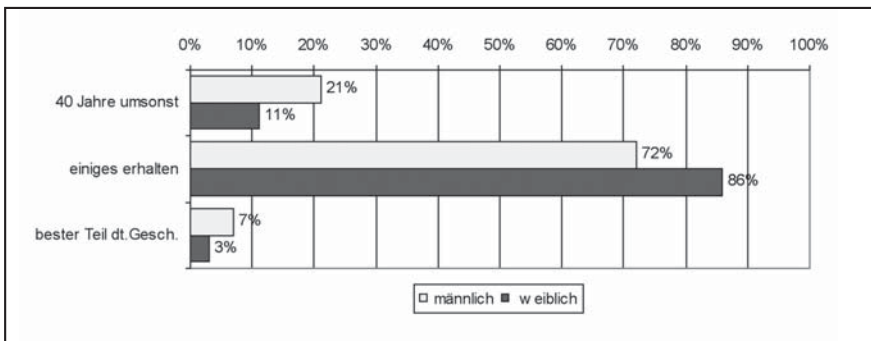
Bei nur einem Thema befinden sich die Besorgten gegenüber denen, die sich »keine Sorgen« machen, in einer deutlichen Minderheit: »Gleichstellung der Geschlechter«. Die Frage der Geschlechterungleichheit gehörte offenbar nicht zu den vorherrschenden Problemen der DDR-Bevölkerung zur Wendezeit. Nichtsdestoweniger bereitete dieses Thema nahezu jeder vierten Frau (23 Prozent) und (immerhin!) jedem sechsten Mann (17 Prozent) »große (!) Sorgen« Insofern hat sich die Situation gegenüber 1988 (IU88) verändert: Auch Männer sind zunehmend besorgt um Gleichberechtigung.

Unter den Frauen, die sich zur Gleichberechtigung besonders besorgt äußerten, waren obere Bildungs- und Qualifikationsstufen sowie Geschiedene über-, aber Ledige unterrepräsentiert. Stark besorgte Männer wohnten weit überwiegend in Städten.

Bewertung der DDR

Wie unterscheidet sich die DDR-»Schlussbilanz« aus der Sicht von Männern und Frauen?

Abbildung 4-8: Auffassung zur DDR



Die beiden Extrempositionen gegenüber der DDR, vollständige Ablehnung oder Identifikation, werden nur von Minderheiten vertreten. Die total ablehnende Haltung war verbunden mit dem Verlangen nach vollständiger Übernahme der westdeutschen Verhältnisse: »40 Jahre DDR – das waren 40 Jahre umsonst. Jetzt sollte möglichst schnell alles so werden, wie es in der Bundesrepublik ist« (Abb. 4.6-1). Diese Minderheitenposition war stärker ausgeprägt als die gegenteilige: »40 Jahre DDR – das war bisher das beste Stück der deutschen Geschichte ...«.

Die Geschlechtsunterschiede in der Beurteilung der DDR waren deutlich und signifikant. Frauen nahmen noch häufiger als Männer die mehrheitliche Mittelposition ein: »In 40 Jahren DDR ist so Manches entstanden, das ich gut finde und das im künftigen Gesamtdeutschland erhalten bleiben sollte«. Die – wohlgermerkt deutlich minderheitliche – Entweder-oder-Haltung war eher eine Sache von Männern.

Insgesamt zeigt die UF90, dass der gesellschaftliche Umbruch von der Bevölkerung, von Männern wie Frauen, mitgetragen wurde. Es dominierten optimistische Zukunftserwartungen, die sich vor allem auf gesellschaftliche und politische Weichenstellungen richteten. Gleichzeitig wurden – besonders von Frauen – überwiegend geringe Chancen gesehen, durch eigenes Engagement eine deutliche Verbesserung der individuellen Lage herbeizuführen. Es gab Zweifel und Besorgnisse vor allem zur Sicherheit des Arbeitsplatzes, zur sozialen Sicherheit, zur öffentlichen Kinderbetreuung und zur Sicherheit (Stichwort: Drogenmissbrauch, Kriminalität).

Tabellen (Auswahl)

Tabelle UF-1

| | Geschlecht | | Gesamt/ sign. Cramers V |
|-------------------------------|------------|------------|----------------------------|
| | männl. | weibl. | |
| Soziale Stellung | | | 0,321 |
| 1 Arbeiter | 51,2% | 27,1% | 37,3% |
| 2 Bauer/Gen-Bauer | 6,5% | 5,3% | 5,8% |
| 3 Angest. o. HFS o. LtgsFkt | 7,8% | 22,0% | 15,9% |
| 4 Angest. m. HFS o. LtgsFkt | 8,5% | 12,3% | 10,7% |
| 5 Leiter | 12,8% | 7,7% | 9,9% |
| 6 Geistesschaff. m HS-Abschl | 3,9% | 6,1% | 5,2% |
| 7 Handw./Gewerbetr | 2,4% | 1,9% | 2,1% |
| 8 Rentner | 3,3% | 8,5% | 6,3% |
| 9 Sonstige | 3,7% | 9,1% | 6,8% |
| Gesamt | 461 | 624 | 1085 |
| Veränd. Ansehen eigener Beruf | | | 0,126 |
| 1 verringert | 11,5% | 19,2% | 15,9% |
| 2 etwa gleich | 66,9% | 63,9% | 65,2% |
| 3 größer | 19,9% | 14,0% | 16,5% |
| 4 weiß nicht | 1,8% | 2,8% | 2,4% |
| Gesamt | 453 | 599 | 1052 |
| Statusänderung 9/89-90 | | | |
| 1 gleicher Status | 90,7% | 89,9% | 90,3% |
| 2 Status verändert | 9,3% | 10,1% | 9,7% |
| Gesamt | 452 | 615 | 1067 |

Tabelle UF-2

| Zufriedenheit mit Lebensbedingungen (sortiert nach Gesamt; Signifik. fett) | | | |
|---|---------------------------------|--------------|--------------|
| | zufrieden/sehr zufrieden | | |
| | männl. | weibl. | Gesamt |
| Reisemöglichkeiten | 80,8% | 79,2% | 79,9% |
| Mögl., Ihre Wohnung zu erhalten | 63,4% | 67,1% | 65,5% |
| Mögl., Kindereinrichtungen zu nutzen | 60,2% | 65,0% | 63,1% |
| Nahverkehr | 64,6% | 62,0% | 63,1% |
| Wohnbedingungen | 63,5% | 61,9% | 62,5% |
| Umfang der Freizeit | 57,6% | 54,6% | 55,9% |
| Sicherheit Übergriffen | 47,6% | 49,7% | 48,8% |
| Niveau der medizin. Betreuung | 39,6% | 46,6% | 43,7% |
| baulicher Zustand Wohnhaus/-gebiet | 42,9% | 42,1% | 42,4% |
| Bildungs- und Qualifizierungsmögl. | 37,6% | 45,1% | 41,8% |
| Arbeitsbedingungen | 41,6% | 41,8% | 41,7% |
| Leistungsdruck in Ihrer Arbeit | 43,1% | 39,7% | 41,3% |
| berufl. Entwicklungsmöglichkeiten | 38,0% | 39,8% | 39,0% |
| politische Einflussmöglichkeiten | 38,4% | 38,1% | 38,2% |
| Möglichk. Einr. f. Senioren zu nutzen | 37,1% | 37,1% | 37,1% |
| Haushaltsnettoeinkommen | 33,0% | 37,9% | 35,8% |
| persönliches Einkommen | 33,7% | 34,6% | 34,2% |
| soziale Absicherung | 32,9% | 35,2% | 34,2% |
| Mögl. Konsumgüter zu erwerben | 32,6% | 31,5% | 32,0% |
| Niveau der gastronom. Einrichtungen | 26,9% | 31,2% | 29,3% |
| Sicherheit Ihres Arbeitsplatzes | 24,8% | 31,5% | 28,5% |
| leistungsgerechte Entlohnung | 27,2% | 27,9% | 27,6% |
| kulturelles Angebot | 23,3% | 27,2% | 25,5% |
| Niveau Dienstleistungen | 22,7% | 27,2% | 25,3% |
| Zustand Umwelt | 21,1% | 20,4% | 20,7% |
| Niveau des Handels | 19,2% | 19,5% | 19,4% |

Tabelle UF-3

| Möglichkeiten, Lebensbedingungen durch eigene Anstrengungen zu verbessern (sortiert nach Gesamt, Signif.=fett) | | | |
|--|-------------------------------|---------------|---------------|
| Möglichkeiten durch ... | keine/wenige Möglichk. | | |
| | männl. | weibl. | Gesamt |
| Umzug nach BRD/W-B, Ausland | 89,7% | 92,7% | 91,3% |
| Umzug innerhalb DDR | 90,3% | 89,6% | 89,9% |
| Übernahme einer Funktion | 88,6% | 89,5% | 89,1% |
| Heirat | 89,6% | 88,0% | 88,7% |
| anderes | 82,8% | 86,1% | 84,7% |
| höhere berufl. Leitungsposition | 79,8% | 84,4% | 82,5% |
| Erwerb Aktien, Obligationen | 76,4% | 85,6% | 81,7% |
| »Selbständig machen« | 78,8% | 83,5% | 81,5% |
| Berufswechsel | 79,2% | 73,7% | 76,1% |
| nebenberufliche Tätigkeit | 68,3% | 70,4% | 69,5% |
| Qualifikation | 44,0% | 49,7% | 47,3% |
| eigene berufliche Leistung | 39,3% | 47,0% | 43,7% |

Tabelle UF-4

| In welchem Maße machen Sie sich Sorgen? (sortiert nach Gesamt; Signif.= fett) | | | |
|--|---------------------|---------------|---------------|
| Sorgen über ... | große Sorgen | | Gesamt |
| | männl. | weibl. | |
| Drogenmissbr./Aids/Kriminalität | 74,5% | 81,8% | 78,7% |
| wirtschaftliche Situation in DDR | 68,8% | 68,5% | 68,7% |
| Schutz der Umwelt | 57,0% | 58,5% | 57,9% |
| Sicherheit des Arbeitsplatzes | 51,9% | 59,8% | 56,4% |
| Radikalisierung d. pol. Auseinanders. | 57,2% | 53,1% | 54,8% |
| soziale Sicherheit | 51,6% | 57,0% | 54,7% |
| Unterentwicklung in der dritten Welt | 49,9% | 53,4% | 51,9% |
| soziale Gerechtigkeit | 41,5% | 45,3% | 43,7% |
| Umgang mit Minderheiten, Ausländern | 35,2% | 33,9% | 34,4% |
| Erhaltung des Friedens | 31,3% | 36,1% | 34,1% |
| Entspannung/Abrüstung | 22,7% | 26,1% | 24,7% |
| Gleichstellung der Geschlechter | 16,9% | 22,5% | 20,1% |

Einige Gedanken zum Schluss

Die Auswertung von Befragungen der DDR-Bevölkerung in den 80er Jahren aus der Perspektive der Geschlechterdifferenz konnte Ergebnisse zeigen im Hinblick auf die soziale Struktur, die Arbeits- und Lebensbedingungen und wichtige Aspekte der sozialen Aktivität. Begrenzt blieben Informationen über die subjektive Reflexion der gesellschaftlichen Verhältnisse und zu politischen Überzeugungen. Grenzen der Auswertung ergaben sich aus politisch intendierten Beschränkungen der Indikatoren (Tabus) und daraus, dass die Geschlechterfrage nicht zu den vordringlichen Untersuchungsschwerpunkten der Initiatoren und der Gesellschaftswissenschaften überhaupt gehörte. Letzteres hatte Konsequenzen. So war etwa der Anteil der weiblichen Befragten zu gering (z. B. P81. 91 Leiter, davon 3 weiblich; wissenschaftlich-technische Intelligenz: 78 Frauen). Befragungen in der DDR waren oft arbeitszentriert (P81, IU88), erfassten dann nur die berufstätige Bevölkerung und ließen die private Reproduktion und den familiären Bereich unterbelichtet. Haushaltsbezogene Indikatoren, die nicht individuell untersetzt wurden, erschwerten die geschlechtsspezifische Auswertung der Lebensbedingungen (SD87). Die Kategorie Geschlecht wurde nicht ignoriert, aber ihr wurde nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zuteil. Dieser Vorwurf trifft jedoch nicht nur die DDR-Sozialwissenschaften. Denn »Geschlecht ist für herkömmliche Ungleichheitstheorien allenfalls ein Klassifikationsbegriff, niemals ein Grundbegriff«, kritisierte Kreckel (Kreckel 2004, 214).

Die Befragungen belegten, dass auch in der DDR ein sozialer Unterschied zwischen den Geschlechtern zum Nachteil der Frau bestand. Zugleich zeugte der Generationenvergleich von den erheblichen Fortschritten beim Abbau der Geschlechterungleichheit. Diese Fortschritte gingen weiter als im anderen Teil Deutschlands. Der »Sozialismus (hat) den Frauen einen strukturellen Gleichstellungsvorsprung gebracht: Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in den Qualifikationschancen; Berufschancen, Aufstiegschancen, Einkommenschancen und politischen Teilnahmekancen waren stärker verringert worden als in der Bundesrepublik, und auch die traditionelle Arbeitsteilung in den Familien war weiter aufgelockert« (Geißler 2002, 391).

Geißler versäumt nicht, darauf hinzuweisen, dass es sich dabei um eine »Emanzipation von oben« handle. Immerhin ist damit eine erste Besonderheit des DDR-Patriarchats hervorzuheben:

Erstens. Unter den patriarchalen Strukturen der DDR wurden große Fortschritte beim Abbau der strukturellen Diskriminierung der Frau bewusst und planmäßig (paternalistisch gesteuert) herbeigeführt. Das Patriarchat hat sich selbst gemäßigt.

An der traditionellen Sozialstrukturforschung wird kritisiert, dass sie die fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften als Arbeitsgesellschaften auffasste. Die Kritik richtet sich zum einen darauf, dass die Stellung der Individuen im (Er-

werbs-)Arbeitsprozess zu einseitig als ausschlaggebendes Zuordnungskriterium der Klassen- und Schichtzugehörigkeit fungiert und die Reproduktionssphäre ausklammert. Zum anderen würde dieses Kriterium Arbeit nicht (mehr) die Mehrheit der Bevölkerung erfassen. Die meisten Mütter wie auch die meisten verheirateten Frauen im erwerbsfähigen Alter in der Bundesrepublik waren 1988 nicht berufstätig²⁵. Und auch die besonders benachteiligten sozialen Gruppen gehörten nicht zur Erwerbsbevölkerung.

In der DDR war hingegen die erwerbsfähige Bevölkerung in der Regel auch erwerbstätig, Tendenzen einer Krise der westlichen Arbeitsgesellschaften (Rifkin 1995: »Das Ende der Arbeit«, Jenner 1997: »Die arbeitslose Gesellschaft«) in Gestalt permanenter Massenarbeitslosigkeit waren hier nicht vorhanden. Insbesondere waren Frauen berufstätig. Weibliche Berufstätigkeit war darüber hinaus meist keine Teilzeitbeschäftigung.

Zweitens. Die DDR-Gesellschaft war – gemessen am Grad der Beschäftigung – mehr noch als die fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften eine Arbeitsgesellschaft. Die Stellung im beruflichen Arbeitsprozess war deshalb ein relevantes – allerdings kein hinreichendes – Kriterium der sozialen Zuordnung, das namentlich auch auf Frauen zutraf.

Auf zwei Konsequenzen dieser Besonderheit sei hingewiesen: Zum einen war für die Frauen in der DDR die soziale Zuordnung über die berufliche Position weniger sozial diskriminierend als in der BRD, wo nur die Minderheit der Frauen im Erwerbssystem verankert war.²⁶ Zum anderen waren die Frauen in der DDR häufiger mit der Doppelbelastung aus Beruf und Familie konfrontiert. Denn:

Drittens: Die DDR war eine Familiengesellschaft. Die erwachsene Bevölkerung war mehr in familiäre Strukturen (feste Partnerschaft, Kind) eingebunden als in Westdeutschland. Das gilt ganz besonders für berufstätige Frauen. Die DDR-Familie entsprach mehr und häufiger als in der BRD der traditionellen (Zwei-Generationen-)Familie von verheirateten Eltern mit Kind(ern). Der Traditionsbruch und die wesentliche Besonderheit bestand darin, dass beide Eltern berufstätig waren. Es existierte aber ein andauernder Widerspruch zwischen der hohen Erwerbsbeteiligung der Frauen einerseits und der fortdauernden traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern bezüglich der häuslichen Aufgaben andererseits.

Durch eine gut ausgebaute soziale Infrastruktur, durch öffentlich erbrachte Reproduktionsleistungen und durch Fördermaßnahmen wurde die weibliche Berufstätigkeit ermöglicht.²⁷ Andererseits zeigte die Analyse, dass die Aufgabenteilung in der privaten Sphäre nach wie vor stark zu Lasten der Frauen erfolgte. Die Ar-

25 ALLBUS88, Altersgruppe 20-49 Jahre: 43 Prozent der Mütter und 47 Prozent der verheirateten Frauen waren berufstätig.

26 Die Ignoranz der reproduktiven Funktionen wirkte sich selbstverständlich benachteiligend auch über das Kriterium der beruflichen Stellung aus, weshalb auch die DDR-Frauen infolge ihrer Verpflichtungen in der privaten Sphäre einen Preis bei der beruflichen Entwicklung zu zahlen hatten.

27 SD87, Altersgruppe 20-49 Jahre: 90 Prozent der Mütter waren berufstätig, 86 Prozent der Frauen lebten in Partnerschaft (82 Prozent verheiratet).

beitsteilung innerhalb der Familie war noch stark vom überwundenen Alleinverdienermodell geprägt. Hausarbeit blieb in der gesellschaftlichen Würdigung gegenüber der Erwerbsarbeit zweitrangig und war deshalb vor allem von den Frauen zu tragen. Auch in der DDR wirkte in der Familie ein »Sekundärpatriarchalismus« (Ursula Beer, in: Becker, Kortendiek 2004: 56 f.) fort, indem der Mann den Erfordernissen der privaten Reproduktion gegenüber den beruflichen Verpflichtungen nur sekundäre Bedeutung zuwies.

Viertens. In der DDR-Wirtschaft der achtziger Jahre zeigten sich Tendenzen der Verzögerung und eines partiellen Rückbaus der weiblichen Emanzipation durch eine erneute Vertiefung der geschlechtlichen Arbeitsteilung. Männer und Frauen der jüngeren Generation von Beschäftigten waren in verschiedenen Wirtschaftsbereichen bzw. -zweigen stärker segregiert als die der älteren Berufstätigen.

Die männliche Dominanz war in den Bereichen Land- und Forstwirtschaft sowie Verkehr/Post- und Fernmeldewesen bei den unter 43-Jährigen noch stärker ausgeprägt als bei den Älteren; und in Volksbildung und Gesundheitswesen sowie im Handel war die weibliche Mehrheit bei den Jüngeren größer. Derartige Tendenzen minderten die Erfolge beim Abbau des Bildungs- und Qualifikationsrückstands, behinderten die soziale Gleichstellung und hatten auch nachteilige Konsequenzen für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung (z. B. durch die Feminisierung des Bildungswesens).

Fünftens. Die patriarchalen und paternalistischen Strukturen der DDR-Gesellschaft behinderten und beschränkten demokratische und partizipatorische Initiativen, Aktivitäten und Bewegungen. Die Doppelbelastung ließ den Frauen außerdem geringere Spielräume als den Männern für demokratisches und politisches Engagement.

Generell waren Männer politisch aktiver und organisierter. Frauen reagierten auf die soziale Benachteiligung nicht mit verstärkter politischer Unzufriedenheit oder erhöhter politischer Distanz zum DDR-System. Die soziale Ungleichheit der Geschlechter wurde in der Zeit des Systemwechsels nicht als vordringliche Aufgabe der politischen Agenda angesehen. Doch zeigte sich eine bedeutende Minderheit der Frauen und – entgegen früheren Befragungen – eine beachtliche Minderheit der Männer in Bezug auf das Thema Gleichstellung sehr besorgt.

Tendenzen der politischen und ideologischen Radikalisierung der Umbruchphase erfassten vor allem Minderheiten der männlichen Bevölkerung. Eine charakteristische Geschlechtsdifferenz dieser Zeit bestand darin, dass Frauen (zunächst) wie Männer optimistischer in die gesamtdeutsche Zukunft blickten, aber diesen Optimismus weniger aus ihren eigenen Möglichkeiten ableiteten.

Inwieweit die gesamtdeutsche Entwicklung diesen Optimismus rechtfertigte, konnte mit den hier ausgewerteten Befragungen nicht analysiert werden.

Literatur

- Adler, Frank 1996: Früher sozialistischer Leiter oder politischer Funktionär, heute ...? Zur vertikalen Modalität der DDR – Dienstklasse im Transformationsprozeß. In: Berichte zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland, Bd. 2 Ungleichheit und Sozialpolitik. Hauser, R.; Glatzer, W.; Hradil, St.; Kleinhenz, G.; Olk, Th.; Paukoke (Hg.) Opladen, Leske + Budrich, S. 379-410.
- Adler, Frank; Kretzschmar, Albrecht 1996: Vertikale Mobilität im ostdeutschen Transformationsprozeß. In: Andreß, H.-J. (Hrsg.): Fünf Jahre danach. Zur Entwicklung von Arbeitsmarkt und Sozialstruktur im vereinten Deutschland. (Gesellschaften im Wandel 4) Berlin und New York: de Gruyter, S. 11-39.
- Adler, Frank; Albrecht Kretzschmar; Rainer Ferchland: Ostdeutschland: Soziallagen im Umbruch. Förderung DFG; Projektzeitraum 1992–1996.
- Adler, F.; A. Kretzschmar; I. Müller-Hartmann; J. Müller; D. Lindig; R. Winzer 1989: Soziale Prozesse und Probleme der Durchsetzung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in der DDR (Studie). Autorenkollektiv 1988: Sozialstruktur der DDR. Berlin: Dietz.
- Becker, Ruth; Beate Kortendiek (Hrsg.) 2004: Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Beer, Ursula 2004: Sekundärpatriarchalismus: Patriarchat in Industriegesellschaften. In: Becker, Kortendiek 2004: 59- 64.
- Grundmann, Siegfried: Die Sozialstruktur der DDR. Versuch einer Rekonstruktion auf Basis einer 1987 durchgeführten soziologischen Untersuchung. WZB-Paper FS III 97 – 402.
- Geißler, Rainer (2002): Die Sozialstruktur Deutschlands. Bonn: bpb.
- Hradil, Stefan 2001: Soziale Ungleichheit in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Kretzschmar, Albrecht u. a. 1986: Arbeit – Leistung – Persönlichkeit. Zur Entwicklung des Leistungsverhaltens in der sozialistischen Industrie. Berlin: Dietz Verlag.
- Radtke, H. u. a. 1983: Forschungsbericht. Leistung – Persönlichkeit – wissenschaftlich-technischer Fortschritt in der DDR (Ergebnisse einer soziologischen Untersuchung). Leistung, Leistungsverhalten und Leistungsbedingungen von Produktionsarbeitern. Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Institut für Marxistisch-Leninistische Soziologie.
- Schäfers, Bernhard/Wolfgang Zapf 2001: Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Opladen: Leske + Budrich
- Schröter u. a. 1983: Forschungsbericht. Leistung – Persönlichkeit – wissenschaftlich-technischer Fortschritt in der DDR (Ergebnisse einer soziologischen Untersuchung). Zum Leistungsverhalten der wissenschaftlich-technischen Intelligenz in Forschung und Entwicklung. Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Institut für Marxistisch-Leninistische Soziologie.
- Schröter, Ursula; Ullrich, Renate 2005: Patriarchat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR. Berlin: Karl Dietz Verlag.

Nachbetrachtungen

Kaum ein, möglicherweise kein Land der jüngeren Geschichte liegt so offen da und wurde in den vergangenen 20 Jahren von unterschiedlichsten Leuten mit unterschiedlichsten Interessen so oft zum Gegenstand zeitgeschichtlicher Betrachtung gemacht wie die DDR. Dabei zeigt sich: Pauschalwertungen sind falsch, nur Annäherungen sind möglich.

Unsere Absicht war eine Annäherung mit Hilfe möglichst genauer Analysen ausgewählten historischen Materials – im ersten Schritt historischen Materials aus der sozialwissenschaftlichen DDR-Forschung (2005), nun in einem zweiten Schritt die Analyse ausgewählter Dokumente (DFD, DEFA) und Befragungsdaten, die nicht nur verschiedene Bereiche des DDR-Lebens, sondern auch unterschiedliche Zeiträume beleuchten. Geleitet hat uns das theoretische Interesse, die Besonderheit des DDR-Patriarchats gegenüber der jetzt so selbstverständlich erscheinenden kapitalistischen Variante erkennbar zu machen.

Das Patriarchat in der DDR war einerseits gegründet auf Volks- und Genossenschaftseigentum, auf Planwirtschaft, auf das Recht auf Bildung und berufliche Arbeit für alle Menschen im arbeitsfähigen Alter. Es war andererseits eine spezifische Art von Diktatur mit der Vormachtstellung einer Partei (bei Existenz mehrerer Parteien). Ausgangspunkt und Ziel der Politik waren – über den Kampf gegen Krieg und Faschismus hinaus – die Aufhebung des Widerspruchs zwischen Kapital und Arbeit, die Beseitigung der sozialen Unterschiede der Klassen und Schichten. Im Kalten Krieg der Systeme und in der hautnahen Konfrontation mit der Bundesrepublik Deutschland wurde der Schwerpunkt der Politik auf den Klassenkampf gelegt. Frauenemanzipation galt als wichtig, aber nachgeordnet. Allerdings nicht als marginal. Es gab international anerkannte vorbildliche frauenpolitische Maßnahmen und Gesetze. Sie waren zwar nicht geeignet, das überkommene Patriarchat infrage zu stellen oder gar zu beseitigen. Aber sie waren geeignet, es zu zügeln, es für die meisten Frauen, Kinder und Männer – bei aller Widersprüchlichkeit – lebbar zu machen.

Die Vorstellungen von Gleichberechtigung hatten ihre Wurzeln in der Arbeiterbewegung. Deshalb galt (wie bei August Bebel und Clara Zetkin) die ökonomische Unabhängigkeit der Frau vom Mann, ihre Berufstätigkeit und die dafür erforderliche Bildung, als entscheidendes Kriterium für Gleichstellung der Geschlechter, als frauenpolitische Zielstellung. Diesem Ziel war die DDR in ihren letzten Jahren sehr nahe gekommen. Wahrscheinlich deshalb zeigte sich erst in den 80er Jahren für viele DDR-Frauen (und Männer) die Begrenztheit dieses emanzipatorischen Zieles. Die Grenzen deutlich(er) zu machen, ohne den Chancenreichtum zu leugnen – das war Anliegen unserer beiden Publikationen.

Autorinnen und Autoren

Ursula Schröter,

Dr. phil., Jahrgang 1941, Mathematikerin und Soziologin, Stellvertretende Vorsitzende des Demokratischen Frauenbundes (dfb) e.V., 2 Söhne, 5 Enkel.

Neueste Veröffentlichungen:

- Kapitel: Kinder ..., Frauen ..., Familie. In: Ferchland, Rainer (Hrsg.), Sozialberichte: Was sie benennen und was sie verschweigen, Berlin 2007;
- Bildung, Beruf und Wunschkind: Frauen mit Erfahrungen unterschiedlicher Gesellschaftssysteme. In: FrauenOrte, Band 2, Halle 2008;
- Die Genossin Luxemburg ... In: Spirale der Zeit, Heft 5, Opladen 2009.

Renate Ullrich,

Dr. sc. phil., Jahrgang 1938, Theaterwissenschaftlerin, 2 Kinder, 4 Enkel.

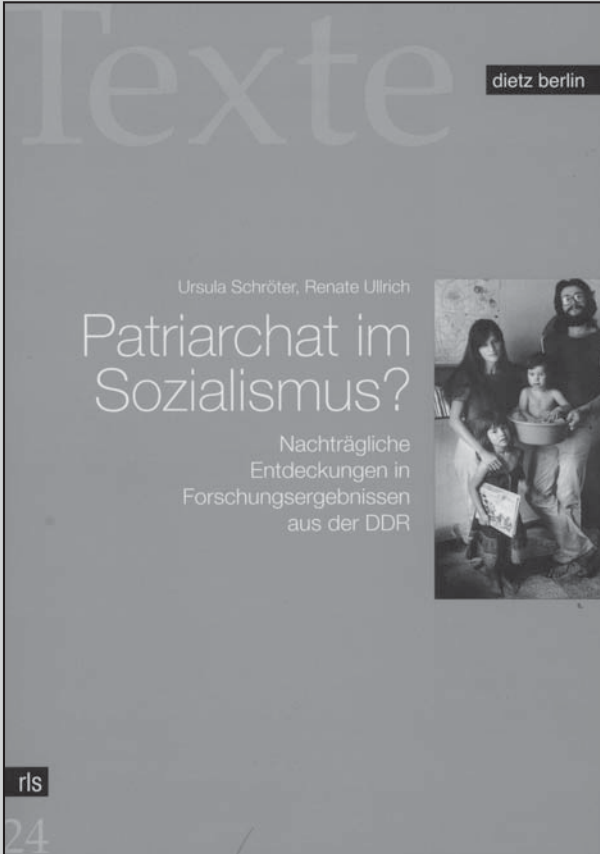
Neueste Veröffentlichungen:

- Entdeckungen zur Frauenforschung in der DDR. In: die hochschule. journal für wissenschaft und bildung. 1/2007 Halle/Wittenberg;
- Kapitel: Bildung ..., Partizipation ... In: Ferchland, Rainer (Hrsg.), Sozialberichte: Was sie benennen und was sie verschweigen, Berlin 2007;
- Die Macht der Frauen. Oder: Warum Medea ihre Kinder tötete. In: UTOPIE kreativ. 216/2007 Berlin;
- Feuchttgebiete und Neue Deutsche Mädchen. In: Das Argument 281/2009 Hamburg.

Rainer Ferchland,

geb. 1937, Soziologe, Rentner, Veröffentlichungen vor allem zur Sozialberichterstattung sowie zur sozialräumlichen Struktur Berlins, z. B. (Hrsg.) 2007: Sozialberichte: Was sie benennen und was sie verschweigen, Berlin.

Texte 24 der Rosa-Luxemburg-Stiftung



Das sozialistische Patriarchat in der DDR:

Gehört es ein für allemal zum Teufel gejagt, oder darf es noch einmal in Ruhe betrachtet werden?

Bietet es – allem Anschein zum Trotz – vielleicht sogar Stoff für Zukunftshoffnung?

Wenn es der wirklichen – sprich: neugierigen – Kritik unterworfen wird?

Ursula Schröter und Renate Ullrich gestatten sich »nachträgliche Entdeckungen«.

Ursula Schröter, Renate Ullrich

Patriarchat im Sozialismus?

Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR

Texte 24 der RLS, 169 Seiten, Broschur, 9,90 EUR, ISBN 978-3-320-02900-5

KARL DIETZ VERLAG BERLIN GMBH

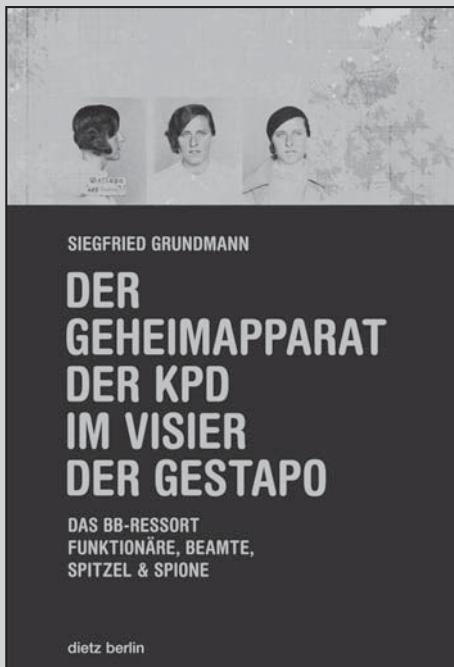
Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin

Tel.: 030 2978-4534 · Fax: Tel.: 030 2978-4536

info@dietzberlin.de · www.dietzberlin.de

dietz berlin

Geheimdienstgeschichte



Siegfried Grundmann
**Der Geheimapparat der KPD
im Visier der Gestapo**
Das BB-Ressort –
Funktionäre, Beamte, Spitzel, Spione
496 Seiten
80 Abbildungen
29,90 Euro
ISBN 978-3-320-02113-9

Hans Magnus Enzensberger kommt in seinem Buch über Kurt von Hammerstein auch auf dessen kommunistisch eingestellte Töchter und deren Engagement für den Geheimdienst der KPD zu sprechen. Doch mehr als ein Schlaglicht kann Enzensberger nicht bieten. Die ganze Geschichte aus Aufopferung und Abenteuer, Idealen und Enttäuschungen, Stärke und Schwäche, Hoffnungen und Verrat, – eines der verschwiegendsten Dramen des 20. Jahrhunderts – erzählt dieser Band.

KARL DIETZ VERLAG BERLIN GMBH
Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin
Tel.: 030 2978-4534 · Fax: Tel.: 030 2978-4536
info@dietzberlin.de · www.dietzberlin.de

dietz berlin

Die russische Revolution

Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus



»Die Wache ist müde«

Neue Sichten auf die
russische Revolution von 1917
und ihre Wirkungen
herausgegeben von
Wladislaw Hedeler/Klaus Kinner

dietz berlin

Wladislaw Hedeler, Klaus Kinner (Hrsg.)

»Die Wache ist müde«

Neue Sichten auf die russische Revolution
von 1917 und ihre Wirkungen

146 Seiten, mit 4 Abbildungen

24,90 Euro

ISBN 978-3-320-02140-5

Wem hat heute die russische Revolution von ihrem demokratischen Aufbruch im Februar 1917 bis zur Auflösung der Konstituierenden Versammlung im Januar 1918 etwas zu sagen? Wird sie als historisches oder als epochales Ereignis reflektiert? Existieren Bezugspunkte für eine Rückbesinnung auf die sozialistische Perspektive, die außerhalb Europas zu beobachten ist? Autoren: Fritz Klein, Wolfgang Ruge, Helmut Bock und viele andere.

KARL DIETZ VERLAG BERLIN GMBH

Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin

Tel.: 030 2978-4534 · Fax: Tel.: 030 2978-4536

info@dietzberlin.de · www.dietzberlin.de

dietz berlin

Texte

dietz berlin

Ulla Plener, Natalia Mussienko (Hrsg.)

Verurteilt zur Höchststrafe: Tod durch Erschießen

Todesopfer aus
Deutschland
im Großen Terror
in der Sowjetunion
1937/38



rls

27

Es geht um 568 Opfer, die von sowjetischen Repressionsorganen vorwiegend 1937/38 in Moskau, im Moskauer Gebiet, in Leningrad und an einigen anderen Orten zum Tode verurteilt und erschossen wurden. Die meisten wurden verscharrt oder eingäschert. Wer waren diese Opfer? Was wollten die Menschen, von denen in diesem Buch die Rede ist, wofür haben sie gelebt, gestritten?

Ulla Plener, Natalia Mussienko (Hrsg.):

Verurteilt zur Höchststrafe: Tod durch Erschießen.

Todesopfer aus Deutschland im Großen Terror in der Sowjetunion 1937/38
2., ergänzte Auflage, 170 Seiten, 12,90 Euro · ISBN 978-3-320-02122-1

KARL DIETZ VERLAG BERLIN GMBH

Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin

Tel.: 030 2978-4534 · Fax: Tel.: 030 2978-4536

info@dietzberlin.de · www.dietzberlin.de

dietz berlin

Texte 35 der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Texte

dietz berlin



Peter Hochmuth, Gerhard Hoffmann (Hrsg.)

Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen

Lebensbilder

rls

35

Im Jahre 2005 baten die Herausgeber die letzten ehemaligen KZ-Häftlinge von Buchenwald um Interviews über ihr Leben. Es ist ein Band entstanden, in dem der rassistisch verfolgte Jude neben dem politisch verfolgten Kommunisten, der »Sippenhäftling« aus adligem Hause neben dem rassistisch verfolgten Sinto, der Farbige neben dem politisch verfolgten Sozialdemokraten steht.

Peter Hochmuth, Gerhard Hoffmann (Hrsg.):
Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen. Lebensbilder
248 Seiten, 14,90 Euro · ISBN 978-3-320-02100-9

KARL DIETZ VERLAG BERLIN GMBH
Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin
Tel.: 030 2978-4534 · Fax: Tel.: 030 2978-4536
info@dietzberlin.de · www.dietzberlin.de

dietz berlin

